

Zu diesem Heft

Wendung des Blicks

Zum 150. Geburtstag Scheffels 1976 schrieb Günther Fetzter in seinem Aufsatz „Der verzögerte Erfolg“ in dieser Publikation: „Scheffel ist uns heute kein Gegenstand ästhetischen Genusses mehr“. Daß wir ihn nicht mehr so wie seine Zeitgenossen schätzen, hat Gründe, die hier unerörtert bleiben“ (Badische Heimat, Heft 1, 1976, S. 27). Eben diese „Gründe“ interessieren heute. Interessenlage und Fragestellungen haben sich inzwischen verändert, davon Kenntnis zu nehmen und darauf hinzuweisen, ist auch eine Aufgabe der „Badischen Heimat“. Denn so ist es nun wieder nicht, daß die „badische Gemütlichkeit“ aufhöre, wo einer, wie Amadeus Siebenpunkt meinte, dem Dreigestirn Hebel, Scheffel und Thoma „am Zeug flicken wollte“ (Deutschland deine Badener). Seit R. Selbmanns Studie „Dichterberuf im bürgerlichen Zeitalter“, 1982, und G. Mahals Aufsatzsammlung „J. V. v. Scheffel — Zu Unrecht vergessen?“, 1986, ist das Phänomen Scheffel überhaupt erst wieder zum Forschungsgegenstand geworden. Scheffel und sein Erfolg können heute wohl nur Forschungsgegenstand *als Teil und im Rahmen*

einer „Mentalitätsgeschichte“ sein, und zwar so, wie sie von der französischen historischen Schule der „Histoire des mentalités“ betrieben wird, die in der Erforschung von „Mentalitäten“ früherer Generationen, auch die „Dummheit im eigenen Wissen“¹⁾ zu entdecken bereit ist. Scheffel um seiner selbst willen, das ist wohl 1986 „nihil ad nos“, aber Scheffel und die Mentalitätsstrukturen seiner Zeit in bezug zu unserer eigenen Mentalität und Mentalitätsgeschichte, das wäre dann schon etwas. Ansätze zur Interpretation des Scheffel-Phänomens innerhalb einer Mentalitätsgeschichte der Lesergenerationen von 1870 bis hin zum Ersten Weltkrieg finden sich in Mahals Buch.

Allerdings sind Mahals Aufsätze zu sehr damit beschäftigt, das germanistische „Trivialisierungsverdikt“ von Scheffel abzuwehren, als daß eine „Wendung des Blicks“ — von der Mentalität der Scheffel-Leser zu uns selbst — in seiner Intention läge. Die Leser vor dem Ersten Weltkrieg sahen in Scheffel „ihren“ Dichter. Und wir? Wie sehen wir unsere zeitgenössischen oder als zeitgenössisch empfundenen Schriftsteller?

Botho Strauß bemerkte in „Paare und Passanten“ vor kurzem: „Wir möchten in ihnen — in Kleist, Hölderlin, Nietzsche, Kafka, Celan — heute nichts als die Leidensgröße denken. Diese (die genannten Dichter) sind uns die einzig Authentischen. Die Bürgen unseres kleineren Loses der Fassungslosigkeit. Aber wie Abschied nehmen vom kleineren Geschick? Nichts ist leichter und eitler, als den Keim eines Schreis, den ein anderer, in seiner Größe zerbrechender Mensch einmal tat, sich selber einzupflanzen.“... „Dann nimmt das Verlangen von uns Sozialversicherten überhand, sich eine Heroik für das eigene unansehnliche Leid auszuborgen.“²⁾

Scheffel — der Dichter der Lesergenerationen zwischen 1870 und dem Ersten Welt-

krieg. Wir und unsere Strategien, mit dem „kleineren Los der Fassungslosigkeit“ bei veränderter Situation auf unsere Weise fertig zu werden. Mentalitätsbezüge?

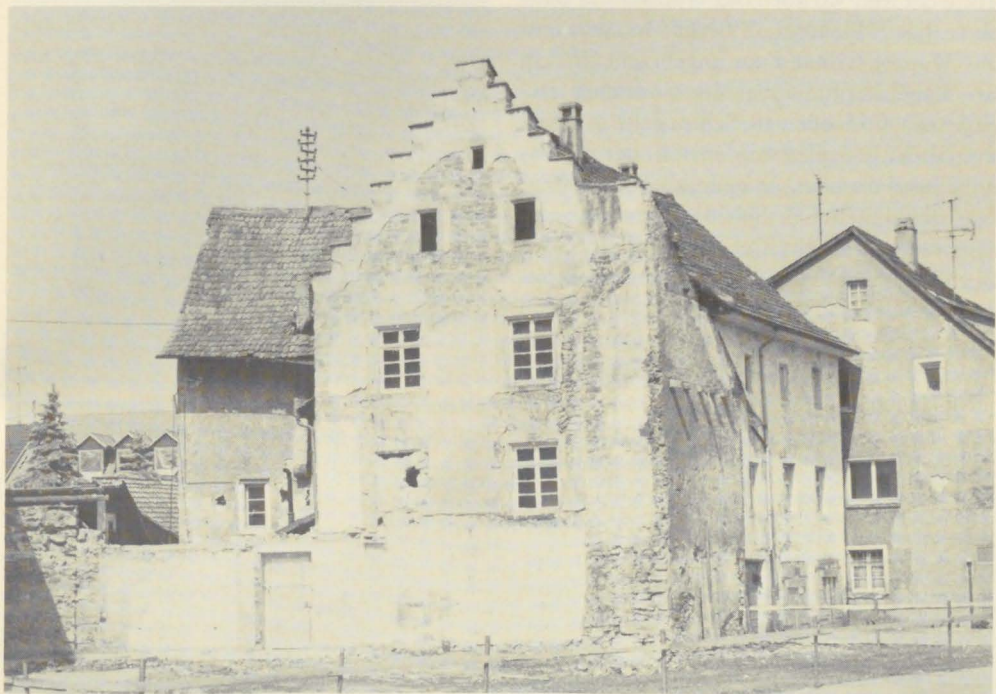
Heinrich Hauß
Schriftleitung

¹⁾ Vom Umschreiben der Geschichte. Neue historische Perspektiven. Hg. Ulrich Raulff, Verlag Klaus Wagenbach, Berlin, 1986, S. 14

²⁾ Botho Strauß, Paare, Passanten, dtv 10250, 1984, S. 107

Das Vogtshaus in Steinen — eine Hausbeschreibung

Annemarie Heimann-Schwarzweber, Lörrach



Außenansicht des Vogtshauses von Süden, nachdem angebaute Schuppen und die umliegenden Häuser abgerissen sind.

Im Volksmund wird das Vogtshaus in jüngerer Zeit „Ritterburg“ genannt, angeblich nach einem Bewohner mit dem Namen Ritter, oder wie Uneingeweihte meinen möchten, weil es sich um ein festes Steinhaus mit Treppengiebel, Treppentürmchen und mit spätgotischen Fenstern handelt. Bis zum Abriß der nah daran gebauten Häuser führte das Gebäude ein Schattendasein im wahrsten

Sinn. Erst dann kam es ins Rampenlicht überörtlichen Interesses. Wegen des unbeschreiblich vernachlässigten Zustandes wurde es erst einmal zum Abriß freigegeben, obwohl bekannt war, daß es das Haus der Vögte aus dem Geschlecht der Haller war, also das älteste bekannte „Rathaus“ in Steinen aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Immerhin veranlaßte das Amt für Denkmal-

pflege eine Bauuntersuchung, mit dem Resultat, daß die Freigabe widerrufen wurde. Die wissenschaftliche Bestandsaufnahme wurde Mai bis Juli 1985 durch Johannes Cramer¹⁾ durchgeführt. Seine Ergebnisse sind Grundlage für die Beschreibung. An der Eingangstür, die nicht die ursprüngliche zu sein scheint, ist die Jahreszahl 1593 eingemeißelt, darüber am Fenster 1594, ebenso am Treppenturm, wo auch das Wappen des Bauherrn Jakob Haller, von Beruf Metzger, und das Wappen seiner Frau angebracht ist. Ob der Engelskopf darüber als modischer Renaissanceputto oder als Schutzgeist in jenen Pestjahren gedeutet werden soll, der die Familie beschützt hat, ist nicht zu entscheiden. Der verwinkelte Grundriß mag durch die Grundstücksverhältnisse zu erklären sein. Nicht auszuschließen ist, daß hier zwei mittelalterliche Häuser gestanden haben, denn die jetzige Größe aus dem 16. Jahrhundert ist in früherer Zeit zumindest als Bürgerhaus nicht denkbar.

Der eingezwängte, nicht im Mauerverband stehende Treppenturm²⁾ wird verständlich durch zwei Bauperioden, die bewiesen werden können: Einmal durch den Fund eines im Keller in zweiter Verwendung eingemauerten Werkstückes, Teil eines Kreuzstockfensters, mit der Jahreszahl 1553, das anderen Fensterprofilen am Bau gleicht. Es wurde überflüssig beim Umbau 1593 und im etwas später erneuerten Keller als Fenstersturz verwendet. Es wurden noch andere Werkstücke im Keller gefunden, die sicherlich nicht von außen her dorthin gekommen waren, sondern beim Umbau dort deponiert wurden. Sandsteinwerkstücke waren trotz des nahen Bruches etwas Kostbares! Für zwei Bauphasen sprechen auch ältere Balken am hinteren Dach, während die Gesamtdachkonstruktion der Zeit um 1593 angehört³⁾. Die Außenwände sind einheitlich gemauert, müssen also der Bauzeit von 1553 zugeordnet werden. Die alten Innenwände in Fachwerktechnik stammen teilweise aus der Zeit 1593/94, d. h., die Einteilung des Hauses



Dämonenkopf, darunter Tafel mit Steinmetzzeichen und Jahreszahl des Umbaues an einem Türpfosten.

wurde neu vorgenommen. In jüngerer Zeit neu eingezogene Zwischenwände brauchen nicht zu interessieren.

Über die Einteilung des Hauses können keine exakten Aussagen gemacht werden. Sicher waren im Erdgeschoß Lagerräume für die Haushaltung und für die Werkzeuge des Metzgers, dessen Haupttätigkeit im zubereiten des Fleisches für die Kunden bestand, weniger im Aufbewahren. Im Erdgeschoß bildet ein Türgewände mit Eselsrücken den Einlaß in einen Hochkellerraum; ursprünglich dürfte dieses schöne Portal einen wichtigeren Platz gehabt haben, war aber in der Zeit um 1593 nicht mehr modern und paßte nicht zu den neuen Schmuckformen im Renaissancestil.

Im hinteren Teil des Hauses ist nachträglich, wohl wenige Jahre nach dem Umbau 1593, ein gewölbter Keller eingebaut worden; dazu mußte eine vom Treppenturm in den hinteren Bauteil sich öffnende Tür zugemauert werden. Veränderte Bedürfnisse des Metzgers mögen diese neuerliche Veränderung bedingt haben (für gesalzenes Fleisch?).

Das erste Obergeschoß enthielt zwei große Stuben, eine saalartige im Hinterbau und eine nach vorn; dazwischen war die Küche, von der aus die Kachelöfen — die Chunsch — beider Räume geheizt werden konnte; das einzige Relikt ist eine ornamentierte Sandstein-Sockelbank.

An der Giebelseite sind zwei kleinere Stuben; die steinernen Sitzbänke an den Fenstern und die Farbspuren alter Bemalung an den Wänden sind ein Hinweis, daß es keine

Schlafkammern waren. Auch sind die beiden Türen, eigentlich eine Doppeltür, auf der Gangseite besonders repräsentativ: Nach Entfernung einer neueren Wand kam am Mittelpfosten aus Sandstein gehauen ein Emblem zutage mit dem Steinmetzzeichen des Meisters und der Jahreszahl 1593, darüber eine typisch manieristische apotropäische Fratze, halb Mensch, halb Tier; an den seitlichen Türeinfassungen wurde äußerst differenziert gearbeitetes Palmettenrollwerk aufgedeckt.

Das Zeichen des Meisters und vielleicht ein Gesellenzeichen kommen 24 Mal vor, also maßen die Steinmetzen ihrer Arbeit am Vogtshaus Bedeutung zu. Beide Zeichen sind jeweils einmal mit 1593 und 1594 datiert.

Ihr Vorkommen am Straßburger Münster macht sehr wahrscheinlich, daß die Meister



Wandmalerei im 2. Obergeschoß, Überblick



Dasselbe: Detail, re. Figur, Justitia mit Schwert und Waage

zur Straßburger Bauhütte gehörten, die auch noch im 16. Jahrhundert bedeutende Werkmeister hervorgebracht hat (Schöch am Heidelberger Schloß⁴).

Im zweiten Obergeschoß war die Einteilung ungefähr die gleiche. Auch hier wurden in den beiden kleineren Kammern Ausmalungen gefunden, so daß man die ursprüngliche Bemalung der Fachwerkfelder gut rekonstruieren kann. Aufwendiger ist die Bemalung im hinteren Raum gewesen: Verspiegelung von Quaderwerk seitlich des Fensters und darüber Rollwerk mit Pflanzenmotiven, so daß es nicht abwegig ist, in diesem Raum einen Versammlungssaal zu sehen. Wir heute fragen uns, warum so hoch oben?

In beiden Obergeschossen waren am hinteren Bau von der Treppe aus je ein hölzerner Laubengang angebracht, der in einem Abort

endete; die Ableitung war anscheinend damals schon mit einer Grube verbunden, eine in jener Zeit höchst moderne Errungenschaft!

In der oberen Stube zur Straße ist durch die Restauratorin die erstaunlichste Entdeckung gemacht worden: Unter mehreren Farbschichten kam ein Wandbild hervor, das in der oberen Hälfte — unten war wohl Vertäferung — die ganze Nordwand überzieht und über die Nordostecke hinweg bis zum linken Fenster reicht. Da die Dachkonstruktion des Umbaus von 1593 die Malerei überschneidet, ist anzunehmen, daß sie zum Bau von 1553 gehört. Dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend wurde die eigentliche Darstellung in gemalte Architekturräumung eingefasst, die dem Raum eine gewisse Repräsentanz verlieh. Sichtbar ist rechts vor



Wappentafeln des Vogtes Jakob Haller und seiner Frau; mit Engelskopf, Steinmetzzeichen und Jahreszahl unter der Treppe.

dem Hintergrund einer Stadtansicht eine Frau in spanischer Tracht mit Schwert und Waage, in der Mitte eine gleiche Frauengestalt mit Schwert und mit einem Kopf in der Linken; die Stadt im Hintergrund reicht bis an diese Figur, während auf ihrer linken Seite ein Heerlager sichtbar ist. Im linken, sehr beschädigten Drittel ist nur noch die untere Hälfte einer Person in Waffenrock[?] erkennbar. An ein „Portrait“ der nahen Stadt Basel mit den Toren und vielen Kirchen zu denken, ist sehr verlockend, kann aber nicht belegt werden. Vermutlich kannte der Maler die Stadt vor den Grenzen der oberen Markgrafschaft, vielleicht sogar als einzige große Stadt, und schon deshalb kann sie als Vorbild gedient haben; es können aber ebenso Vorbilder aus der Kosmographie des Sebastian Münster verwendet worden sein. Die

Deutung ist bei dieser provinziellen Arbeit schwierig, zumal man bei dem Auftraggeber, dem damaligen Vogt Bastian Haller, keine humanistische Bildung voraussetzen kann und bei dem oder den Ausführenden nicht die Kenntnis der Symbolik erwarten darf. Hier hat es sich wohl ursprünglich um eine „Amtsstube“ gehandelt, in der vor dem Vogt Auseinandersetzungen stattfanden, die nicht unter die Gerichtsbarkeit auf Burg Rötteln fielen, also Kaufverträge, Erbangelegenheiten und ähnliches. Die Frauenfiguren sind als Justitia anzusprechen⁵⁾. Die Justitia distributiva (die ausführende), strafend oder belohnend, hält ein abgeschlagenes Haupt in der Hand; die Justitia commutativa (die bewegende) schlichtet Streit, und zum Zeichen dafür hält sie die Waage in der Hand. Diese Unterscheidung

ist im Mittelalter geläufig und geht auf die Einteilung des Aristoteles zurück: *Justitia divina, commutativa, distributiva*.

Nun ist aber neben den Frauenfiguren in gleichem Maßstab ein Mann in Waffenrock, so daß eine andere Deutung zumindest in Erwägung gezogen werden muß⁶⁾: von links Fortitudo, Temperantia mit Januskopf, Justitia. Wobei die Frage offen bleibt, an welcher Stelle Platz für die Prudentia gewesen sein könnte, denn durch das ganze Mittelalter hindurch wurden die vier auf Plato zurückgehenden Kardinaltugenden zusammen dargestellt.

Daß in dem Haller-Vogtshaus ein einmaliges Denkmal bürgerlicher Wohnkultur aus der Zeit vor dem 30jährigen Krieg erhalten geblieben ist, kann den sehr unruhigen Kriegzeiten zugeschrieben werden, die das Markgräflerland in den folgenden 200 Jahren zu erdulden hatte. Es gab kaum einmal ein paar Friedensjahre, dazu kamen immer wieder Epidemien, so daß die Bevölkerung andere Sorgen hatte als dieses repräsentative Haus im jeweiligen Zeitstil umzugestalten. Man braucht nicht an den persönlichen Nieder-

gang der Familie Haller und deren Erben denken⁶⁾.

Die Erhaltung dieses Hauses ist besonders wünschenswert, weil es im Markgräflerland sonst nirgends ein bürgerliches Haus aus so früher Zeit gibt.

Anmerkungen

¹⁾ Die Dokumentation ist noch nicht gedruckt. Adresse: Prof. Dr.-Ing. Johannes Cramer, Mauerstr. 26, 6100 Darmstadt

²⁾ Analog zu anderen Treppentürmen der Gegend dürfte er ursprünglich ein hohes Schirmdach gehabt haben; z. B. das Weiler Stapelhaus

³⁾ Mit modernen Untersuchungsmethoden ist das Alter des Holzes bestimmt worden

⁴⁾ Diese Feststellungen verdanke ich Horst Hänßler, Steinen, dem wohl besten Kenner des Vogtshauses, der mir bei allen Fragen hilfreich zur Seite stand.

⁵⁾ Georg Frommhold: Die Idee der Gerechtigkeit in der bildenden Kunst. Greifswald 1925

⁶⁾ Lexikon der Christlichen Ikonographie (Herder): Kardinaltugenden

⁷⁾ Über das angesehene Geschlecht der Haller: Steinen, eine Dorfchronik, 1982, S. 38, S. 382, S. 393 (Horst Hänßler)

Das Vogtshaus in Steinen

Fritz-Martin Edelmann, Lörrach

Versuch der Erhaltung eines Kulturdenkmals im Spannungsfeld zwischen Vorurteilen, Recht- und Interessenpositionen, Finanzierbarkeit und Gemeindepolitik.

Das Vogtshaus in Steinen, im Volksmund pejorativ „Ritterburg“ genannt, wurde bis ca. 1983 noch als Wohnhaus genutzt, insgesamt also ca. 400 Jahre! Da es durch umstehende

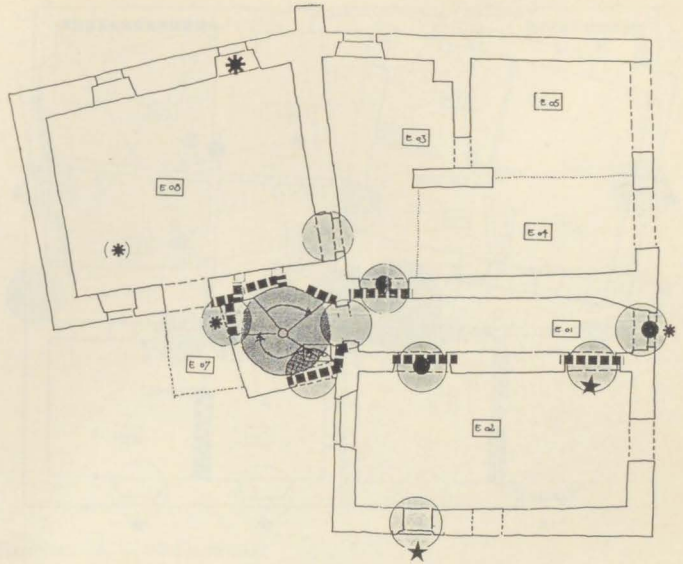
Häuser und deren Anbauten größtenteils verdeckt war, fristete es ein unbeachtetes Dasein, bis es durch den Abbruch eines benachbarten Gebäudes, des Hauses Lederer, wieder sichtbar wurde. Das Haus zeigt die Narben und Spuren seines Alters sehr eindeutig. Viele Jahrzehnte war nichts zu seiner Erhaltung getan worden. Es schien dem Verfall preisgegeben zu sein, so daß die Räume des

EG

ca. 1:100

Vorbarocke Ausstattung

- ■ ■ ■ ■ Wandbemalung
- Türblatt
- * * Jahreszahl 1553 / 1593-94
- Sandsteingewände (★ = 1553)
- ■ ■ ■ ■ Wendeltreppe 1594
- Täferdecke



Dr.-Ing. Job. Cramer, Architekt, Mauerstr. 26, 6100 Darmstadt

Hauses zuletzt nur an sozial schwache Bewohner vermietet waren.

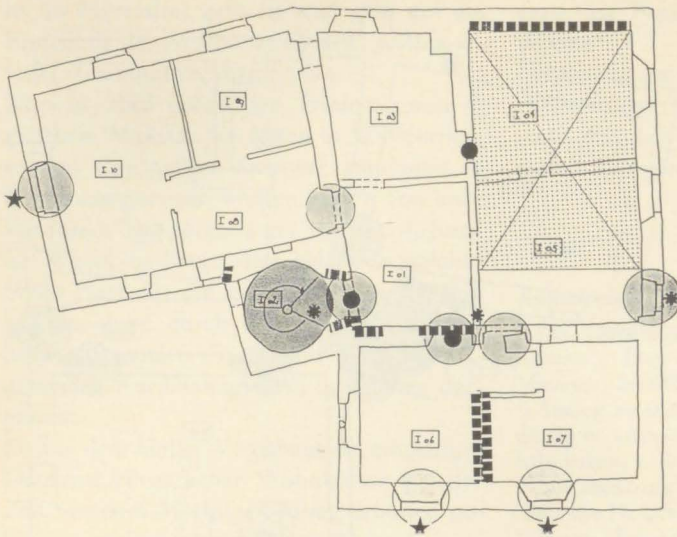
Der Zustand des Hauses setzt in den Augen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung der Gemeinde Steinen die Vorbedingung dafür, den Abbruch des Hauses als notwendig anzusehen. Die Ergebnisse der Untersuchungen von Herrn Prof. Dr. Cramer dagegen machte nach Ansicht der Mitglieder des Förderkreises Vogtshauses Steinen e.V. ein Umdenken erforderlich. Würde das Vogtshaus in Anbetracht des heutigen Kenntnisstandes abgerissen werden, würde es einem Vorurteil zum Opfer fallen.

Daß im Vogtshaus verhältnismäßig geringere Reparaturen grundlegender Art im Lauf der Jahrhunderte durchgeführt wurden, hatte sein Gutes darin, daß kulturhistorische Bestandteile gefunden wurden, deren Erhaltung wichtig und von überörtlicher Bedeutung erscheint.

Der Eigentümer dieses Grundstücks, gleich-

zeitig auch der Eigentümer eines benachbarten Grundstücks, hatte vom Landratsamt Lörrach eine rechtskräftige Abbruchgenehmigung erhalten, mit der Auflage, ein Gutachten über den kulturhistorischen Wert des Hauses anfertigen zu lassen. Vom Eigentümer wurde Herr Prof. Dr. Cramer mit der Erstellung des Gutachtens beauftragt. Das Gutachten bewirkte im Zusammenhang mit der Öffentlichkeitsarbeit des Förderkreises Vogtshaus Steinen e.V., daß das Landratsamt Lörrach die Abbruchgenehmigung widerrufen hat, mit der Begründung, daß neue Untersuchungsergebnisse, die bei der Erteilung der Abbruchgenehmigung nicht bekannt gewesen waren, das Vogtshaus in Steinen als Kulturdenkmal von überörtlichem Interesse ausgewiesen haben. Gegen diesen neuerlichen Bescheid des Landratsamtes geht der Eigentümer gerichtlich vor. Das Verfahren schwebt zur Zeit vor dem Regierungspräsidium Freiburg.

Die Interessenlagen stellen sich wie folgt dar:



1. OG
ca. 1:100

- Vorbarocke Ausstattung
- ■ ■ ■ Wandbemalung
 - Türblatt
 - * * * Jahreszahl 1553 / 1593-94
 - Sandsteingewände (★ = 1553)
 - ⊞ Wendeltreppe 1594
 - Täferdecke

Dr.-Ing. Job. Cramer,
Architekt, Mauerstr. 26,
6100 Darmstadt

1. Der Eigentümer befindet sich in der mißlichen Situation, daß er erhebliche Beträge in den Ankauf der Grundstücke investiert hat. Er kann die geplante Bebauung nicht vornehmen und muß bis zur endgültigen Entscheidung auf dem Verwaltungsgerichtswegen hohe Zinskosten in Kauf nehmen, ohne sicher zu sein, daß er seine ursprüngliche Bauabsicht verwirklichen kann.
2. Der öffentlichen Hand stehen hohe Gerichts- und Schadensersatzforderungen ins Haus, wenn sie in dem anhängigen Verfahren unterliegt.
3. Die Gemeinde Steinen ist auf Jahre hin in einem Punkt ihrer Ortskernsanierung blockiert, wenn sich nicht alle Beteiligten auf eine vernünftige und wirtschaftlich tragbare Lösung einigen.

Die Gemeinde Steinen wurde durch die Gemeindeform eine Flächengemeinde mit zusätzlichen 6 Ortsteilen: Endenburg, Hägel-

berg, Höllstein, Hüsing, Schluchtenhaus und Weitenau. Die bescheidene Finanzkraft der Gemeinde erschöpft sich in weit überdurchschnittlichen Ausgaben für Kanalisation und Straßenunterhalt, erhebliche Folgekosten für bereits durchgeführte, anspruchsvolle Bauten (Wiesenthalhalle) und den Kosten für die Ortskernsanierung im Zentralort Steinen im Rahmen des Städtebauförderungsgesetzes.

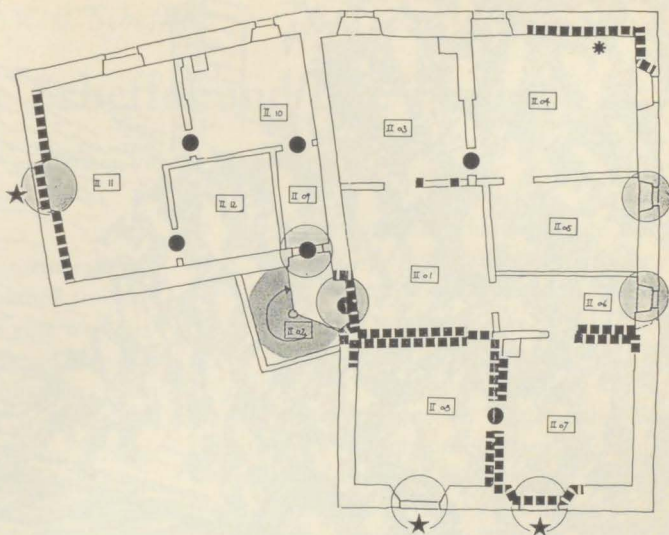
Die führenden Fraktionen des Gemeinderats Steinen haben ein Angebot des Eigentümers, das Vogtshaus zu übernehmen, grundsätzlich abgelehnt. Hierfür waren finanzielle Gründe ins Feld geführt worden, ohne daß sämtliche Zuschußmöglichkeiten untersucht worden waren.

Eine Erhaltung des Vogtshauses scheint dem Förderkreis nur dann möglich zu sein, wenn dank der überörtlichen Bedeutung des Vogtshauses auch überörtlich die Erhaltung des Vogtshauses konzipiert und finanziert wird. Ein Umdenken des Gemeinderats erscheint zum derzeitigen Zeitpunkt sowohl

2. OG
ca. 1:100

Vorbarocke Ausstattung

- ▣▣▣▣ Wandbemalung
- Türblatt
- * * Jahreszahl 1553 / 1593-94
- Sandsteingewände (★ = 1553)
- ▤▤▤▤ Wendeltreppe 1594
- ⋯ Tafeldecke



Dr.-Ing. Joh. Cramer, Architekt, Mauerstr. 26, 6100 Darmstadt

aus Finanz- als auch aus Prestige Gründen nicht erreichbar.

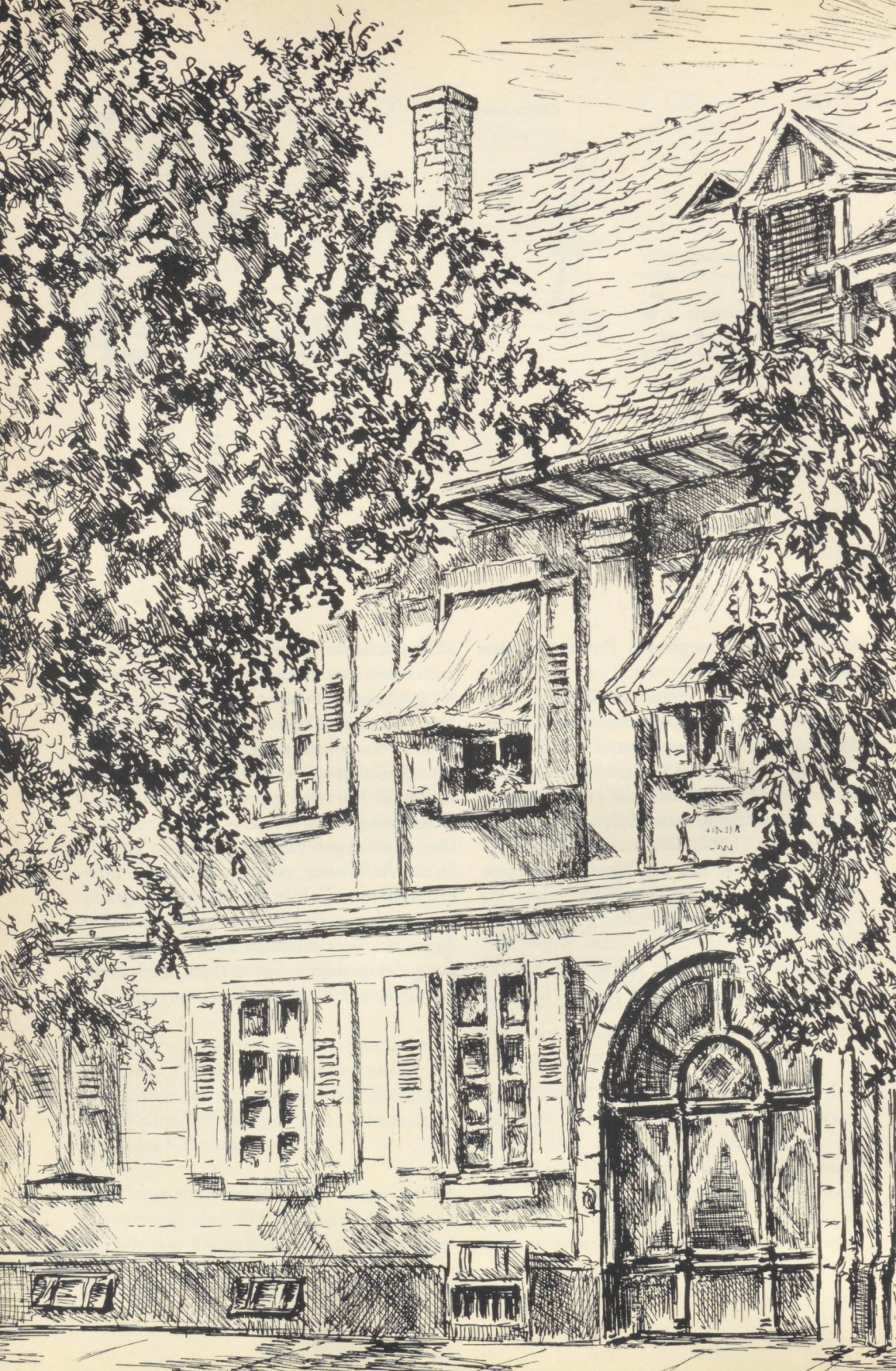
Der Förderkreis Vogtshaus Steinen e.V. sieht seine Aufgabe im wesentlichen darin, durch die Aufbringung privater Spenden der Gemeinde Steinen die finanzielle Bürde tragbar zu gestalten. Sein Ziel ist es, ca. 300 000 DM aufzubringen, wovon Spendenzusagen in Höhe von 110 000 DM bereits vorliegen.

Der Förderkreis hat ein Nutzungskonzept ausgearbeitet, das die Grundlage bildet für die Kriterien der Bezuschussung im Rahmen des Städtebauförderungsgesetzes, wobei darauf hingewiesen werden kann, daß das Innenministerium sich bereit erklärt hat, die

Städtebauförderungsmittel in dem Maße aufzustocken, wie dies für die Erhaltung des Vogtshauses notwendig ist.

Der Förderkreis bemüht sich, durch Organisation von Besichtigungen, durch Podiumsveranstaltungen das in der Gemeindepolitik wirksame Vorurteil gegen die Erhaltung des Vogtshauses abzubauen.

Der Förderkreis Vogtshaus Steinen e.V. ist zu der Auffassung gelangt, daß nach Vorliegen konkreter Zahlen ein Finanzierungskonzept erarbeitet werden kann, das den Erhalt dieses Hauses ermöglicht unter Berücksichtigung des geringen finanziellen Spielraumes der Gemeinde Steinen selbst.



Die Familie Scheffel und ihre Freunde

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Die Stephaniestraße

Die Entstehung der Stephaniestraße in Karlsruhe ist eine stadthistorisch so interessante Angelegenheit, daß sie eine weit ausführlichere Darstellung verdiente, als im Rahmen dieses Aufsatzes möglich ist. Ihren Namen hat die Straße von der Großherzogin Stephanie, der Gemahlin des Großherzogs Karl. Die von Napoleon betriebene Heirat erfolgte am 7. April 1806 in Paris. Die Anlage und der Ausbau der Straße im Zuge der Stadterweiterung zeigt in ihrem zeitlichen Ablauf folgende Abschnitte: Die Bautätigkeit begann in den Jahren 1816/17 mit den Häusern 2 und 4. Darauf trat eine zehnjährige Pause ein. Dann setzte mit dem Bau der Münze 1825/26 auch die private Bautätigkeit wieder ein¹). Die Bebauung erwies sich als ziemlich schwierig und zeitraubend. Das kam z.T. durch die strahlenförmige Anlage der Straßen der Stadt, was zur Folge hatte, daß trapezförmige Baublöcke entstanden und die einzelnen Grundstücke häufig stumpf- und spitzwinklig an die Straßeneinfahrt stießen, aber ein rechtwinkliges Bauen an der Straße vorgeschrieben war. Genaue Vorschriften zwangen die Bauherren zur Aneinanderreihung der Häuser und zur Beachtung bestimmter Proportionen der Fassadengestaltung usw., was die Grundrisse der erstellten Häuser einander ähnlich machte. Sämtliche Gebäude waren und sind heute noch eingebaute Reihenhäuser, bei denen die Gebäudetiefe etwa 12 Meter beträgt und die Grundrisse im Erd- und Obergeschoß einander entsprachen. Alle Häuser hatten Toreinfahrten und bekamen Hofflügel, in denen man Waschküchen, Remisen, Ställe oder auch zusätzlich Wohnräume oder die Küche einbaute²).

In den folgenden Jahrzehnten wurde Baulücke um Baulücke geschlossen. Es entstand eine reine Wohnstraße mit unverhältnismäßig breiter Fahrstraße, da die Stephaniestraße ursprünglich als Hauptstraße zur Linkenheimer Vorstadt geplant war.

In einer so bevorzugten Lage nahe des Hardtwaldes mit schönen Gärten waren die Wohnungen gesucht. Oft wohnte der Eigentümer im Flügelbau des Hofes und vermietete Erd- und Obergeschoß. Das gehobene Bürgertum hatte eigene Häuser, und in keiner anderen Straße der Stadt Karlsruhe war so viel Adel zu finden wie in der Stephaniestraße. Hier wohnten die Marschall, Holzinger, Berstett, Schönau-Wehr, Adelsheim, Goeler, Munck, Freystedt usw. Da lebten u.a. noch Generalauditor Dr. Wilhelm Brauer (Nr. 100), Glieder der Familie Lilier (Nr. 24 u. 37), Baudirektor Heinrich Hübsch (Nr. 30) und der Prof. des Maschinenbaus und Direktor des Karlsruher Polytechnikums Redtenbacher (Nr. 68). Das Haus Nr. 16, bis 1841 Nr. 14 und bis 1875 Nr. 18 erwarb um 1830 der Kapitän und spätere Major à la suite Philipp Jakob Scheffel, der Vater des Dichters. Dieses Haus blieb im Besitz der Familie Scheffel, bis es — am 4. Dezember 1944 durch Bomben zerstört — im Jahre 1947 als Ruine an einen Bauunternehmer verkauft wurde³).

Emil Frommel, der das Haus Scheffel gut kannte, beschreibt es so: „Das Haus sah äußerlich, wie alle Karlsruher Häuser in der Stephaniestraße, dem anderen gleich; aber innerlich war es künstlerisch ausgestattet, durchaus poetisch, später noch mit einem köstlichen angebauten Sommerhause verbunden. Da schaute man zuerst auf den mächtigen Ahorn, der gerade so alt war wie Joseph.

Denn am Tage seiner Geburt war er gepfflanzt und wuchs mit ihm als einem vertrauten Gefährten auf. ... Der Garten selbst stand immer in üppiger Fülle von Blumen und Obstbäumen, und hinten war das Gartenhaus, hinter welchem ein Pförtlein hinaus in den Hardtwald führte.“⁴)

Die Familie Scheffel

Die Familie Scheffel, die das ganze Haus bewohnte, bestand aus den beiden Eltern, der Großmutter Krederer, aus den Kindern Karl, Joseph und Maria und einem Diener. Der schwer kranke und an den Rollstuhl gefesselte Sohn Karl hatte sein Zimmer im Erdgeschoß, wo auch der geduldige Diener Anton Roeck in einem Nebenraum wohnte. Joseph, der Dichter, aber hauste im berühmt gewordenen Dachgeschoß. Die geräumige Zimmerflucht auf der Straßenseite erlaubte die Führung eines Salons und hatte Platz für ein lebhaftes gesellschaftliches Leben. Das Scheffelhaus in der Stephaniestraße wurde bald der Treffpunkt geistig hervorragender Persönlichkeiten der Residenz. Vertreter der Wirtschaft und Kunst, höhere Beamte gingen bei Scheffels ein und aus. Der Verkehr mit den Hausnachbarn wurde ebenfalls aufs freundlichste gepflegt und wurde durch die aneinanderstoßenden Gärten und Häuser sehr erleichtert, man konnte sich zurufen. Die Seele des Hauses war die Mutter Josephine Scheffel. Sie machte ihr Heim zum gesellschaftlichen Mittelpunkt, denn sie war eine Frau schöner und vielseitiger Begabung.

Maria Josephine Scheffel, geb. Krederer, kam 1805 in Oberndorf a.N. als Tochter des Kaufmanns und Stadtschultheißen Joseph Krederer zur Welt. In Gengenbach lernte sie den Hauptmann Philipp Jakob Scheffel kennen und heiratete ihn 1824 im Alter von 19 Jahren. Ihre Mutter, geb. Katherina Eggstein aus Rielasingen am Hohentwiel, wurde 1816 Witwe und zog 1826 nach Karlsruhe und führte den Haushalt der Tochter. Dadurch konnte sich Josephine Scheffel dem gesell-

schaftlichen Leben im Haus widmen. Die von Joseph sehr geliebte Großmutter starb im Jahre 1851.

Josephine Scheffel war eine schöne und lebhaftige Frau mit einem frischen und anmutigen Gesicht, in dem kluge, schalkhafte Augen blitzten. Ihr war ein liebenswürdiger Humor eigen, eine heitere Lebensauffassung, gepaart mit einem gewandten Umgang. Sie besaß ein elastisches Wesen und kam deshalb auch leichter über das Schicksal des Sohnes Karl hinweg als der Gatte⁵). Emil Frommel erzählt in seinen Jugenderinnerungen: „Josephine Scheffel war anderer Natur (Anm. als ihr Gatte). Es blickten ein paar intelligente blaue Augen aus einem feinen, geistvollen Gesicht. Voll Witz und sprudelnder Laune, mitunter auch etwas derb, hatte sie das beste Erbteil ihres schwäbischen Stammes: eine lebhaftige Phantasie, ein reiches, wohlwollendes Gemüt, daneben eine Portion Weiberlist und Schalkheit überkommen. Mir erschien der Major immer als ein sehr gescheiter Mann, daß er sich eine solche Frau erobert hatte. Denn das Maß des Mannes ist doch immer die Frau, die er sich erwählt.“⁶)

Die Frau Major, wie sie sich gerne nennen ließ und die in einem französischen Internat in Straßburg eine gute Ausbildung erhalten hatte, besaß eine besondere dichterische Begabung⁷). Alberta von Freydorf, von der noch ausführlich die Rede sein wird, beschrieb diese so: „Sie selbst hatte die größte Leichtigkeit für Verse; ja oft wenn sie erregt war, sprach sie immerfort in Jamben, und die gewöhnlichsten Dinge bekamen ihr rhythmisches Maß! Das aber war fast ein fieberhafter Zustand, man mußte versuchen, sie zu beruhigen und der stilleren Prosa des Lebens wieder zuzuführen.“⁸) Von dieser Fähigkeit, gewissermaßen aus dem Stand heraus in Versen zu sprechen, gab die Majorin bei den Abendgesellschaften manche Probe. Viele vaterländisch gesinnte Strophen entstanden auf diese Weise, sie sind zusammen mit ihren Balladen über ihre Gelegenheitsgedichte zu setzen⁹). Diese dichterische Veranlagung

diente nicht nur der Geselligkeit, indem sie die Zusammenkünfte belebte, sondern ließ sie auch zahlreiche Prosaschriften verfassen, z.B. das Dialektstück „S'Lorle und Dorle“, das am Karlsruher Hoftheater zur Aufführung kam. Auch ein historisches Drama in fünf Akten „Die Rose von Eberstein“ verfaßte Josephine Scheffel. Sie war die poetische Lehrmeisterin des Sohnes, von ihr hatte er die Lust zum Fabulieren. Joseph selbst sagte einmal in einem Brief an einen Freund: „Wenn Sie meine dichterische Art begreifen wollen, dann müssen Sie den Grund nicht in meinem Leben suchen, das ist sehr einfach verlaufen. Meine Mutter hätten Sie kennenlernen müssen, was ich Poetisches an mir habe, das habe ich von ihr.“¹⁰⁾ Ihre geistige Beweglichkeit, ihr Humor und ihre poetische Ader sind ganz auf ihren Sohn übergegangen.

Josephine Scheffel war auch eine großartige Märchenerzählerin, welche die Nachbarkinder ganz in ihren Bann zog. Alberta von Freydorf schrieb: „In der Geißblattlaube im Scheffelschen Garten, ja, da war's, wo ich das Märchenerzählen gelernt habe! Es war ein gar herzig Plätzlein, unter dem sonnen-durchleuchteten Grün, das die schmalen Holzstäbe der breiten Pergola umspinnen hielt, welche sich rings um ein kleines Gartenhäuschen herumzog. Dort saß ich als Kind so manche schöne Abendstunde zu Füßen der lieben Frau Majorin Scheffel, wenn sie sich in ihren Gartenstuhl mit irgendeiner Handarbeit niedergelassen hatte.“¹¹⁾ Und Joseph bestätigte dies auf seine Weise in einem Gedicht, das er dem Vater widmete:

„Oh, wenn der alte Ahorn drauß im Garten,
Der unserm Leben stummer Zeuge war,
Ein Lied könnt' singen —
Hei, das würde rauschen!“¹²⁾

Nun hatte die Majorin in ihrer quirligen Art die Angewohnheit, daß sie beinahe keines ihrer selbst ersonnenen Märchen zu Ende erzählte; sie wurde auch zu oft in ihrer fesselnden Erzählung gestört und unterbrochen.

Manches hat sie auch nur mangelhaft aufgeschrieben. So war es Alberta von Freydorf, welche später die Märchen ergänzte, aufzeichnete und 1886 „In der Geißblattlaube“ zum Druck brachte. Albertas dramatische Legende „Die Rosen der heiligen Elisabeth“ (1886) ging auf Anfänge zurück, die Frau Scheffel begonnen hatte, ebenso zwanzig Jahre später der Sang „Malcha und Thorild“ (1905) und das Märchen vom „Fingerhut“ (1905)¹³⁾.

Frau Josephine Scheffel besaß auch ein ausgesprochen soziales Mitgefühl, fern jeder idealistischen Hochgestochenheit, sondern handfest und real. Sie hat den Elisabethenverein in der Zeit der Arbeiternot 1848 ins Leben gerufen und den Verein geleitet. Er verfolgte den Zweck, armen und kranken Arbeiterfamilien durch Unterstützung mit Nahrungsmitteln an die Hand zu gehen. Großherzogin Luise schenkte dem Verein ihre Aufmerksamkeit und wohnte häufig Sitzungen im Hause Scheffel bei. Jährlich veranstaltete man ein Wohltätigkeitskonzert, um die Einnahmen zu vermehren, und die Energie der Frau Scheffel sicherte das Zustandekommen. Sie nutzte ihre Beliebtheit und ihre Beziehungen zu weiten Kreisen aus und erreichte immer, daß ein angesehenes und zahlreiches Auditorium anwesend war. Oft wurden auch kleine Dichtungen der Majorin zum Vortrag oder Aufführung gebracht¹⁴⁾.

Bekannt geworden ist jene Feier zum 100. Geburtstag Friedrich Schillers, die Josephine Scheffel in ihrem Hause veranstaltete. Dieser Geburtstag wurde in ganz Deutschland begeistert begangen. Frau Kilian-Lufft berichtet darüber: „Auch Frau Scheffel nahm warmen Anteil an der allgemeinen Feststimmung und veranstaltete eine besondere Schillerfeier in den Räumen ihres Hauses. Eine etwa aus zwanzig Personen bestehende Gesellschaft von näheren Freunden versammelte sich am Abend des 10. November in dem Empfangszimmer des Scheffelschen Hauses. Man las als Einleitung Schillersche Gedichte vor und



Blick in das Schreibzimmer

schrift dann zur Krönung des Dichters in das Nebengemach, wo inmitten einer Aputilonlaube, auf erhöhtem Postament, die Dankerkkersche Büste des Dichters die Versammlung grüßte. Sie umstanden diese in weitem Halbkreis, während vier weißgekleidete Mädchen, darunter ein Fräulein aus Saverne, dem Schauplatz des ‚Ganges nach dem Eisenhammer‘, dicht vor der Büste Stellung nahmen. Mir war die Ehre zuteil geworden, mit einer selbst verfaßten poetischen Ansprache den Lorbeerkranz um die Schläfe des Dichters zu legen. Nach dieser Huldigungsfeier begab man sich zu Tisch. Ein dampfender Gansbraten eröffnete die kulinarischen Genüsse des Abends. An dieses prosaische Gericht knüpften die poetischen Gedanken der Hausfrau an. Sie erzählte ihren Gästen, wie die Ahnfrau dieser Gans einst zu den Bevorzugten ihrer Gattung gehörte, die durch ihr wohl angebrachtes Geschnatter das

Kapitol zu Rom gerettet hatten, und wie eine andere Ahnfrau dem Dichter die Federkiele geliefert habe, die seine unsterblichen Gedanken dem Papier übergaben. Dieser launigen Tischrede reichten sich eine Menge von Toasten an, bald ernsten, bald heiteren Charakters. Die Stimmung ward immer gehobener, die Heiterkeit immer allgemeiner. Frau Scheffel blitzte von Genialität und riß ihre ganze Umgebung mit sich fort. Zuletzt las Frau von Cornberg, die damals noch unter dem Namen Wilhelmine Thöne als Darstellerin der Heldenmütter der Karlsruher Hofbühne angehörte, die Mutter von Alberta von Freydorf, das Gedicht ‚An die Freude‘, wobei alle Anwesenden die Chorreden jeder Strophe gemeinschaftlich nachsprachen. In gehobener Stimmung trennte man sich spät in der Nacht, dankbar der Veranstalterin dieses wahrhaft weihevollen Festes.“¹⁵⁾ Damit können wir die hochgeschätzte Frau für

eine Weile verlassen und uns dem Major Scheffel zuwenden.

Philipp Jakob Scheffel wurde am 24. Juni 1789 als Sohn des Magnus Scheffel, des letzten Schaffners des Benediktinerklosters Gengenbach, geboren. Er wurde Ingenieur und leitete 1813 den Bau einer neuen Straße, die von Säckingen aus den Oberrhein entlang führte. Als Landwehroffizier nahm Scheffel freiwillig an den Befreiungskriegen gegen Napoleon 1814/15 teil. Nach Friedensschluß gehörte er der bad.-franz. Grenzregulierungskommission an. Scheffel trat, nachdem er Major geworden war, in die Zivilverwaltung über und wurde Oberbaurat bei der badischen Wasser- und Straßenbaudirektion. Emil Frommel, der den Major gekannt hat, schildert ihn mit der Frische ganz präserter Erinnerung: „Scheffels Vater, der Major, war ein dürres Männchen, der zum Nebenetat des großen badischen Generalstabes oder, wie es damals hieß, zum Geniekorps gehörte. Der Herr Major war ein Mann, recht und schlecht, der auf seinen Dienstreisen des Abends in den Städtlein des Landes an der Honoratiorentafel als ein geachtetes Haupt saß. Er hatte einen trockenen Humor im Leibe, sprach stark alemannisch, was in dem schwäbischen (!) Karlsruhe gleich auffiel, und gab dort im ‚Faulen Pelz‘ — einer Gesellschaft im Museum — mit anderen erleuchteten Geistern der Residenz gute trockene Witze zum besten. Er war sehr dafür, daß man in dieser Welt ein ordentlicher Mensch sei, Rang und Stellung haben und zu den Besseren gehören müsse.“¹⁶) Gerade die im letzten Satz zum Ausdruck kommende Gesinnung und Haltung des Vaters, Rang und Stellung zu haben, die mit Fleiß und nochmals Fleiß und Disziplin zu erreichen seien, haben dem Sohne Joseph besonders während seiner Zeit des Suchens und Reifens zu schaffen gemacht. Die Sicherheit eines Beamten galt dem Major allemal weit mehr als ein unwägbares Künstlerleben. Die Autorität des Vaters und die selbstverständliche

Treue zur Familie wurden von Joseph nie in Zweifel gezogen, er hat dies in vielen Situationen bewiesen. Doch diese Probleme sind nicht Gegenstand dieser Betrachtung, dies ist vielmehr die Rolle, welche Major Scheffel im geselligen Umgang im Hause spielte. Neben der Hausherrin wirkte er still und ruhig. Auf jeden Fall war Scheffel von gewinnendem, schlichten, leutseligem Wesen und ein Ehrenmann. Frau Kilian-Lufft nennt den Major — höflicher als Frommel — einen fein gebauten alten Herrn¹⁷). Er bildete, der schon von berufswegen nüchtern und sachlich dachte, im Hause den notwendigen Gegensatz, das Gegengewicht, zu seiner impulsiven, schwärmerischen, den Künsten ergebene Frau. Scheffel achtete bei seinem persönlichen Verkehr streng auf Standesbewußtsein und war auch beim Stammtisch im „Grünen Hof“ ein geselliger Mann, der gerne von seinen Erlebnissen aus den Befreiungskriegen erzählte. Er rezitierte bei den Abendgesellschaften seiner Frau oft die Gedichte Hebels und war ein guter Anekdotenerzähler.

Der Sohn Joseph, über dessen Leben und Werk hier nicht zu berichten ist, war im Elternhaus kein sehr geselliger Mensch, er blieb lieber für sich allein. „Selten fand er sich bei den Abenden ein und floh ebenso sehr die Gesellschaft, als seine Mutter sie liebte.“¹⁸) Aber natürlich fühlte er sich in der Atmosphäre des Hauses wohl, und wenn er sich hin und wieder bei einer Gesellschaft zeigte, dann hob er durch seine Anteilnahme die Stimmung, besonders die der Majorin. Joseph Scheffel hatte, wenn er aus sich heraus ging und sich verstanden und frei fühlte, eine starke Anziehungskraft und die Gabe großer Begeisterung und Einfallreichtums. Daheim aber fühlte er sich, besonders in jungen Jahren, am sichersten in seiner Dachstube. Dort hauste er, abgeschirmt von der Mutter, damit niemand ihn störe.

Eine ganz andere Stellung im Hause und im Verkehr mit den Freunden nahm **Marie**

Scheffel, die Schwester Josephs, ein. Sie war sieben Jahre jünger als ihr Bruder und wurde am 27. Juni 1829 in der Stephaniestraße geboren. Marie wurde ganz im Sinne der Zeit für die Häuslichkeit erzogen und lernte alles, was ein junges Mädchen aus solchem Hause brauchte, um in der Gesellschaft bestehen zu können. Ihr gehörte die ganze Liebe Josephs, sie war seine Freundin, Ratgeberin, Krankenpflegerin, sein bester Kamerad und sein Ideal reiner Weiblichkeit¹⁹). Ein inniges Verhältnis verband die Geschwister. Marie besaß ein großes zeichnerisches und malerisches Talent, das vom Vater gepflegt und gefördert wurde. Sie erhielt Unterricht beim Tiermaler Kuntz und später bei Galeriedirektor Frommel, einem Freunde des Hauses.

Marie erblühte zu einer außergewöhnlichen jungen Frau, gleich an innerem Reichtum und äußerer Erscheinung. Viele Zeugnisse sprechen davon, daß sie das Entzücken ihrer Zeitgenossen war. Frau Kilian-Lufft nennt Marie eine junonische Erscheinung von frauenhafter Reife mit Herzenswärme und seelenvollen Augen²⁰). Frommel bezeichnete sie als das Ideal eines jungen Mädchens, schön und stattlich, mit dem ganzen Reiz der Jungfräulichkeit ausgestattet. Er lobt die Reinheit ihres Gemütes, das aus ihren Augen strahlte²¹). In der Tat, die Anmut der jungen Frau muß alle bezaubert haben, die mit ihr zusammenkamen. Während ihres Aufenthaltes in München schrieb der Dichter Bodenstedt: „Alt und jung war von ihrer Erscheinung entzückt. Es ging ein Zauber von ihr aus, dem sich die Damen ebensowenig entziehen konnten wie die Herren, und der auch merkwürdigerweise Neid und Eifersucht gar nicht aufkommen ließ.“ Auch Felix Dahn schwärmte: „Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne, schön mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von gewinnender, unwiderstehlicher Anmut des Leibes und mehr noch der Seele. Tief, innig, echt poetisch, ohne jedes sentimentale Getu', voll des köstlichsten schalkhaften Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit

und angeborener Lieblichkeit in jeder Bewegung, der Stimme, des Aufschlages der Wimpern, des seelenvollen hellbraunen Auges.“²²) Bei diesen Eigenschaften Mariens ist es selbstverständlich, daß sie wesentlich zu der behaglichen Stimmung im Hause beitrug. Sie verschönte die Abende mit ihrem Klavierspiel, oft vierhändig mit der Mutter, denn sie spielte ebenso schön Klavier wie sie malte. Marie deklamierte auch gut, Gedichte des bei Scheffels hoch verehrten J.P. Hebel, oder auch die Gelegenheitsgedichte ihrer Mutter, und sie besaß auch eine schöne Singstimme. Stillter als ihre Mutter, konnte sie auch verständnisvoll einem Gespräch zuhören. In Marie war wohl alles Harmonie.

Und doch waltete über diesem begnadeten Menschenkind kein guter Stern. Schwere Erschütterungen brachte ihr der Winter 1852/53, als der berühmte, aber weit ältere Porträtist Franz Xaver Winterhalter um sie warb, eine verlockende Lebensaussicht eröffnend. Marie lehnte ab und verlobte sich — wohl ein wenig zu rasch, aber sicher von den Eltern erwünscht — mit dem Major und Flügeladjutanten Friedrich Keller (geb. 1814 in Wertheim). Dieser war ein rechtlicher Mann mit ernsten Grundsätzen, mit einem männlich bestimmten Wesen²³). Auf jeden Fall war er eine verlässliche, Vertrauen verdienende Persönlichkeit. In Marie aber begann ein harter Kampf, denn sie fühlte, daß es nicht die große Liebe war, die sie ihr vorschnelles Jawort hat geben lassen. Sie sah sich gebunden, scheute wohl auch das Aufsehen, das eine aufgelöste Verlobung in der klatsch-süchtigen Kleinstadt Karlsruhe auslösen mußte. Und doch tat sie den Schritt und brach seelisch zusammen.

Bald neigte sich ihr Leben dem Ende entgegen. Joseph Scheffel lud die Schwester zu sich nach München ein (Dezember 1856), wohin er im Oktober übersiedelt war. Gerne folgte Marie der Einladung. Mitten in der Faschingszeit erkrankte die junge Frau an Typhus und starb am 19. Februar 1857, für die Familie eine Tragödie unsagbaren

Ausmaßes. Ihre Grabschrift lautet, heute noch an der Wand der Kapelle des alten Karlsruher Friedhofes zu lesen: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Und sicher sind jene Verse Scheffels, der den Tod Mariens nie überwinden konnte, und die im „Trompeter“ stehen, in Gedanken an die tote Schwester entstanden:

„Jenseits der Alpen liegt ein Grab,
Gegraben am grünen Rheine.
Drei rote Röslein blühen darauf,
Seine Liebe liegt darein.“

Freundinnen des Hauses Scheffel

Emil Frommel berichtet in seinen Erinnerungen: „So klein die Stadt damals war, so barg sie doch eine Anzahl trefflicher und bedeutender Männer, die weit über sie hinauswirkten. Dichter, Maler, Architekten und Gelehrte, Musiker fanden sich zusammen. Jung-Stillung und Hebel, ... Weinbrenner ... waren kurz erst gestorben, aber andere an ihre Stelle getreten. Noch erinnere ich mich wohl des Kränzchens der alten Garde, zu der die alten Römer gehörten, d.h. die in Italien ihre Jünglingsjahre verlebte, wie Hübsch, Kachel, Eisenlohr u.a., die mit ihren Frauen regelmäßig zusammenkamen, reihum im Hause. Die großen Portefeuilles wurden geholt, das Neueste in Kupferstich und Malerei gezeigt, hier die Skizzen eines Bildes, dort eines Baues oder Medaillons, kurz, jeder gab sein Bestes. Nach dem Essen wurden Schreibspiele gemacht, Fragen und Antwort aufgeworfen und gegeben.“²⁴⁾ Es wurden Vorträge gehalten und oft frei improvisiert, worin gerade Frau Scheffel Meisterin war. Man verkehrte in geistig anregender Weise miteinander. Rezitationen wechselten mit kleinen Theateraufführungen ab, Tableaux wurden gestellt.

Kehren wir ins Haus Scheffel zurück und zu den feingebildeten Menschen, die dort verkehrten. Lassen wir zuerst eine Frau sprechen, die das Leben im Scheffelschen Haus

intensiv miterlebt hat, **Auguste Kilian-Lufft**. Sie gehörte zu dem kleineren, intimeren Kreis der Majorin. Auguste Lufft heiratete später den Domainenrat Kilian. Sie wurde durch Hofrat Kühnental 1856 bei Scheffels eingeführt. Vom ersten Abend berichtet Auguste: „Man setzte sich zum Whist, ... doch vor der liebenswürdigen Nachsicht meiner Wirte verschwand bald jede Befangenheit. Das Spiel war hier in der Tat nichts anderes als ein geselliges Bindemittel, stets untergeordnet den höheren Reizen der Unterhaltung. Diese entfaltet sich in reichstem Maße, als wir später um den einfachen Teetisch versammelt waren. Wie gemütlich und anregend war es da! Den Löwenanteil an der Konversation hatte die Hausfrau. Sie sprach mit Beredsamkeit, erzählte mit hinreißender Phantasie.“²⁵⁾ Die Frau Major verstand die Unterhaltung geschickt und anregend zu leiten, und an ihrem Teetisch versammelten sich allabendlich drei bis vier Gäste. Es entfaltete sich eine feine Geselligkeit mit wenig Umständen für die Hausfrau, einfach, gemütlich, reizvoll. Es war ein harmonischer Kreis, dem das lebhafteste Gespräch am wichtigsten war. Auf diese Teetische der Frau Major paßte der zeitgemäße Spott nicht, den Ludwig Robert, der jüngere Bruder der Rahel Varnhagen, der 1822 Friederike Braun, Schwester von Gottlieb Braun, des Begründers der Braunschen Buchhandlung in Karlsruhe, geheiratet hatte, in seinen satirischen Beiträgen, gesammelt in den „Rheinblüten III“ (1824), über die schöngeistigen Tees ausgoß:

„Und Kuchen und Backwerk, und Backwerk und Torte,
man öffnet zum Hackwerk das Pianoforte,
nun trillern und stümpfern die Virtuosen,
und Tassen klimpern und Diener tosen.“²⁶⁾

Ganz besonders nahe stand **Alberta von Freydorf** (1846—1923) der Familie Scheffel. Alberta war eine geborene Freiin von Cornberg. Sie entstammte einer kurhessischen Fa-

milie. Ihr Vater, Otto von Cornberg, nahm als königl.-hannoverscher Gardeoffizier seinen Abschied, nachdem er durch eine Erbschaft unabhängig geworden war. Er heiratete die angesehene jugendlich-dramatische Schauspielerin am Hoftheater Hannover Wilhelmine Thoene. Dem Ehepaar wurde am 19. Februar 1846 in Paris als erstes Kind (in der Reihe von acht) die Tochter Alberta geboren. 1850 bezog man das Haus Nr. 7 in der Stephaniestraße, und Frau v. Cornberg wurde eine enge Freundin der Majorin. Auf Angebot Devrients trat Wilhelmine v. Cornberg am Hoftheater auf und wurde ein verdientes und gefeiertes Mitglied der Karlsruher Hofbühne²⁷). Die Tochter Alberta verheiratete sich 1866 mit dem Minister des Auswärtigen und der Justiz Rudolf von Freydrorf. Trotz des großen Altersunterschiedes wurde diese Ehe überaus glücklich. Der frühe Tod Freydrorfs (1882) war für Alberta ein schwerer Schlag. Sie wurde durch die damalige kleine Ministerpension gezwungen, sparsam zu wirtschaften, um sich und die Kinder standesgemäß durchzubringen, denn auf Ersparnisse konnte sie bei dem aufwendigen Haushalt, den sie vorher zu führen gezwungen gewesen war, nicht zurückgreifen. Das tat aber ihrer gesellschaftlichen Stellung keinen Abbruch, ihre Freunde ließen die hochangesehene Frau nicht im Stich. Alberta hatte die musischen Talente ihrer Mutter geerbt und begann, ihre schriftstellerische Begabung zu pflegen. Es ist auf dem gedrängten Raum nicht möglich, all das zu nennen, was sie geschrieben hat. Daß sie die Märchen der Majorin vollendet und herausgab, wurde bereits berichtet. Nun erschien 1884 das größere Märchen „Rhodopis“, das sie Scheffel widmete; daraus wurde später ein Operntext. Zu dem Märchen in Versen „Waldprinzesschen“ (1885) schuf Ferdinand Keller sechs Federzeichnungen, und zu „Allerlei Blumen-, Kinder- und Vogelgeschichten“ lieferte Scheffels Freund Anton von Werner zwölf Aquarelle. Der erste größere Roman „Die Liebesquelle von Spangenberg“ er-

schien gleichfalls 1885 und bot die Grundlage zu einem Chorwerk. Es folgten viele Gelegenheitsgedichte, die meist dem Fürstenhaus gewidmet waren, historische Szenen und Spiele. Infolge ihrer guten Beziehungen zum Hofe entstanden auch biographische Werke, z.B. über Großherzog Friedrich (1882, 1896, 1902) und über die Kaiserin Augusta (1911). Viele Arbeiten erschienen in Zeitungen und Zeitschriften. Im Jahre 1923 schloß die nimmermüde Frau, die so tapfer und hoch geachtet ihr Leben meisterte, im 78. Lebensjahr in Karlsruhe ihre Augen. Sie war bis zuletzt der Mittelpunkt eines künstlerisch-geselligen Kreises²⁸).

Eine der vertrautesten Freundinnen der Frau Scheffel war **Karoline Meyer-Ott**. Diese Freundschaft wurde geknüpft, als Karoline Ott noch unverheiratet bei Verwandten in Karlsruhe einige Zeit zu Besuch weilte. Sie heiratete später den Züricher Stadtrat und Bankier Wilhelm Meyer, der auch als Militärschriftsteller einen Namen hatte. Auch nach der Verheiratung Karolines blieben die Familien in einem regen brieflichen und auch persönlichen Verkehr, man besuchte sich gegenseitig, so oft es ging. Im Herbst 1860 dürfte der letzte Besuch Josephine Scheffels im Hause der Freundin gewesen sein²⁹).

Die Freunde Josephs waren stets willkommene Gäste im Hause Scheffel. Einige aus der großen Anzahl sollen hier in Erinnerung gebracht werden, weil sie eine besondere Rolle im Leben des Dichters gespielt haben. Da sind zunächst die beiden Brüder Karl und Wilhelm Klose. Der Ältere der beiden, **Karl Klose**, wurde 1818 in Karlsruhe im gleichen Hause in der Steinstraße geboren, in dem auch Joseph später das Licht der Welt erblickte. Der Vater Wilhelm Friedrich Klose, Oberst und Chef der militärischen topographischen Generalstabsabteilung, war schon seit 1815 mit Major Scheffel befreundet. Karl, dessen Talent Moritz von Schwind erkannt hatte, wollte Maler werden, erregte



Im Wohnzimmer

aber damit den gleichen Widerstand der Familie, wie ihn später Joseph Scheffel erfahren sollte, man bestimmte ihn zum Kaufmann. Karl trat jedoch in die österreichische Armee ein und focht die Schlachten von Magenta und Solferino mit. Er besaß eine hohe wissenschaftliche Bildung und wurde deshalb immer wieder als Lehrer an Kadetten- und Offiziersschulen verwendet. Nach seiner Vermählung mit Karoline Sachs, der jüngsten Tochter des badischen Majors Sachs, quittierte er als Hauptmann den österreichischen Militärdienst und zog sich in seine Heimatstadt zurück. Er wohnte später in Thun und starb 1907 in Karlsruhe. Er ist der Vater des Komponisten Friedrich Klose (1862—1943)³⁰. Karl Klose, und das gilt auch für seinen Bruder Wilhelm, war einer der ältesten Jugend- und Wanderfreunde des Dichters. Es waren in allen Lebenslagen verlässliche Freunde, denen Joseph voll vertraute, hervorragende Männer, hoch geachtet auch von den Eltern Scheffel, und oft ge-

nug des Sohnes Stütze. So war auch Karl zur Stelle, als Joseph 1860 in seelischer Not aus dem Elternhaus floh, nervlich zusammenbrach, was zu einem Kuraufenthalt in der Wasserheilanstalt Brestenberg führte³¹).

Wilhelm Klose (1830—1914) wurde ein angesehener Maler, der dem Dichter altersmäßig näher stand. Beide verband eine intime Freundschaft, die in weiten Wanderungen gefestigt worden war. Wilhelm war ein ausgezeichnete Landschaftsmaler, und von der Malerei und Kunst im allgemeinen her ergaben sich viele Gemeinsamkeiten. Klose wählte seine Motive ausschließlich aus den Landschaften der Mittelmeerländer, hauptsächlich Italiens und Griechenlands. Als Joseph nach Italien zog, um selbst Maler zu werden, war Wilhelm ihm in Olevano und Rom ein fröhlicher und treuer Genosse³²), Josephs Briefwechsel mit den beiden Brüdern, besonders der mit Karl, sind Zeugnisse echter Freundschaft.

Kanzleirat Bingner war dem Hause Scheffel freundschaftlich verbunden. Sein Sohn **Adrian Bingner**, vier Jahre jünger als Joseph, wuchs mit den Geschwistern Scheffel auf und wurde einer ihrer vertrautesten Freunde, so wie es ist, wenn man sich von kleinauf kennt. Als Maria und die Base Emma Heim sich einmal mit Adrian anlegten, rief Joseph: „Ihr sollt nicht mit ihm streiten!“ und fuhr fort:

„Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist — des Bingers Adrian.“³³⁾

Diese Verse zeigen das Verhältnis der jungen Leute zueinander. Adrian Bingner war mit glänzenden Gaben ausgestattet. Geboren am 26. September 1830 in Karlsruhe, studierte er Jura in Heidelberg und promovierte auch an der Ruperto-Carola. Er reifte zu einem der bedeutendsten Juristen Badens und später des Deutschen Reiches heran. Er besaß eine umfassende juristische und allgemeine Bildung, war zielbewußt und unermüdlich fleißig. Bingner vervollständigte seine juristischen und sprachlichen Kenntnisse durch Reisen nach Belgien, Frankreich, England und Italien. Sein Aufstieg war makellos: 1861 Amtsrichter in Heidelberg, 1862 Kollegienmitglied der Direktion der Verkehrsanstalten, 1864 Staatsanwalt beim Kreis- und Hofgericht in Karlsruhe, 1865 Berufung in das Justizministerium. Die badischen Einführungsgesetze zum Reichsstrafgesetzbuch 1871 und zu den Reichsjustizgesetzen 1879 waren zum großen Teil sein Werk. Schließlich wurde Bingner — und das war die Krönung im Leben eines jeden Juristen — Senatspräsident beim Reichsgericht in Leipzig. 23 Jahre hat er dort einen Senat geleitet. Er war das Muster eines Präsidenten, eine schöne Erscheinung mit einer ruhigen und vornehmen Würde. Bingner beherrschte die Technik und den Mechanismus des Rechts vollendet und seine formale Gewandtheit war nach dem Zeugnis seiner Fachkollegen

unübertroffen. Er war in Haltung und Lebensführung taktvoll und korrekt und besaß einen selten harmonischen Charakter und eine noble Denkungweise. Adrian Bingner arbeitete auch im Beirat des badischen Frauenvereins mit Großherzogin Luise zusammen. Dessen hervorragende Organisation beruhte hauptsächlich auf seinen Ideen. Bingner war außerdem Mitglied des Haager Gerichtshofes. Er starb am 8. Mai 1902 in Leipzig³⁴⁾.

Noch ein guter Freund Josephs, der im Hause Scheffel stets willkommen war, soll erwähnt werden. Es ist **Friedrich Eggers**, der damals junge Kunstgelehrte. Er wurde 1819 in Rostock geboren, und mit ihm und dem Schulfreund Robert Braun und Franz Görres bildete Joseph in München einen Stamm-tisch. „Am 29. Februar 1844 schlossen sie in aller Form einen Freundschaftsbund (Ringbund) und gelobten sich, alljährlich — oder alle vier Jahre beim Wiederkehr des Schalttages — wenn, wie wahrscheinlich, ein Zusammensein nicht zu ermöglichen wäre, die Nacht beim stillen Trunk dem Gedächtnis der Freunde zu widmen. Als äußeres Zeichen des Bundes trug Scheffel einen Ring mit Karfunkelstein, den Eggers ihm geschenkt hatte.“³⁵⁾ Oft hat der Dichter dem Freunde in Briefen sein Herz ausgeschüttet, und er schickte ihm im Dezember 1853 seine erste Dichtung, den „Trompeter“, und schrieb lange Begleitbriefe dazu. Da heißt es z.B.: „O mein Fritz — wo ist unsere Jugend so schnell hin verflogen? Und was ist das Leben überhaupt? Ein Traum? Ein Kampf? Ein Rätsel? Eine Dummheit! Je nachdem.“³⁶⁾ Wahrhaftig, erstaunliche Worte und Gedanken für einen siebenundzwanzigjährigen Mann! Friedrich Eggers wurde ein geachteter und bekannter Kunstschriftsteller und 1863 Professor der Kunstgeschichte an der Akademie Berlin. Dort starb er 1872. Die Reihe der Freunde Josephs, die bei Scheffels ein- und ausgingen, ließe sich beliebig fortsetzen. Was für Männer sind allein

aus der Oberprima, der Scheffel angehörte, hervorgegangen. Dankbar sei an dieser Stelle der beiden Brauns gedacht, des **Julius Braun** (der „Lange“) und des **Rudolf Braun** (der „Kurze“). Mit Rudolf Braun hatte Joseph auf den Bänken des Gymnasiums gesessen, beide haben zusammen in München studiert. Sie waren unzertrennlich, wenn sich auch später ihre Wege trennten. Braun wandte sich der Theologie zu und trat in den Jesuitenorden ein. Als Scheffel ihn in Rom traf, empfing Rudolf dort die letzten Unterweisungen zum geistlichen Beruf. Da damals außerdem noch die „Frommelsbuben“, das Brüderpaar Max und Emil Frommel, beides Theologen, Söhne des Galeriedirektors Frommel, in Rom eintrafen, war eine fest zusammenhaltende „Karlsruher Kolonie“ begründet. Auch Julius Braun war ein Schulkamerad Josephs, ebenfalls ein Mensch mit glänzenden Geistesgaben. Der „Lange“ studierte zuerst Theologie in Heidelberg, dann aber widmete er sich kunsthistorischen und sprachwissenschaftlichen Studien. Braun bereitete sich auf die Laufbahn eines Hochschuldozenten vor. Zu diesem Zwecke unternahm er weite Studienreisen — von Joseph Scheffel, der sich mit der Juristerei langweilte, sehr beneidet — nach Italien, Griechenland, Kleinasien, Palästina und Ägypten. Er habilitierte sich 1853 in Heidelberg als Privatdozent für Archäologie. 1860 wurde Braun ordentlicher Professor an der Universität Tübingen und siedelte 1861 nach München über. Dort entstand 1864—65 sein zweibändiges Hauptwerk „Naturgeschichte der Sage“. Er hielt gleichzeitig Vorlesungen an der Akademie der bildenden Künste. „Der Lange“ wurde der Gatte von Rosalie Artaria aus Heidelberg, in deren Familie er auch Scheffel einführte. Er war es dann auch, der Joseph nach der schnellen Werbung um Julie Artaria, der Schwester seiner Braut, deren Absage in die Stephaniestraße brachte. Rührend hat sich Braun um Marie Scheffel in deren schweren Zeit nach der Auflösung ihrer Verlobung mit Major Keller gekümmert und dem Freund

nach Italien berichtet. Im Alter von 44 Jahren mußte Julius Braun, der „Lange“, viel zu früh aus dem Leben scheiden.

Überblickt man die Reihe der Freunde Josephs, die in seinem Elternhause verkehrten, so sieht man, daß aus ihnen hochgebildete Persönlichkeiten in herausragenden Stellungen geworden sind. Kein Wunder, daß der Major um so lieber seinen Sohn in einer gesicherten Position gesehen hätte.

Die Künstler

Es ist wohl selbstverständlich, daß in dem musischen Hause Scheffel viele Künstler verkehrten; sie bildeten zusammen mit ihren Frauen und den Fachgenossen des Majors einen festen Freundeskreis. Ein besonders gern gesehener Gast war der Maler und Galeriedirektor **Karl Ludwig Frommel**, der Vater Emil Frommels, von dem schon öfter die Rede war. Geboren wurde Frommel 1789 auf Schloß Birkenfeld im Sponheimischen, das damals noch zur Markgrafschaft gehörte. Der Vater war Landbaumeister und Architekt. Er siedelte 1799 als Baurat mit seiner Familie nach Karlsruhe über. Der malerisch begabte Sohn Karl Ludwig erhielt seine erste künstlerische Unterweisung bei Kupferstecher Christian Haldenwang und in der Akademie bei Jakob Philipp Becker. Dann folgten Reisen nach Paris (1809), der Schweiz (1811), und ein großherzogliches Stipendium ermöglichte Frommel einen Studienaufenthalt in Italien (1813—1817). Zurückgekehrt nach Karlsruhe, wurde er Professor und heiratete 1819 Friederike, die Tochter des Karlsruher Geheimen Referendars Klose. Frommel verarbeitete sein italienisches Material in Ölgemälden, Aquarellen, Stichen und Radierungen und errichtete eine berühmt gewordene Werkstatt für den Stahlstich, die großen Zulauf hatte und guten Nachwuchs ausbildete. Das Ergebnis dieser Tätigkeit schlug sich nieder in den Folgen „Carl Frommels pittoreskes Italien“, „50 Bilder zu Virgils Aeneide“, „30 Ansichten Grie-

chenlands“ und in 20 Blättern „Baden und seine Umgebungen“. Nach dem frühen Tode seiner ersten Frau heiratete Frommel die Straßburger Pfarrerstochter Henriette Gombs. Schließlich erreichte er den Höhepunkt seiner Karriere, als er in der Nachfolge des Hofmalers Karl Kuntz Galeriedirektor wurde. In seine Amtszeit fiel der Neubau der Kunsthalle durch Heinrich Hübsch. Frommel blieb Direktor bis zum Jahre 1858. Er starb am 6. Februar 1862 in Ispringen bei Pforzheim im Pfarrhaus seines Sohnes Max. Emil Frommel hat in seinen Jugenderinnerungen ein liebevolles Bild seines Vaters gezeichnet und den hochstehenden gesellschaftlichen Verkehr im Hause Frommel geschildert. Der Galeriedirektor hatte Sinn und Freude an gepflegter Geselligkeit, auch sein Haus war ein Mittelpunkt der geistigen Schicht der damals noch kleinen Stadt Karlsruhe. Seine persönlichen Vorzüge machten den Verkehr mit Frommel besonders erfreulich. Karl Ludwig Frommel war ein gerader, offener und unbestechlicher Charakter mit großer Ausstrahlung³⁷).

Auch **Moritz von Schwind** (1804—1871) gehörte in seiner Karlsruher Zeit zum Scheffelschen Freundeskreis. Er wohnte als Junggeselle ebenfalls in der Stephaniestraße (Nr. 18) bei Hauptmann Frech, nach anderer Auffassung im Haus Nr. 22 bei Schloßwächter Faß.

Schwind hatte bekanntlich den Auftrag erhalten, das Treppenhaus der neuen Karlsruher Kunsthalle mit einem großen Wandgemälde „Einweihung des Freiburger Münsters durch Herzog Berthold von Zähringen“ zu schmücken (1840—44). Er konnte sich aber, wie Arthur von Schneider nachwies, schwer in die konventionelle Atmosphäre des kleinen Hofes gewöhnen, der dem temperamentvollen Wiener Schwind nicht sehr gelegen haben dürfte. Schwind hat Karlsruhe nicht sehr geliebt. Das galt natürlich nicht für die gebildeten Menschen, mit denen er zusammenkam, hat er doch sein persönliches Glück gerade in Karlsruhe gemacht, indem

er hier seine spätere Frau in der Tochter Luise des badischen Majors Sachs (eines direkten Nachkommen von Hans Sachs) fand. Schwinds jüngste Tochter Helene hat Jahrzehnte in Karlsruhe gelebt. Sie war seit 1884 mit dem Maler Paul von Ravenstein verheiratet und starb im gesegneten Alter von 94 Jahren³⁸).

Zu den Freunden des Hauses Scheffel gehörte auch der bedeutende Historienmaler **Feodor Dietz** (1813—1870), der seit 1862 Professor an der Karlsruher Kunstakademie war. Dietz war lange Jahre Präsident der deutschen Kunstgenossenschaft und leitete deren Versammlungen und Feste³⁹).

Sehr geschätzt bei Scheffels war **Johann Baptist Kirner**, der Maler des Schwarzwaldes. Kirner wurde 1806 in Furtwangen als Sohn eines Schuhmachers geboren und eigentlich zu dessen Nachfolger bestimmt. Schließlich sollte er Schildermaler werden und kam vierzehn Jahre alt nach Freiburg zu einem Kutschenmaler und Lackierer, dann nach Villingen zu einem Dekorationsmaler. Der biedere Vater hielt nichts von der Malerei, wurde aber von Mutter, Pfarrer und Lehrer in seiner Meinung umgestimmt. Der junge Mann durfte ab 1822 die Kunstschule in Augsburg besuchen und folgte seinem Lehrer Clemens Zimmermann nach München. Schließlich reiste er mit einem Staatsstipendium nach Italien, wo er in Rom ein Atelier mit Franz Xaver Winterhalter hatte. Er blieb lange fort (1832—1837), unterbrochen lediglich durch einen einjährigen Aufenthalt in Karlsruhe.

Nach seiner Rückkehr machte ihn Großherzog Leopold zum badischen Hofmaler und entthob ihn damit der materiellen Sorgen. Kirner, der in München von dem Kreis der Romantiker um Schwind und Spitzweg stark beeinflusst worden war, fand den Weg zu einer folgerichtigen eigenen Entwicklung. Er wurde zum Darsteller des Volkslebens, wurde zum eigentlichen Genremaler des Schwarzwaldes und gestaltete die Motive aus dem heimatlichen Leben heiter, lebendig und humorvoll. Wir verdanken Kirner, der ein

Zeichner ersten Ranges war und die Kunst der Bildkomposition beherrschte, Blätter, die heute zu Dokumenten des Volkstums seiner Zeit geworden sind. Er war ebenso ein ganz hervorragender Porträtist⁴⁰).

Ein Freund Scheffels, der eine besondere Abhandlung verdient hätte, war der Maler **Anton von Werner** (1843—1915). Der in Frankfurt/Oder geborene Werner kam im Oktober 1862 zur Fortsetzung seiner Studien nach Karlsruhe und wurde bald darauf im Hause Scheffel eingeführt. Zwischen dem 36jährigen Dichter und dem erst 19jährigen Maler entwickelte sich bei sofort gefaßter Sympathie eine treue Freundschaft, die bis zum Tode Scheffels dauerte. A. v. Werner kam erstmals mit der badischen Geschichte in nähere Berührung, als er als eines der ersten seiner Historienbilder das bekannte Gemälde „Konradin und Friedrich von Baden empfangen das Todesurteil“ schuf. Weit bedeutsamer für Karlsruhe und Baden aber wurde er

durch seine in ganz Deutschland berühmt gewordenen Illustrationen zu Scheffels Werken. „Der Reichtum der Erfindung, das in den Geist der Dichtungen und in den Humor wie in den Ernst der Ausdrucksweise tief eindringende Schaffen v. Werners haben den Scheffelschen Werken sicher neue Freunde gewonnen und zu ihrer Popularisierung beigetragen.“⁴¹) Tatsächlich, was kongeniale und den geistigen Gehalt eine Dichtung erfassende Illustrationen für Dichter und Werk bewirken können — die Scheffelschen Werke waren dazu ein glänzender Vorwurf — hat Werner eindeutig bewiesen. Wer kennt nicht z. B. jene Zeichnung, die Scheffel in Wanderkleidung vor dem Hohentwiel wiedergibt (gez. 4. 10. 1882)! „Mag lauern — mag trauern, wer will hinter Mauern: Ich fahr’ in die Welt!“ Diese Zeichnung zeigt nicht nur den „fahrenden“ Dichter, sie zeigt ebenso, wie Werner die Örtlichkeit mit einer überraschenden Treue zu gestalten weiß.



Eingangshalle des Scheffelhauses

Das gilt für alle seine großen Zeichnungsfolgen zu den Scheffelschen Werken. 172 Briefe hat der Dichter dem Maler geschrieben. Sie beginnen mit dem 9. 7. 1863 und enden mit dem 6. 3. 1886. Sie gelten einer ausführlichen Auseinandersetzung über die Illustrationen der Werke, namentlich des „Ekkehard“. V. Werner hat diese Briefe kurz vor seinem Tode herausgegeben und damit der Scheffelforschung einen großen Dienst erwiesen („Briefe J. V. v. Scheffel an A. v. Werner, 1863—1886, Stuttgart 1915“⁴²).

Die Freunde des Majors

Natürlich gingen auch die Kollegen des Majors, die Architekten und Ingenieure, im Scheffelhaus ein und aus und stellten ein belebendes Element der gesellschaftlichen Zusammenkünfte dar. Es waren z.T. alte Freunde des Hausherrn aus der Zeit gemeinsamer Arbeit. Dazu zählte auch der **Major François Immelin**, der mit Scheffel in der gleichen Kommission bei der Rheinregulierung gearbeitet hatte. Er war ein so naher Freund des Hauses, daß er Josephs Pate geworden war⁴³).

Weit bedeutungsvoller im Leben und Werden der Stadt Karlsruhe waren aber die großen Architekten Friedrich Eisenlohr, Karl Joseph Berckmüller und Heinrich Hübsch. Sie waren bemerkenswerte Vertreter der Architektengeneration, die aus der Schule Weinbrenners hervorgegangen war. Sie waren dem Hause Scheffel nahe verbunden. Nach 1815 verlor die Weinbrennerschule an Bedeutung, die neu erwachte Romantik löste sie ab. Im Zuge der Neuorientierung entwickelte Hübsch die „christliche Klassik“, Eisenlohr wandte sich der Neugotik zu und Berckmüller dem renaissancistischen Stil⁴⁴). Da in diesem Aufsatz keine Baugeschichte betrieben werden kann, mögen diese Bemerkungen genügen.

Karl Joseph Berckmüller (1800—1879), besonders eng mit Scheffel befreundet, schuf mit dem Bau der Vereinigten Sammlungen

sein Hauptwerk. Sein großzügig angelegter Friedrichsplatz gehört zu dem Besten, was nach Weinbrenner geschaffen wurde. Er näherte sich „einerseits der klassischen Form- und Baukunst seines Meisters, andererseits bildet sich bereits ein Übergang zur folgenden Periode des Renaissancismus, der Architektur und Kunstgewerbe von nun an bis zum Jahre 1900 beherrscht“⁴⁵).

Daß **Heinrich Hübsch** (1795—1863) das Gesicht der Stadt maßgeblich mitgestaltet hat, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Hübsch studierte von 1813—1815 Mathematik und Philosophie in Heidelberg, war von 1815—1817 Schüler Weinbrenners, 1824—1827 Lehrer am Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt. 1827 wurde er Residenzbaumeister und Oberbaurat und stieg 1842 zum Baudirektor in Karlsruhe auf⁴⁶). Der hochgebildete Künstler erbaute in der Residenz u. a. das Finanzministerium (1828—1835), die Technische Hochschule (heute Universität, 1833—1835), die Kunsthalle (1836—1845), das Landestheater (1851—1853) und anschließend die schöne Anlage der Orangerie⁴⁷).

Friedrich Eisenlohr (1805—1854) war Schüler von Christoph Arnold in Freiburg, der seinerseits Schüler Weinbrenners gewesen war. Er wurde 1839 Professor am Polytechnikum in Karlsruhe und gleichzeitig Leiter der Hochbauabteilung der Badischen Staatseisenbahnen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß Eisenlohr Bahnhofsbauten in Baden geschaffen hat, so in Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden, Freiburg und den alten Bahnhof in Karlsruhe. Auch die Trinkhalle in Baden-Baden ist sein Werk. Die Friedhofskapelle, die heute noch auf dem alten Friedhof in Karlsruhe steht und deren Außenwand die Grabmale der Eltern, des Bruders und der Schwester Scheffels eingelassen sind, wurde von Eisenlohr 1842 im neugotischen Stil errichtet.



Das Schlafzimmer

Und noch andere Freunde

Noch drei Freunden des Hauses Scheffel soll hier noch gedacht werden, herausgegriffen aus einer Anzahl dem gehobenen Bürgertum angehörender Familien, die mit Scheffels gesellschaftlich verbunden waren.

Beginnen wir mit einem Mann, von dem Mutter und Sohn Scheffel sicher viele Anregungen empfangen haben. Es ist der Archivar **Josef Bader** (1803–1884), von dem diese fruchtbaren Impulse ausgingen. Bader war auch ein sehr engagierter und erfolgreicher Heimatforscher, Verfasser der „Badischen Landesgeschichte“, welche 1834–1836 erschienen ist. Er war außerdem der Herausgeber der Zeitschrift „Badenia“, die in zeitlichen Abständen 1840, 1844, 1859, 1863 und 1864 herauskam. Schon von der literarischen Seite her muß Bader ein willkommener Gast der Majorin gewesen sein.

Ein weiterer vertrauter Freund des Hauses Scheffel war der **Major Maler**. Dieser war

ein großer Kunstfreund und sehr erfolgreicher Kunstsammler und wohnte in Baden-Baden. Maler besaß auf dem Schloßberg ein herrlich gelegenes Haus, und Scheffel war dort häufig zu Gast. Der Major war ein paar Jahre badischer Gesandter am päpstlichen Hof in Rom, was natürlich seiner Sammlerleidenschaft sehr zustatten kam⁴⁹⁾. Besonders die Groß.-Sammlungen für Altertum und Völkerkunde in Karlsruhe profitierten davon. Wagner berichtet, daß die altgriechische und römische Kultur mit 5700 Nummern vertreten seien, die zu den bedeutendsten in mittleren Sammlungen in Deutschland gehörten. „Man verdankt ihren Bestand dem Sammeleifer des Majors Maler, dem damaligen bad. Gesandten am päpstlichen Hof, der sie 1838 für Karlsruhe erwarb, z.T. durch wohlfeilen Kauf in Neapel, wo er sich durch die dort herrschende Cholera nicht zurückschrecken ließ. Die reiche Sammlung von Bronzen, die er zunächst für seine persönli-

chen Zwecke, zusammen mit dem Engländer Clarke bildete, überließ er um geringen Preis dem Badischen Staat.⁵⁰⁾ Der Verkehr mit Major Maler, diesem noblen und großzügigen Mann, muß für Scheffels außerordentlich interessant und gewinnbringend gewesen sein.

Schließen wir die Betrachtungen mit dem Münzrat **Ludwig Kachel d.Ä.** (1791—1871). Die Münze, der große Bau Weinbrenners, wurde nach dessen Tod am 1. März 1826 von Baumeister Fischer vollendet. Das Bauprogramm in münztechnischer Hinsicht erarbeitete Ludwig Kachel. Dieser hatte 1824 die Vorstandsstelle der badischen Münzverwaltung erhalten und siedelte ein Jahr später von Mannheim nach Karlsruhe über, um den Bau der neuen Münze besser überwachen zu können⁵¹⁾. Die Familie Kachel wohnte dann in der Münze und so in der Nachbarschaft Scheffels. Kachel war als ein sehr angesehener Mann gleichzeitig noch Leiter des badischen Kunstvereins und des Karlsruher Gewerbevereins.

Ludwig Kachel war ein Mann vieler Talente. Er hatte mit Frau Scheffel die Kunst des Improvisierens gemeinsam und verfaßte auch Gelegenheitsgedichte. Kachel trug hinreißend vor und hatte eine schöne Singstimme. Lassen wir noch einmal Emil Frommel zu Wort kommen, der von Kachel — auch ein gern gesehener Gast bei Frommels — sehr beeindruckt war: „Wir bewundern den genialen Mann mit dem schönen, interessanten Kopf und dem langen, wallenden Haare, wie der Verse machen konnte, ohne sich weiter zu besinnen, und schnappten nur da und dort ein Wort auf, von denen mir etwas geblieben ist, als er den ‚Frauenlob‘ sang:

Die beste der Frauen
soll jeder in seiner eigenen schauen.“

Frommel fährt fort: „Er hatte ein kindliches Gemüt und konnte mit uns spielen, als wäre er unsresgleichen, namentlich trompetete er mit dem Munde, daß man einen leibhaftigen Postillon zu hören glaubte. Er konnte den

halben Schiller auswendig und trug die Balladen mit seinem herrlichen Organ so schön vor, daß es einem kalt den Rücken herunterlief.“ Daß ein Mann solcher Talente stets ein willkommener Gast war und jede Gesellschaft mit seinen Beiträgen bereicherte, versteht sich von selbst. Aber auch Kachels und seiner Gattin Leben war von dem viel zu frühen Tod der beiden begabten Söhne — Maler und Architekt — schwer überschattet, „und der alte Münzrat, der so viel Schmelzöfen und Prägestöcke in seiner Münze hatte, wurde selbst in alten Tagen in den Schmelztiegel der Trübsal gesteckt“⁵²⁾.

Damit kann der Ring der Erinnerungen geschlossen werden. Überblickt man die Vielzahl der Freunde des Hauses Scheffel mit ihren vielseitigen geistigen Qualitäten, die den höchsten gesellschaftlichen Ansprüchen gerecht wurden, dann kann man verstehen, welche Rolle die Scheffels im damaligen Karlsruhe gespielt haben, auch ohne den Ruhm, den später Joseph Scheffel hinzufügte. Es ist auch deutlich geworden, welche zentrale Rolle die Majorin dabei gespielt hat. Mit ihrem Tode am 5. Februar 1865 hatte alles ein Ende. Im Hause in der Stephanienstraße blieben der Vater, der „würdige Greis“, und der hilflose Bruder Karl zurück. Der Major Scheffel starb am 14. Januar 1869, beinahe 80jährig, Karl am 10. Oktober 1879 im Alter von 52 Jahren. Daß Joseph Scheffel in unbedingter Familientreue zur Pflege von Vater und Bruder von Seon nach Karlsruhe übersiedelte, seine junge Frau aber diesen Schritt nicht mitvollzog und die Ehe letztlich scheiterte, ist ein untilgbarer Schatten auf dem Leben des Dichters geblieben.

Literaturverzeichnis

1. Alberta von Freydorf, In der Geißblattlaube, Dresden 1886, zitiert: Alberta
2. Rudolf von Freydorf, Alberta von Freydorf, ein Lebensbild, in „Die Pyramide“, Wochenschrift

zum Karlsruher Tageblatt, 19. Jg. Nr. 24, 15. 6. 1930, zitiert: Freydorf

3. Emil Frommel, Aus goldenen Jugendtagen, Reutlingen 1928, zitiert: Frommel

4. Auguste Kilian-Lufft, Aus Viktor Scheffels Elternhaus, Alt-Karlsruher Erinnerungen an des Dichters Mutter und Gattin, Bad. Heimat Heft 1—3, 5. und 6. Jg., 1918/19, zitiert: Kilian

5. Wilhelm Zentner, Hrsg., Scheffel in Italien, Briefe ins Elternhaus 1852—1853, 5. Gabe des Deutschen Scheffelbunds an seine Mitglieder, 1929, zitiert: 5. Gabe

6. Wilhelm Zentner, Hrsg., Vom Trompeter zum Ekkehard, Scheffels Briefe ins Elternhaus 1853—1855, 10. Gabe des Deutschen Scheffelbundes, 1934, zitiert: 10. Gabe

7. Wilhelm Zentner, Hrsg., Zwischen Pflicht und Neigung, Scheffel in Donaueschingen, 21. Gabe des Volksbundes für Dichtung, vorm. Scheffelbund, 1946, zitiert: 21. Gabe

8. Wilhelm Zentner, Hrsg., Wandern und Weilen, Scheffels Briefe ins Elternhaus 1860—1864, 26. Gabe des Volksbundes für Dichtung, vorm. Scheffelbund, 1951, zitiert: 26. Gabe

9. Wilhelm Zentner, Marie Scheffel, Erinnerungsblatt für eine Vergessene, Bad. Heimat, Ekkhart-Jahrbuch 1959, zitiert: Zentner

10. Gustav Friebolin, Frauen im Leben Scheffels, Bad. Heimat 56. Jg. Heft 1, März 1976, zitiert: Friebolin

11. Ernst Boerschel, Eine Dichterliebe, Joseph v. Scheffel und Emma Heim, Leipzig, Neubearbeitung 1914, gedruckt 1915, zitiert: Boerschel

12. Wilhelm Oeftering, Geschichte der Literatur Badens Teil III, Nr. 44 der Reihe des Landesvereins Badische Heimat „Vom Bodensee zum Main“, 1937, zitiert: Oeftering

13. Willibald Klinke, Joseph Victor v. Scheffel, ein Lebensbild in Briefen mit biogr. Verbindungen, Zürich, 1947, zitiert: Klinke

14. Friedrich Bentmann, Karlsruhe im Blickfeld der Literatur, Karlsruhe, 1969, zitiert: Bentmann

15. Arthur von Schneider, Erinnerung an Helene von Ravenstein, die Tochter Moritz v. Schwinds, Bad. Heimat (Mein Heimatland) 45. Jg., Heft 1/2, 1965, zitiert: Schneider 1

16. Arthur von Schneider, Karl Ludwig Frommel, Maler u. Galeriedir., Bad. Heimat (Mein Heimatland) 29. Jg., 1942, zitiert: Schneider 2

17. R. Bosch, der deutsche Dichter Joseph Victor Scheffel und das Seetal, Sonderheft zum Andenken an den Dichter, Verlag der Hist. Vereinigung Seetal in Seengen, 1963, zitiert: Bosch

18. E. Wagner, Die großherzoglichen Sammlungen für Altertum und Völkerkunde in Karlsruhe, Bad. Heimat, 3. Jg., Heft 1, 1916, zitiert: Wagner

19. A. Krieger, Hrsg., Badische Biographien, III.

Teil, 1902—1911, Heidelberg, 1927, zitiert: Krieger

20. Max Wingenroth, Schwarzwälder Maler, Bad. Heimat, Reihe „Vom Bodensee zum Main“ Nr. 19, 1922, zitiert: Wingenroth

21. Christian Baumann, Johann Baptist Kirner, ein bedeutender Maler des Schwarzwaldes, 1806—1866, Bad. Heimat (Mein Heimatland), 36. Jg., Heft 1, 1956, zitiert: Baumann

22. Walther Huber, Die Stephaniestraße, ein Stück Bau- und Kulturgeschichte aus Karlsruhe, Karlsruhe, 1954, zitiert: Huber

23. Arthur Valdenaire, Die Baukunst Karlsruhes in zwei Jahrhunderten, in „Karlsruhe“, Jahrbuch Badische Heimat 1928, Braun, Karlsruhe, zitiert: Valdenaire 1

24. Arthur Valdenaire, Friedrich Weinbrenner, sein Leben und seine Bauten, 3. Auflage, 1976, C.F. Müller, Karlsruhe, zitiert: Valdenaire 2

25. Joachim Göricke, Bauten in Karlsruhe, ein Architekturführer, 2. Auflage, 1980, Braun, Karlsruhe, zitiert: Göricke

26. Joseph August Beringer, Badische Malerei im 19. Jahrhundert, Karlsruhe u. Leipzig, 1913, zitiert: Beringer

Anmerkungen

- 1) Huber S. 6
- 2) Huber S. 42/43
- 3) Huber S. 68
- 4) Frommel, S. 155/156
- 5) Kilian S. 140
- 6) Frommel S. 155
- 7) Klinke S. 7
- 8) Alberta S. 32
- 9) Oeftering S. 172
- 10) Zitat nach Friebolin S. 44
- 11) Alberta S. 9
- 12) Zitiert nach Bentmann S. 31
- 13) Oeftering S. 23 u. 172
- 14) Kilian S. 141, 10. Gabe S. 66 Anm. 1
- 15) Kilian S. 141/142
- 16) Frommel S. 154/155
- 17) Kilian S. 138
- 18) Kilian S. 131
- 19) Zentner S. 71
- 20) Kilian S. 138
- 21) Frommel S. 157
- 22) Zitate nach Zentner S. 79
- 23) Zentner S. 75
- 24) Frommel S. 49/50
- 25) Kilian S. 138
- 26) Oeftering S. 45/46
- 27) 26. Gabe S. 89, siehe ebenso Freydorf
- 28) Oeftering S. 23
- 29) 26. Gabe S. 89 Anm. 20, Klinke S. 103 Anm. 40

- ³⁰⁾ 21. Gabe S. 95 Anm. 79, Bosch S. 99 Anm. z. S. 1
³¹⁾ Bosch S. 2
³²⁾ 21. Gabe S. 99 Anm. 82, Bosch S. 102 Anm. z. S. 11
³³⁾ Boerschel S. 37
³⁴⁾ Wagner S. 109—112
³⁵⁾ Klinke S. 200 Anm. 10 u. 13
³⁶⁾ Zitat nach Boerschel S. 127
³⁷⁾ Schneider 2 S. 381—384
³⁸⁾ 26. Gabe S. 95 Anm. 70, Schneider 1 S. 151—155
³⁹⁾ 26. Gabe S. 68 Anm. 84
⁴⁰⁾ Wingenroth S. 31 ff!, 5. Gabe S. 98 Anm. 43
⁴¹⁾ Beringer S. 59
⁴²⁾ 26. Gabe S. 94 Anm. 63, Klinke S. 205 Anm. 63, Boerschel S. 349 Anm. 3
⁴³⁾ 5. Gabe S. 100 Anm. 78
⁴⁴⁾ Valdenaire 1 S. 312
⁴⁵⁾ Valdenaire 2 S. 72, 82, 166
⁴⁶⁾ Göricke, Verzeichnis der Architekten
⁴⁷⁾ Valdenaire 2 S. 77, 82, 166
⁴⁸⁾ 10. Gabe S. 75 Anm. 63
⁴⁹⁾ 10. Gabe S. 70 Anm. 22
⁵⁰⁾ Wagner S. 35/36
⁵¹⁾ Huber S. 96/97
⁵²⁾ Frommel S. 50, 161

Große Kreisstadt Wiesloch

Die Große Kreisstadt Wiesloch liegt an den Ausläufern der Südlichen Bergstraße und des Kraichgauer Hügellandes, nach Westen folgt die fruchtbare Rheinebene.

Wiesloch hat eine reiche geschichtliche Vergangenheit und ist außerdem eine Stadt bedeutenden Weinbaus.

Seit Ende der 60er Jahre bemüht sich die Stadtverwaltung um die Entwicklung des historischen Stadtkerns und um die Anpassung des Innenstadtbereichs an die heutigen Gegebenheiten. Bis heute ist das erstellte Stadtsanierungskonzept zu einem großen Teil verwirklicht und gibt dem Stadtkern mit seiner Fußgängerzone eine eigene Prägung.

Reste der Stadtmauer mit den Wehrtürmen „Sauermilchhaffe“, „Dörndl“ und der hintere runde Eckturm zeugen aus einer Zeit des Mittelalters, in der Wiesloch noch eine wehrhafte Stadt war.

Weitere Sehenswürdigkeiten sind der Freihof, die evangelische Stadtkirche, das Alte Rathaus sowie die Pankratiuskapelle in Altwiesloch.

Neben ihrer geschichtlichen Vergangenheit zeichnet sich die Stadt Wiesloch durch einen hohen Wohn- und Freizeitwert aus.

Die Fotos zum Scheffelhaus wurden uns freundlicherweise von Frau Wieland geb. Frein von Reischach-Scheffel zur Verfügung gestellt. Die Zeichnung des Scheffelhauses stammt von Rolf Trummpp

Geistige Begegnung

Joseph Victor v. Scheffel und Petrarca

Ein Beitrag zum Scheffel-Jahr 1986

Norbert Thamm, Karlsruhe

„Ein anmutiger Weg führt durch reich angebaute Kampagnen, mitunter auch durch einsames Heideland von Avignon ostwärts dem kahlen, mauergleich die Landschaft abschliessenden Kalkgebirg' entgegen, in dessen vielfach zerklüfteten Abhängen Tal und Flecken Vaucluse sich eines weltabgeschiedenen Daseins erfreuen.“

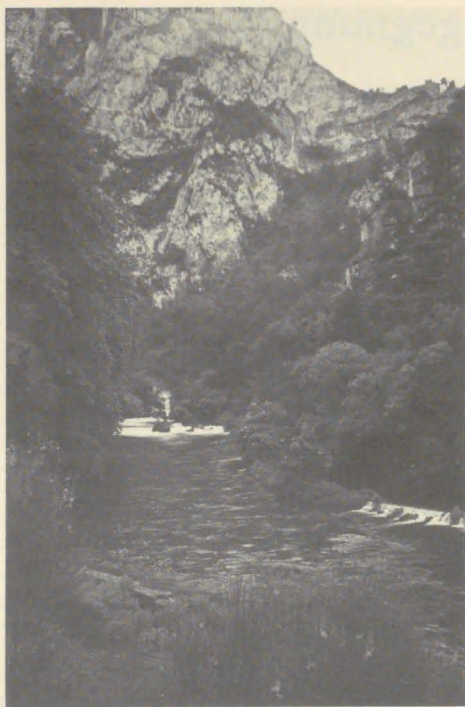
So beginnt eines der schönen, an Frische des Erlebens und Kraft der Darstellung so reichen „Reisebilder“, und der hier reist und, nachskizzierend, diese Reise noch einmal genießt und sie den Leser mitgenießen läßt, ist Joseph Victor v. Scheffel. Das „leichte Fuhrwerk“ des Avignoner Kutschers Godefroi Lefort trägt den dreißigjährigen Dichter, der kurz zuvor seinen großen Roman „Ekkehard“ veröffentlicht hat und, unter Depressionen leidend, aufgebrochen ist, um sich durch neue Eindrücke von ihnen zu befreien, „an einem fröhlichen Sommermorgen“ des Jahres 1856 „in holperndem Trabe“ jenem Talschluß der Sorgue zu, der „Vaucluse“, vallis clausa, heißt — ein Name, so bezeichnend, daß kein griechischer Kaufmann aus dem nahen Glanum, kein römischer Soldat aus dem nicht weit entfernten Orange, kein einsam betender Mönch aus dem unfernen Kloster Sénanque einen treffenderen hätte finden können. Und doch — hier in Vaucluse, wo der Geist dieser drei Faktoren zu spüren ist, die jenes Kulturland geschaffen haben, das wir schlicht „Provence“ nennen, — hier stoßen wir auf einen vierten, der unserem Reisenden Victor v. Scheffel sofort begegend gegenwärtig wird, den auch ich —

nicht aus Scheffels Kutsche, sondern aus dem modernen Reisebus steigend — erwartet hatte und der einem sogleich begegnet: Francesco Petrarca, er, der große Reisende, der Humanist, Fürstenfreund, Gelehrte, Dichter, Sprachschöpfer und Mensch, der Höhepunkt und Ausgang des Trecento, der Bahnbrecher einer neuen, weltverändernden Zeit. Was Wunder, daß Scheffel mir, dem ihm und Petrarca Nachreisenden, sofort das Thema dieses unseres vorliegenden Aufsatzes selbst in die Hand gibt, wenn er in seinem eingangs erwähnten „Reisebild“, das er frisch und unverfälscht unter dem Eindruck des Erlebten 1857 mit dem Titel: „Ein Tag am Quell von Vaucluse“ veröffentlicht, erklärt:

„Vaucluse und Petrarca! es wird wenig Namen geben, die in der Überlieferung der Menschen so aneinander gelötet sind wie diese zwei.“

Und nimmt es wunder, wenn der Verfasser der vorliegenden Arbeit, ich selbst also, hinzusetzt: „... und Scheffel, dem wir hier, in diesem Zusammenhang und Zusammenklang, ein kleines Denkmal der Erinnerung setzen wollen.“

Vorläufig aber stehen wir mit Scheffel an dem im Schatten hoher Bäume nur schwer wahrnehmbaren Obelisk, der 1804 zum 500. Geburtstag Petrarca geweiht wurde und an dem Scheffel nur noch die bröckelnde Hieroglyphe „A-Tra-Que“¹⁾ feststellen konnte. Dann lassen wir den kleinen Brückenort am brausenden grünen Fluß mit den Steilwänden der Schlucht und der krönenden Burgruine



In der Vaucluse
Foto: Norbert Thamm

von Cavaillon hinter uns und gehen mit Scheffel den eine Viertelstunde sich in der Enge hinziehenden Pfad zur eigentlichen Vaucluse, zum Topf der brausenden Quelle der Sorgue, die an der jähe das Tal abschließenden Felswand nicht entspringt, sondern nur zutage tritt. Wir handeln hier ganz im Sinne Scheffels, der über seinen großen „Vorgänger“ — hier wörtlich genommen — Petrarca sagt:

„Die Art, wie einer auf der Reise sich gibt, lehrt am besten ihn kennen“, und hinzufügt: „Petrarca war ein landschaftlicher Feinschmecker.“

Mag diese Formulierung — so möchte man kritisch anmerken — auch grammatikalisch nicht ganz richtig sein, wichtig ist, daß

Scheffel sofort eine Probe davon gibt, wie sehr er selbst in der Nachfolge Petrarcas ein Feinschmecker im Genuß landschaftlicher Schönheit ist, wenn er schreibt:

„Am Ende des Tales, da, wo es durch eine kaum übersteigbare riesige Wand im wahren Sinne des Wortes abgeschlossen ist, — in einer förmlichen Felsensackgasse fanden wir denn, still und lauschig, den Quell, die ‚Sorgia, rex fontium‘²⁾, ein ruhig tiefes, blaugrünes, wundervoll durchsichtiges Gewässer, das reich und breit und gleich mit Stromstärke aus geheimnisvoll unergründeter Spalte der Kalkwand zutage springt und unmittelbar am Ende seines, einem Miniaturgebirgssee ähnlichen, Beckens in schäumendem Fall über moosdunkle Felsen talab stürzt.“

Mit Touristen „aus allen Weltgegenden“ genießt Scheffel Anblick und Stimmung, und als die Gesellschaft „zu Ehren der Laura und ihres Freundes“ gar anstößt, da besinnt sich der Dichter so recht der Tatsache, daß er ja am Ende jenes „dolce sentier, che si amaro riesci“ („süßen Pfades, der so bitter endet“) steht, und sich auch hier des großen italienischen Dichterfreundes erinnernd, ruft er aus: „Überall Petrarca, und nichts als Petrarca! Zu Vaucluse ist kein Kraut wider ihn gewachsen!“ Ein wenig deplaciert erscheint er schon, dieser Ausruf, aber doch so bezeichnend für unseren jungen Dichter, der die ganze Stimmung des Augenblicks genießt, sich ein wenig dieser seiner Gestimmtheit schämt, sich nolens volens doch ihr hingibt, sich aber doch wieder gegen sie wehrt und so in den „schnoddrigen Scheffel-Ton“ des Kommersbuches seine Zuflucht nimmt.

Aber dann folgt in Scheffels „Reisebild“ eine Passage, die ich zu den gelungensten Prosastücken des Dichters rechnen möchte; sie sei deshalb hier wiedergegeben:

„Sein (Petrarcas) Wohl aber im Wasser seines eigenen Quells zu trinken, schien mir unangemessen. Darum, um auch meinerseits dem Ort und seinem Genius den schuldigen

Tribut abzutragen, . . . verfertigte (ich), denn jede andere Form wäre hier eine Versündigung gewesen, ein wohlgedrehtes Sonett, . . . schloss mit der angemessenen Wendung:

„ . . . ein halb Jahrtausend ist talab
gerauschet,
Seit hier die Nymphen Lauras Freund
belauschet,
Stumm ruht die schatt'ge Wildnis und
verschwiegen,

Doch ewig strömt, wie hier Petrarcas Quelle,
Der Dichtung Born in bergesfrischer Welle:
Was aus der Tiefe kommt, kann nie
versiegen.“

schnitt sodann ein Blatt aus meinem Skizzenbuch, schrieb das Poem reinlich darauf, verschloß es in eine der Flaschen, welche die . . . Gesellschaft . . . zurückgelassen, und warf Flasche und Sonett in die Tiefe der Flut — gleich einem jener Weihgeschenke, welche die Sauerwassertrinker des Altertums nach glücklich vollbrachter Kur den Nymphen zum Dank in die Quellen versenkten. Da ich aber . . ., den Widerhall der Felswände zu prüfen, mit starker Stimme: „Petrark! Petrark!“ rief, klang leise gehaucht ein: „ . . . Arg! Arg!“ zurück, so daß ich von jeder weiteren Behelligung des Echos sofort Abstand.“

Wie schön in Stil und Sinn ist diese Passage, wie herrlich in ihrer Mischung von echtem Dichtertum, dem Gefühl von Kongenialität und Kollegialität Scheffels mit Petrarca, von Humor, Ironie und Selbstkritik, von ein wenig beigemischter Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, mit ihrem Seitenblick auf den der Eigenkritik beipflichtenden und ihr doch nicht beipflichten-sollenden Leser, der — so ergeht es mir, wenn ich die beiden Restterzette Scheffels aus obigem Sonett lese, — in ihnen zwar den epigonalen, aber doch wahren, im Bild der Quelle von Vaucluse sein Dichtertum zusammenfassenden Dichter findet; denn: „Was aus der Tiefe kommt, kann nie versiegen.“

Wer ist nun dieser Petrarca, den der deutsche Dichter aus Karlsruhe wie einen Bruder grüßt, und wie kommt er, Francesco Petrarca, der 1304 in der fernen Toskana, in Arezzo, Geborene, nach Vaucluse, wo ihm 550 Jahre später sein deutscher Dichterbruder ein Sonett in die grünen Wasser der Sorgue zusendet? Petrarca ist, wie Scheffel, ein Ruheloser, immer wieder Umhergetriebener. Sein Vater, Jurist, muß 1302 Florenz verlassen und geht 1311 als Verbannter in die Provence, angezogen von der neuen Residenz der Päpste des Exils von Avignon. Nur gezwungen nimmt der der lateinischen Sprache und Literatur leidenschaftlich zugetane Sohn Francesco das Jurastudium im nahen Montpellier und in Bologna auf. Schon hier erweist sich in Studiengang und Neigung eine interessante Parallelität zu Scheffel. 1326, nach dem Tode des Vaters, kehrt Petrarca nach Avignon zurück, wo zwei Ereignisse entscheidend für Jahrzehnte seines Lebens werden. Das eine ist das Laura-Erlebnis: Am 6. April, dem Karfreitag des Jahres 1327, begegnet er in der Kirche Santa Chiara Donna Laura (wahrscheinlich Laura de Noves, Gattin des Hugues de Sade; sie, die ihrem Gatten in ihrem kurzen Leben 11 Kinder schenkte, starb — seltsame Fügung — am Jahrestag der Begegnung, am 6. April 1348, an der Pest). Dieses Laura-Erlebnis, in der Nachfolge des Dante-Beatrice-Begebnisses stehend und ganz im Sinne des höfischen Mittelalters rein platonische Anbetung und ritterliche Verehrung der fernen verheirateten Dame, wird viele Jahre hindurch für Petrarcas Leben und poetische Arbeit richtunggebend, ganz passend in den Rahmen der provençalischen Trouvères-Dichtung, wie sie auf der nahen Felsenburg von Les Beaux ihren „Höhepunkt“, lokal und geistig, findet. Das zweite entscheidende Ereignis für Petrarca ist die Freundschaft zu dem jugendlichen Kardinal Giovanni Colonna; durch ihn, seinen großen Gönner, das Haupt der Kardinalspartei gegen das Exil von Avignon und für die Rückkehr der Päpste nach Rom, wird

Petrarca auf die akute Kirchen- und Welt-politik aufmerksam, wird er mehr und mehr in sie eingespannt; durch Colonna erhält er auch als Refugium ein Landgütchen in Vaucluse, sein gepriesenes Tusculum, in dem er in den Jahren 1337—53 mindestens viermal, oft für lange Abschnitte, weilt. Hier trug er die Spannungen der Schwermut seines Wesens aus, hier fanden seine Unruhe, seine Unausgeglichenheit, seine schmerzliche Sehnsucht nach Laura Stille und Mäßigung, fand aber auch seine Verängstigung, daß gerade er, aus dem sicheren Hort der Antike und der mittelalterlichen Welt und Kirche kommend, Bereiter einer neuen Zeit sein sollte, ihre Zuversicht und Zielsetzung. Im „Canzoniere“, der Sammlung seiner 317 Sonette, findet dieses Ringen mit sich selbst gebändigten, in Schönheit und Reife geformten Ausdruck. Als eines der, meiner Meinung nach, schönsten, zumindest aber zu unserem Thema passendsten seiner Sonette stehe hier das Sonett 49: „Se 'l sasso, ond' è più chiusa questa valle . . .“

O Tal, mein Tal, von Bergen hoch umgeben,
Es weist gen Sonnenuntergang dein Tor,
Im Mittag aber wohnt, die ich erkor;
so scheiden Felsen mich von Lust und Leben.

O Tal, mein Tal — und sollt' die Erde
beben —

O öffne dich nach Süden, daß im Chor
Die Liebesseufzer zu der Liebsten Ohr
In dichten Schwärmen eilig sich erheben.

Nun ziehn sie einzeln ihre steile Straße;
Doch keiner fehlt, und — lieblich auf-
genommen —

Nahm keiner, keiner je den Weg zurück.

Ach, und die Augen! Mit der Sehnsucht
Maße

Durch Felsenwände suchen sie ihr Glück
Und weinen, bis die sanfte Nacht
gekommen.³⁾

So wird für Petrarca Vaucluse zu seiner „Klagen Hort“, wird ihm der steinige Pfad entlang der Sorgue zum „süßen Pfad, der so

bitter endet“; und in einem seiner, in schönster lateinischer Tradition wiederaufgenommenen, Briefe aus seinem umfangreichen Briefwerk, im „Brief an die Nachwelt“, findet sich die bezeichnende Stelle: „... und suchte mir . . . einen Zufluchtsort, eine Art von Hafen, und fand ihn in dem sehr kleinen, einsamen und lieblichen Tale, Vaucluse genannt, 15 000 Schritt von Avignon entfernt, wo die Königin der Bäche, die Sorgue, entspringt.“ Und nach den Fahrten vieler Jahre schreibt der von Kaiser und König, von Dichtern, Fürsten und Gelehrten des europäischen Kulturraumes Hochgeehrte, der poeta laureatus seiner Zeit, als auch Colonna, wie Laura, von der Pest dahingerafft ist: „... so kehrte ich doch . . . wieder nach Frankreich zurück, . . . nicht so sehr aus dem Wunsch, das tausendmal Gesehene wieder zu sehen, als vielmehr, um nach Art der Kranken durch Ortsveränderung den Lebensüberdruß zu heilen.“ Daß er dennoch nicht blieb, daß er nach unermüdlicher vielseitiger Anteilnahme an den großen und kleinen Fehden der Weltpolitik wie der Norditaliens, nach rastloser poetischer und wissenschaftlicher Tätigkeit, weltmüde geworden, nicht in der geliebten Provence, sondern auf dem von seinem letzten Gönner, Francesco da Carrara, geschenkten Gut Arquà bei Padua starb, ist bezeichnend dafür, daß er zu seinem Ursprung zurückkehrte, wie er voll Stolz in seinem Gedicht: „Italia, mein Vaterland“ bekennt:

„Natur und Kunst, vereinigt, dich zu
schmücken,
beschenkten dich mit Reizen wunderhold
und lehrten dich, die Welt damit beglücken.“

Ein Ereignis jedoch aus der Zeit Petrarcas in Vaucluse soll hier noch der Parallelität zu Victor v. Scheffel wegen erwähnt werden: Am 26. April 1336 ersteigt Petrarca als erster mit seinem Bruder den Mont Ventoux in der Provence. Daß er damit der europäische Begründer des Gedankens des Bergsteigens wird, sei nur nebenbei erwähnt; wichtiger für

unser Thema ist die Tatsache, daß er — getreu seiner Devise der Selbstdarstellung in Briefform — in diesem Bericht zugleich ein „Reisebild“ im Sinne Scheffels gibt. Noch am Abend der Besteigung schreibt Petrarca (im Brief 10 an Francesco Dionigi) die erste als solche anzusprechende Naturschilderung der europäischen Literatur und projiziert in sie die Beichte seiner inneren Selbstfindung, des Zwiespaltes seiner Seele, des inneren Kämpfens und — im Ersteigen des Gipfels des Mont Ventoux — des Sieges über sich selbst, den die Worte des Ovid krönen: „Odero, si potero; si non, invitus amabo.“⁴⁾

Aus diesen — skizzenhaft wiedergegebenen — Daten Petrarcas wird einmal die äußere, dann aber auch die geistig-seelische Nähe zu Scheffels Lebensablauf sichtbar: Die Neigung beider Dichter zur Antike, zur lateinischen Sprache, die den Schüler Scheffel bereits als „primus omnium“ das Karlsruher Gymnasium verlassen läßt; der Wunsch beider Väter, Petrarca wie Scheffels, der Sohn möge das Jurastudium zur Grundlage des Broterwerbs machen; die Wendung beider Söhne statt dessen zur lateinischen Dichtung und Historie; die große Belesenheit beider in der Literatur dieser Epoche und ihre Zitierfreude klassischer Autoren in den eigenen Werken (vgl. hierzu die Fülle der „Anmerkungen“ zum „Ekkehard“!); die Sammelleidenschaft beider Dichter für alte Handschriften und deren Aufstöberung; die Bibliotheksversessenheit beider Dichterefreunde; schließlich ganz konträr hierzu: die Abneigung beider gegen jeden festen Beruf, ihr „Vagantentum“ und die Entdeckung der freien Natur, die Wanderlust und die Liebe zum großen klassischen Italien; dazu, und gerade um die Zeit des Vacluse-Erlebnisses beider Dichter, das Laura-Erlebnis Petrarca und das Emma-Heim-Erlebnis Scheffels; schließlich die Zweifel beider Dichter an der Echtheit der eigenen dichterischen Begabung, bei Petrarca sich abzeichnend in Depressionen angesichts der Unfähigkeit, sein Lieblingswerk „Africa“ je zu vollenden, bei Scheffel in De-

pressionen in der Erkenntnis der Unmöglichkeit, den geplanten Roman „Irene von Spilimberg“ in Angriff zu nehmen.

Zu ihm, dem noch immer an der Quelle von Vacluse sitzenden Scheffel, kehren wir nunmehr zurück. Doch unser Dichter ist, wie er in seinem „Reisebild“ weiter erzählt, inzwischen zurückgegangen zu den sich um Fluß und Brücke drängenden Gebäuden, in deren einem, einem Gasthaus, er der anderen Seite seines Wesens huldigt; denn „der Quell vereinigt das Nützliche mit dem Schönen und liefert nicht nur die Anregung zu unsterblichen Gesängen, sondern auch feine Aale, schmackhafte Forellen und delikate Krebse“, für Scheffel Grund genug, sich „soliderer Beschäftigung“ „mit Befriedigung“ hinzugeben. Als solches getan ist, besucht er das alte „steinerne Wohnhaus“ mit seinem Garten voll „üppiger Feigenbüsche und mächtiger Lorbeerbäume“, das damals als Petrarca's Wohnhaus gilt. Mag dem sein, wie ihm wolle — der genius loci überfällt den im Garten Ruhenden mit aller Macht; noch im schriftlichen Nacherleben der Stunde strömen dem Dichter die Worte zu, weiß er sich eins mit dem klassischen Dichterefreund, der einst diesen Ort besaß und ihn uns schildert als „iucundum, solitarium, salubre et paucorum bene concordium hospitem late capax“⁵⁾, und er vertraut seinem Bericht das erneute Bekenntnis an: „Hier . . . blieb mir denn wiederum nichts übrig, als dem Meister Francesco Petrarca eine Stunde der Erinnerung zu widmen.“

Wie aber sieht diese Stunde aus, die sich im Nachhinein des Dichters zu einem „Hymnus“ auf den klassischen Freund — über viele Seiten hin — ausweitet? Ich behaupte, und diese Behauptung läßt sich von der ersten bis zur letzten Passage nachvollziehen und bestätigen, daß es unserem lieben Scheffel hier um etwas ganz anderes geht als um die liebevolle Erinnerung „seines Meisters“: Er will in „fremden Spiegeln“ sein eigenes Bild aufscheinen lassen, eine Selbstdarstellung, Selbstcharakteristik und Selbstrechtfertigung

geben, so ironisch, so voll mitreißender Doppelbödigkeit der Diktion, wie es eben nur ein Scheffel kann. Lesen wir nur den ersten Satz dieses beginnenden „Hymnus“ auf den italienischen „Meister“:

„Er war ein Mann eigenen Schlages, der grosse ‚Rimatore‘ und ‚Sonettatore‘; selten wird ein Poet in so mannigfaltigem, chamäleonisch farbenschillerndem, widerspruchsvollem Bild auf die Nachwelt übergehen.“

Wir fragen sofort: Ist das noch ausschließlich auf Petrarca gemünzt, oder geht eine solche Formulierung wie „chamäleonisch farbenschillerndes, widerspruchsvolles Bild“ nicht weit über den italienischen Humanisten hinaus, hin auf ein ganz anderes Dichterbild, das da Joseph Victor v. Scheffel heißt? Und gleich im Anschluß daran streut Scheffel ein wahres Feuerwerk blendender Ironie aus: über das „Urteil der Menge“ zur Zeit Petrarca, das das gleiche ist wie das späterer Zeiten und heute, zur Zeit Scheffels, geprägt von ein paar nichtssagenden Schlagwörtern im Stil des „Basler Lexikons“ von 1736, das für die einschlägige Meinungsbildung zu Scheffels Zeiten unerlässlich war, sein Urteil krönend mit der bedeutend sein sollenden Formulierung, daß der arme italienische Dichter „am Grabe seiner Laura abwechselnd dichtend weinte und weinend dichtete“; über das Urteil der „gebildeten Welt“, die es nach wie vor mit Cicero hält, der nicht weiß, „woher ich die Zeit nehmen sollte, unsere lyrischen Dichter zu lesen“; über die philologische Wissenschaft, die aus dem „Handbuch der römischen Literatur“ einige Phrasen bezieht vom „feinen Gefühl (Petrarca) für die verschollenen Reichtümer der antiken Welt . . . ohne Gelehrter oder origineller Stilist zu sein“; über — und hier wird die blitzende Ironie Scheffels sarkastisch, hart und unerbittlich — die Fachprofessoren der Literaturgeschichte an Scheffels eigener Universität Heidelberg, denen er vorhält: „. . . mit Papierschere und Seziersmesser werden die seligen Dichterleichen sezirt,

. . . Totengericht gehalten und das Urteil mit Entscheidungsgründen ausgefertigt — alles so gelehrt, so unzweifelhaft, so hochnotpeinlich, daß keine Berufung und keine Begnadigung mehr möglich ist“; schließlich über dieses Urteil selbst, nach dem dem beklagten italienischen Dichterefreund, der, wir spüren es immer mehr, stellvertretend für den Deutschen Scheffel vor Gericht steht, nichts anderes mehr übrig bleibt, als der Aufforderung Scheffels zu folgen: „. . . leg’ ab den Königsmantel . . . und zeuch in das große Zucht- und Arbeitshaus, das die deutsche Kritik statt eines Pantheons den Poeten zu erbauen pflegt!“

Immer mehr ist die stille Beschaulichkeit, die bukolische Einkehr Scheffels in die Idylle des Hauses von Vaucluse der Reflexion über das Dichtertum im Urteil der Mit- und Nachwelt gewichen, scheint, nicht mehr augenzwinkernd, nein, bitterböse, aus dem Gesicht des großen Italieners ein anderes, das des von seiner Mitwelt enttäuschten, verletzlichen und verletzten deutschen Dichters Scheffel, der, vorausahnend, dem Ruhm, dem Lob, das seinem eigenen bereits erschienenen Werk, seinen „Liedern“, seinen „Episteln“, dem „Trompeter“, vor allem aber dem soeben veröffentlichten „Ekkehard“, so überschwenglich gesendet wird, zutiefst mißtraut, weil er der eigenen Begabung, ihrer Echtheit und Beständigkeit glaubt mißtrauen zu müssen. Und so, in dieser Bitterkeit der Stimmung, in die er sich selbst hineinmanövriert hat, glaubt er auch, die Folgerung aus der Verletztheit Petrarca, die zu seiner eigenen geworden ist, ziehen zu müssen: „Kurzum, es bleibt dem armen Meister nichts übrig, als hinzugehen zu den parnaßhütenden Drachen und um Verzeihung zu bitten, daß er überhaupt je gelebt, . . . und sich zu bedanken für die gnädige Strafe“, und: es „sollte von Rechts wegen sein Andenken gebrandmarkt, seine Asche in die Winde zerstreut, sein Haus an der Sorgue dem Boden gleichgemacht, . . . das ganze Tal polizeilich abgesperrt und seine Betretung bei Strafe untersagt werden.“

Aber wir spüren es: Mindestens hier, in dieser Passage, ist Scheffel wieder Scheffel geworden, findet er zum eigenen „widerspruchsvollen Bild“ zurück, wird aus dem bösen Ausfall wieder die Ironie des weise gewordenen Dreißigers, der dem beklagten Dichterfreund empfiehlt: „Warum“ hast du auch nicht lieber „gemäßigte Opposition gemacht, . . . ein Avignoner Volksblatt herausgegeben, den ‚Wächter an der Rhone‘, den ‚Gegenpapst‘, den ‚Babylonischen Turm‘ oder ähnliches, und dich mit freimütiger Besonnenheit gegen die barbarische Finsternis des Jahrhunderts und für die Gasbeleuchtung ausgesprochen?“ Und in einer erzwungenen, scheinbaren Selbstbescheidung schließt Scheffel seinen „Hymnus“: „Die Toten schlafen ruhig und lassen sich vieles gefallen, bis sie aus den Gräbern steigen.“ Überraschend ist sie schon, diese Wendung; hat es der im „Hause“ Petrarcas sitzende Scheffel, der Feuergeist von 1848, vor, jetzt schon, mit dreißig Jahren, zu resignieren, ist es ihm jetzt schon möglich, sich „ruhig schlafen“ zu legen und sich „viele gefallen“ zu lassen, persönlich, in seiner Karriere und dichterisch? Eine schwerwiegende Frage, die Scheffel auf seine ureigene Weise löst: Er ist wieder ganz er selbst geworden; ruhig, augenzwinkernd wie zuvor, fügt er seinem Bericht einen liebenswerten Schluß hinzu, keinen gelehrten, sondern einen sehr persönlichen und ganz und gar poetischen, und auch der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes vermag keinen besseren hinzuzufügen. Nämlich: Der Kut-scher Scheffels, Godefroi Lefort, der in der Gegend umhergestreift war, „kam mit einem wahren Gebüsch von Lorbeer in der Hand zurück, . . . ergriff ohne weiteres meinen Hut und steckte einen Zweig darauf“ mit den Worten: „. . . j'ai bien vu que vous êtes poète vous-même“⁶⁾, und Scheffel setzt — so spitzbübisch augenzwinkernd und der Zustimmung seiner „geneigten“ Leser gewiß, daß man ihm nicht böse sein kann, — hinzu:

„Und auf die Gefahr hin, für immer der Eitelkeit und des Strebens nach nichtigem Ruhm gezeichnet zu werden, gestehe ich, daß ich mich nicht sträubte.“

Auch der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes sträubt sich nicht, nämlich mit ihm, mit diesen Zeilen, im Erinnern an Vauclose, im Gedenken an den großen Italiener und Menschen Petrarca dem deutschen Dichter Joseph Victor v. Scheffel einen kleinen Zweig des Gedenkens anlässlich seines Todestages zu weihen, getreu den von Scheffel geliebten Versen seines großen Dichterfreundes:

„porrige ramum . . .

nostrumque simul tibi munus habeto.“⁷⁾

(„Carm. buc.“, Ecloga 3)

Anmerkungen

¹⁾ „A-TRA-QUE“ = A Petrarque = „für Petrarca“

²⁾ „Sorgue, die Königin der Quellen“

³⁾ in der Nachdichtung von Leo Graf Lanckoronski

⁴⁾ „Hassen werde ich, wenn ich es kann; wenn nicht, werde ich wider meinen Willen lieben“ (Amores, III, 11, 35)

⁵⁾ „angenehm, einsam, von gesundmachender Wirkung und geräumig genug für wenige gleich wohlgesinnte Gäste“

⁶⁾ „ich habe sehr wohl gesehen, daß Sie selber Dichter sind“

⁷⁾ „Reiche den Zweig mir . . .

und nimm ihn zugleich für dich als unser Geschenk.“

Literaturangaben

Scheffel: „Ein Tag am Quell von Vauclose“ in: „Der unbekannte Scheffel“, herausgeb. v. Friedrich Bentmann, Karlsruhe 1976

Francesco Petrarca: „Sonette an Madonna Laura“, Nachdichtung v. Leo Graf Lanckoronski, Stuttgart 1956

„Petrarca — Dichtungen Briefe Schriften“, Auswahl und Einleitung v. Hanns W. Eppelsheimer, Frankfurt 1956

Die angemerkteten Übersetzungen stammen vom Verfasser.

Scheffel und Bad Säckingen

Peter Christian Müller, Bad Säckingen

Rechtspraktikant am Säckinger Bezirksamt

„Also in Säckingen! — Heute vor 8 Tagen um Mitternacht habe ich meinen Einzug gehalten . . . Das erste Wesen, was ich allhier ansichtig wurde, war ein biederer Hausknecht, der sich nach einigen Pausen meiner erbarmte und mich mit dem Koffer in die Stadt Säckingen herein vor das Gasthaus zum ‚Chnopf‘ führte“.

So beschrieb Joseph Victor von Scheffel (geb. am 16. Februar 1826 in Karlsruhe, gest. am 9. April 1886 in Karlsruhe, 1876 in den Adelsstand erhoben) seine Ankunft in Säckingen im Brief ans Elternhaus, geschrieben am 6. Januar 1850.¹⁾

Hier lebte er bis Ende August 1851, eine relativ lange Zeit für den Wanderdichter Scheffel. Dieses Städtchen war für ihn kein unbeschriebenes Blatt. Sein Vater, der Major Philipp Jakob Scheffel, der im Jahre 1813 als Regierungsbaumeister einige Monate in Säckingen verbrachte, erzählte seiner Familie über Säckingen.

Der promovierte Jurist Joseph Victor kam nach Säckingen, um die Stelle des Rechtspraktikanten, jährlich mit 500 Gulden dotiert, am hiesigen Bezirksamt zu übernehmen.

Zunächst wohnte er bei den Eltern des Bürgermeisters Leo, dann direkt an der Rheinbrücke, im Hallwyler Hof.

Das Bezirksamt war zu jener Zeit im ehemaligen Stiftsgebäude (1939–1972 Landratsamt, heute Straßenbauamt) untergebracht.

Die Amtstätigkeit fand Scheffel uninteressant. Er wollte doch Maler werden, beugte sich aber dem Wunsch seines Vaters und studierte Jura in München, Heidelberg und Berlin.²⁾ Dennoch empfand er die Säckinger Zeit als eine glückliche Zeit.

Zu jener Zeit zählte das Amtsstädtchen nicht einmal 2000 Einwohner. Das Gasthaus „Zum goldenen Knopf“, das damals am Münsterplatz stand, war Scheffels Stammlokal. Dort, im Raum der Lesegesellschaft, verbrachte er fast jeden Abend.

Seine Tischgenossen waren: die Brüder Bally, Amtsassessor Losinger, Untersuchungsrichter Goering, Militärarzt Dr. Kroff (Angehöriger der preußischen Truppe, die nach dem Scheitern der badischen Revolution in Säckingen stationiert war) und Offiziere der 4. Kompanie des 8. Badischen Infanteriebataillons, die 1850 das 4. Preußische Jägerbataillon abgelöst hatte.

Im Sommer besuchte Scheffel gerne die Gartenwirtschaft im Schloßpark. Im Schloß betrieb der Holzhändler und Bierbrauer Groß eine Brauerei (1830–1856). Außerdem besuchte er gerne seinen Vetter Heim in Großlaufenburg (heute Laufenburg/Schweiz).

Geselligkeit, Wein (aber auch Bier) und gutes Essen bestimmten Scheffels Lebensqualität, besonders während der Säckinger Zeit. „Das Trinken ist wohl das häufigste Motiv im Scheffelschen Werk.“³⁾

Gerne erinnerte sich Scheffel an die heiteren Abende im Kreise der Säckinger Lesegesellschaft. Die ungetrübte Fröhlichkeit wurde nur einmal unterbrochen. An einem Märzabend 1851, als die Stimmung unter den Gästen den Höhepunkt erreichte, trat ein Unteroffizier der badischen Truppe ein und forderte die Gesellschaft zur Ruhe auf. Der Unteroffizier handelte im Auftrag von Hauptmann Schwarz (Angehöriger der badischen Truppe, die in Säckingen stationiert war). Zwischen Scheffel und dem Unteroffizier kam es zu einem heftigen Wortwechsel und schließlich wurde Scheffel verhaftet.



Hallwiler Hof. Hier wohnte 1850/51 der Rechtspraktikant Scheffel.

Aber nur für kurze Zeit. Scheffels Vorgesetzter, Amtsvorstand Leiber, bewirkte noch am selben Abend die Freilassung des Rechtspraktikanten.

Dies war noch kein Ende dieser Auseinandersetzung. Scheffel dramatisierte die Sache, indem er seinen Austritt aus dem Dienst ankündigte und Schwarz zur Genugtuung aufforderte. Für kurze Zeit verließ Scheffel Säckingen und weilte bei seinem Vetter in Großlaufenburg. Nun griff Leiber in die Affäre ein. Die Aufforderung zur Genugtuung ver-

stand Leiber fälschlicherweise als Herausforderung zum Duell und berichtete darüber dem Vater von Joseph Victor. Das vermeintliche Duell wurde somit verhindert.⁴⁾ Einige Tage danach speisten Scheffel und Schwarz wieder zusammen im „Knopf“, so als wäre nichts passiert.

Viel unterwegs war Scheffel am Hochrhein, im Hotzenwald und im Südschwarzwald. Den Amtsbezirk Säckingen bereiste er dienstlich.



Scheffeldenkmal auf dem Marktplatz. 1901 enthüllt, 1941 abgerissen.

Seine große Leidenschaft war das Wandern. Als Bewunderer des literarischen Talents von Johann Peter Hebel (1760–1826) weilte Scheffel gerne im Wiesental. In der direkten Umgebung von Säckingen wanderte Scheffel am liebsten um den Bergsee, dessen Name dem Dichter zu verdanken ist. Der idyllische See, der erst 1802/03 entstanden ist (vorher war das ein kleiner Fischweiher), nannte man „Stadtsee“ bzw. „Schwarzsee“. Die Bezeichnung Bergsee verwendete Scheffel erstmals im Brief an seine Eltern (24. März 1850) und im „Trompeter von Säckingen“, 7. Stück: „Der Ausritt zum Bergsee.“ Zwar nicht erfunden, aber bekannt, wurde durch Scheffel der Name „Hotzenwald“. In der Vorrede zur 4. Ausgabe des „Trompeter“ (1865) verwendet Scheffel den Ausdruck „Hozzenwald“. Mitte des 19. Jahrhunderts

war noch die Bezeichnung Hauensteiner Land üblich. Auch der „Maisenhardtjogele“, eine der drei Masken der Säckinger Fastnacht, ist dank Scheffel bekannt geworden. Über den Waldgeist Maisenhardtjogele erfuhr der Rechtspraktikant von den Bewohnern des Hotzenwaldes.

Mit den Hotzenwäldern kam Scheffel gerne zusammen. Er bewunderte sie, aber es war kein unkritisches Verhältnis. Im Brief vom 2. Mai 1850 schrieb er folgendes über die Hotzenwälder: „Die Wälder haben harte und zähe Schädel, was sie einmal gefaßt und sich zurechtgelegt haben, das blieb Jahrhunderte lang sitzen.“⁵⁾

Sehr geschätzt hatte der Rechtspraktikant die Gastfreundlichkeit der Pfarrherren von Öflingen, Herrischried und besonders die des von Rickenbach, Johann Baptist Riesterer.

„Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein.“

Während der Italienreise von 1852/53 geschrieben, auf Capri im April 1853 beendet, erschien das Versepos „Der Trompeter von Säckingen“ erstmals im Jahre 1854. Das war das erste und zugleich das erfolgreichste und bekannteste literarische Werk von Scheffel.

Von den insgesamt 25 Büchern, gemeint sind hier nur die Erstausgaben, bis auf die Briefe, erschienen zu Scheffels Lebenszeit 14.

Wie schon vorher erwähnt, wollte Scheffel Maler werden. Bekannt wurde er als Literat, schuf aber 380 Zeichnungen, Skizzen und Vorlagen, die überwiegend vor seiner Säckinger Zeit entstanden. Die Wandlung zum Dichter vollzog sich während und nach dem Aufenthalt in Säckingen: „Damit betritt er einen neuen Boden mit so entscheidender Wandlung, daß man vom Beginn der 50er Jahre an das rasche Ausreifen des Dichters und das Zurücktreten des bildenden Künstlers datieren kann.“⁶⁾

Als Grundlage für den „Trompeter“ diente dem Dichter eine Liebesgeschichte aus dem

17. Jahrhundert. Sie wurde noch im 19. Jahrhundert in Säckingen erzählt; Scheffel erfuhr davon im Kreise der Familie von Bürgermeister Leo.

Die Scheffelsche Dichtung ist eine weitgehend umgewandelte Fassung der wahren Liebesgeschichte.⁷⁾ Die Hauptfiguren des „Sanges vom Oberrhein“ waren in Wirklichkeit Franz Werner Kirchhofer (jung Werner), ein Säckinger Bürgersohn, aber kein Trompeter, geb. am 1. April 1633, gest. am 31. Mai 1690 und Maria Ursula von Schönau (Margaretha), geb. am 21. Mai 1632, gest. am 21. März 1691.

Beide sind in einer sehr dramatischen Zeit auf die Welt gekommen. Der Dreißigjährige Krieg (1618—1648) erfaßte auch Säckingen: Die Stadt und das Stift mußten Kontributionen an kaiserliche, schwedische und französische Besatzungen zahlen. Erst 1650 kam die österreichische Landeshoheit wieder zurück. Das Frauenstift war geplündert, zahlreiche Gebäude in Brand gesteckt, zerstört war die Rheinbrücke. Viele Säckinger Bürger sind der während des Krieges wütenden Pest zu Opfer gefallen.

„Krieg, Hunger und Pest sind die drei Reiter, durch die Gott die Menschen züchtigen läßt“, wie trefflich das aus dem 17. Jahrhundert stammende Sprichwort die Lage wiedergibt.

Trotz des Widerstandes der mächtigen Familie von Schönau, fand die Vermählung von Franz Werner und Maria Ursula um 1657 statt.

Dennoch mußte das junge Paar noch lange Zeit um seine Rechte kämpfen. Letztendlich mußten sich die Brüder von Maria Ursula damit abfinden, daß ihre Schwester nicht einen Adligen geheiratet hatte, sondern einen Bürgersohn.

Kirchhofer, der durch den Salzhandel zu einem beachtlichen Vermögen gekommen ist, konnte sich in seinen letzten Lebensjahren auch gegen den Säckinger Stadtrat durchsetzen und einige städtische Ämter übernehmen, darunter die Oberaufsicht über den Be-



Der moderne Trompeter von Josef Henselmann (1976).

trieb der Rheinfähre. Diese wurde eingesetzt, nachdem die französischen Truppen im Holländischen Krieg (1678) die Rheinbrücke zerstörten.

Im Text des „Trompeter“ verflechtet sich an vielen Stellen Autobiographisches von Scheffel mit dem Schicksal von Franz Werner Kirchhofer. Einige Beispiele: Im 1. Stück „Wie jung Werner in den Schwarzwald einreitet“, schildert Scheffel Werners Aufenthalt bei einem Schwarzwaldpfarrer. Das ist die Erinnerung des Dichters an den Rickenbacher Pfarrer Riesterer. Im 2. Stück „Jung Werner beim Schwarzwälder Pfarrherrn“, erzählt Werner über sich, daß er aus Heidelberg stamme (Kirchhofer war ein Säckinger), Jura studiert habe, sei aber Trompeter geworden (Scheffel wollte Maler und nicht Jurist werden). Das 3. Stück: „Der Fridolins-



Der 1876 von Ruff geschaffene Trompeter steht an der Außentreppe des Schlosses.

tag“, ist Scheffels Erinnerung an das selbsterlebte Fridolinsfest im Jahre 1850.

Das Abschiedslied „Behüt dich Gott! es wär' so schön gewesen“, ist auf Scheffels Liebe zu seiner Cousine Emma Heim bezogen. Bis zu Scheffels Tode (1886) erreichte der „Trompeter“ 140 Auflagen. Die erste erschien 1854, die dritte erst 1863. Die enorme Popularität der Scheffelschen Dichtung zeichnete sich erst nach 1870 ab. 1876 erschien die 50. Auf-

lage des „Trompeter“, 1882 die 100. Auflage, 1892 die 200. Auflage und 1914 die 300.

Bis 1907 erschienen 369 300 Exemplare des „Trompeter“. Bis 1906 wurden insgesamt 911 200 Exemplare aller Bücher, die Scheffel geschrieben hat, verlegt.⁸⁾

Und obwohl noch zu seiner Lebenszeit zum Klassiker geworden, konnte sich Scheffel vom Pessimismus nicht mehr befreien.

Darauf macht Rolf Selbmann, Verfasser ei-



Das ehemalige schönauische, sog. Trompeterschloß nach der Renovierung von 1985.

nes interessanten Buches über Scheffel aufmerksam: „Für Scheffel verdichtet sich die Resignation nach 1848 zu einem grundsätzlichen Pessimismus, der ihn zeitlebens hindern wird, als Vorreiter preußischer und nationaler Reichsgründung aufzutreten.“?) Wie erklärt sich der enorme literarische Erfolg Scheffels?

Sehr treffend und scharfsinnig beantwortet diese Frage der Literaturhistoriker Fritz

Martini: „Während die Jahre nach 1871 ein außerordentliches Anwachsen von Macht, Reichtum, Technik und Zivilisation brachten und das kaiserliche Reich wie eine Erfüllung der nationalen Geschichte erschien, wurden die Ansprüche des jetzt ausschließlich herrschenden Bürgertums an Literatur und Kunst immer oberflächlicher. Man suchte leichte Unterhaltung, schönen Schein, eine dekorative historische Romantik und gefühlsseelige,

problemlose Idyllik oder pikante Anekdoten und elegante Konversation. Zwischen der Wirklichkeit und dieser spätbürgerlichen Unterhaltungsliteratur gab es keine Berührung mehr.¹⁰⁾

Zugleich sollte man nicht außer acht lassen, daß sich das Lesen überhaupt nach 1848 deutlich verbreitete und in der Zeit von 1850 bis 1890 die Bücherpreise einigermaßen niedrig geblieben sind. Heutzutage sind die Historiker und Literaturwissenschaftler von der Scheffelschen Dichtung nicht so begeistert wie die Leser vor dem Ersten Weltkrieg.

„Epigonentum war und blieb Scheffels literarisches Schicksal.“ Dies stellte Manfred Lechner in seiner Dissertation über Scheffel fest.¹¹⁾ Über das Epigonentum, aber nicht nur das von Scheffel, sondern auch das von Anton von Werner, der den „Trompeter“ und viele andere Bücher Scheffels illustrierte, meint Golo Mann: „Mag ihnen manches anständige Gemälde, manches prunkvolle, selbst schöne Gedicht oder erzählende Werk noch gelungen sein, es war doch Epigonentum, verspäteter Klassizismus, falsche Renaissance; kein eigenständiger Stil, wie er veränderten Zeiten gemäß gewesen wäre!“¹²⁾ Was das Epigonentum betrifft, war sich Scheffel selbst darüber im klaren. Schon am 8. Januar 1854 (der „Trompeter“ war bereits geschrieben, aber noch nicht verlegt!) schrieb Scheffel an Ludwig Uhland: „In unserer Epigonenzeit, wo in allen Gebieten der Kunst so nah ans Höchste schon gearbeitet ist, stellt man sich billig die Frage, ob nicht das Schweigen Gold, das andere nur Silber sei?“¹³⁾

Ein anderer Historiker von Rang, Thomas Nipperdey, gibt folgendes Urteil ab: „Ähnlich wie mit der Durchschnittslyrik verhält es sich mit der Menge der vergessenen epigonalen Bildungsdramen, die den Weltgeist, die großen Ideen und Mächte in historischen Figuren zu individualisieren suchen (in den 50er/60er Jahren ungefähr drei Viertel der Dramenproduktion!) — oder mit dem Versesop, wenig anspruchsvoll, idyllisch, ver-

söhnt, im historischen und romantischen Kostüm zumeist, für das Scheffels liebenswerter ‚Trompeter von Säckingen‘, langsam zum Bestseller aufgestiegen, stehen mag.“¹⁴⁾

Vom Erfolg gekrönt war nicht nur das Buch „Der Trompeter von Säckingen“, sondern auch die gleichnamige Oper von Victor Ernst Nessler (1841—1890). Das Libretto verfaßte Rudolf Bunge. Uraufgeführt wurde diese Oper im Jahre 1884 in Leipzig.

Der aus dem Elsaß stammende Komponist wirkte lange Jahre in Leipzig, unter anderem als Chordirektor am Leipziger Stadttheater. Nessler schuf zahlreiche Kompositionen, den größten Erfolg hatte jedoch die Oper „Trompeter von Säckingen“. Es wurde errechnet, daß diese Oper allein im Jahre 1888 mehr als neunhundertmal in Norddeutschland aufgeführt wurde.¹⁵⁾ 1918 entstand der Film „Der Trompeter von Säckingen“ (Regie Franz Porten), hergestellt von der Eiko-Film GmbH in Berlin.¹⁶⁾

Illustrator der Bücher Scheffels: Anton von Werner

„Es kann keine idealere Freundschaft geben“, äußerte sich einmal Anton von Werner über sein Verhältnis zu Scheffel.¹⁷⁾ Sie begegneten sich zum ersten Mal im Dezember 1862 in Scheffels Elternhaus in Karlsruhe. Scheffel war damals 36 Jahre alt, Werner erst 19.

Rasch entwickelte sich eine freundschaftliche Beziehung. Beide durften noch zu Lebzeiten große Erfolge erzielen. Werners Illustrationen harmonisierten mit Scheffels Dichtung ausgezeichnet und kamen beim Publikum bestens an.

Anton von Werner, geb. am 9. Mai 1843 in Frankfurt/Oder, gest. am 4. Januar 1915 in Berlin, entstammte einer verarmten preußischen Adels- und Offiziersfamilie.

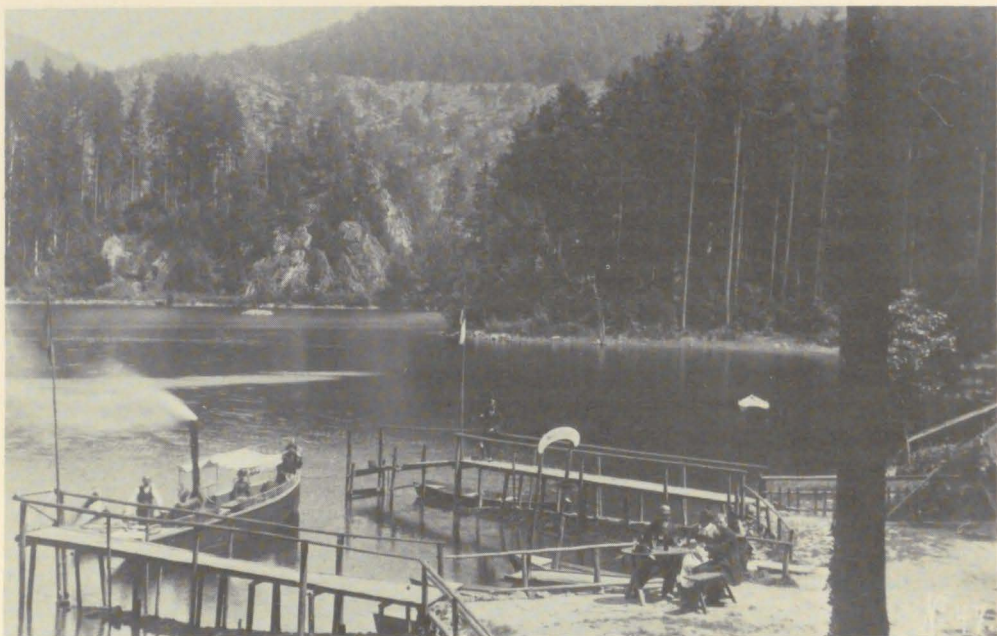
Er begann als Stubenmaler und stieg zum Maler offizieller Anlässe im Deutschen Kaiserreich auf. Er hatte zahlreiche bedeutende Funktionen inne, unter anderem Direktor



Der Grabstein des Trompeters (Franz Werner Kirchhofer) und der Margaretha (Maria Ursula von Schönau).

der Berliner Akademie, Mitglied der preußischen Landeskommission, Vorsitzender des Vereins Berliner Künstler. Der Berliner Kunsthistoriker Dominik Bartmann, der vor kurzem ein Buch über Werner verfaßte, macht darauf aufmerksam, daß Kraft der Ämter kontrollierte Werner: „das Berliner, ja, das gesamte preußische Kunstleben im Sinne einer monarchisch-nationalen Ästhetik. Erst mit dem Auftreten der sezessionisti-

schen Opposition in den 90er Jahren kam es zu massiven Differenzen...“¹⁸⁾ Berühmt wurde Werner durch die Bilderreihe „Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreiches.“ Die erste Ausgabe des „Trompeters“ mit Illustrationen von Werner war die 1. Prachtausgabe, die im Jahre 1873 erschien. Die Zeichnungen schuf Werner während seines Aufenthaltes in Italien (1868/69).



Der Bergsee im Jahre 1898.

Anton von Werner zeichnete viel für Scheffel, vor und nach 1873. Mehr als die Hälfte aller Buchillustrationen von Werner erschienen in Scheffels Büchern.

Nach der Übersiedlung Werners nach Berlin (1871) wurde der persönliche Kontakt zwischen ihm und Scheffel sporadischer. Eine entscheidende Rolle spielte dabei die gesellschafts-politische Entfernung. Anton von Werner befürwortete die Hegemonie Preußens im Deutschen Reich. Scheffel sympathisierte mit Österreich: er konnte und wollte sich mit der Reichsgründung nicht identifizieren. Anton von Werner wußte die Stimmung, die in der Gründerzeit herrschte, für seine Karriere auszunutzen. Scheffel war politisch enttäuscht, zog sich zurück, wurde pessimistischer. Werners glänzende Karriere ist zum Teil auf seine gute, sogar freundschaftliche Kontakte mit dem kaiserlichen Hof zurückzuführen. Und über Werners

Weltanschauung nach 1871 pflegte man in Berlin zu sagen, er sei kaiserlicher als der Kaiser.¹⁹⁾

Scheffels Popularität und Verehrung in Bad Säckingen

Wie schon vorher erwähnt, konnte sich Scheffel noch zu seinen Lebzeiten großer Popularität und Beliebtheit erfreuen. Zum 50. und 60. Geburtstag wurde der Dichter in allen Ecken Deutschlands verehrt. Es gab unzählige Feste, Festschriften, Fackelzüge; in den Universitätsstädten unter großer Anteilnahme von Studenten und Professoren. 1876 wurde der Dichter vom Großherzog von Baden in den Adelsstand erhoben. Zahlreiche Städte hatten Scheffel das Ehrenbürgerrecht verliehen.

Traditionsreich ist die Verehrung Scheffels in Bad Säckingen. Vieles wurde nach dem



Scheffel-Feier 1926, anlässlich des 100. Geburtstags. Festzug am Bahnhofsvorplatz.

Dichter oder nach den Figuren des „Trompeters“ benannt.

1875 erhielt Scheffel das Ehrenbürgerrecht der Stadt Säckingen. 1896 wurde in Säckingen die Idee aufgegriffen, ein Denkmal zu Ehren des Dichters zu errichten.²⁰⁾ Den Aufruf unterzeichneten 52 Persönlichkeiten, unter anderem namhafte Vertreter des Kulturlebens. Gleichzeitig bildete sich ein örtlicher Ausschuss, dem die Säckinger Honoratioren angehörten. Mit der Errichtung des Denkmals wurde der Münchner Bildhauer F. Menges beauftragt. Die Kosten (25 000 Mark) wurden zum größten Teil durch Spenden gedeckt.

Am 29. September 1901 wurde das Denkmal auf dem Marktplatz enthüllt. Es bestand aus: Scheffelbüste (Bronze), Sockel (Granit), einer überlebensgroßer Figur des Trompeters (Bronze). Dieses Denkmal stand nur 40 Jahre auf dem Marktplatz. 1941 wurde es,

im Zuge der im ganzen 3. Reich angeordneten Metallspende abgerissen. Gerettet werden konnte nur die Scheffelbüste; sie wurde 1942 im Schloßpark aufgestellt.

Die älteste Figur des Trompeters, im Jahre 1876 von Ruf geschaffen, steht an der Außentreppe des Bad Säckinger Schlosses. Ein modernes Trompeterdenkmal, geschaffen von Josef Henselmann, wurde anlässlich der Scheffelfeier von 1976 enthüllt.

Scheffels Interesse an Geschichte

Schon die ersten Werke und Briefe Scheffels lassen sein ausgeprägtes Interesse an Geschichte erkennen. Die war typisch für seine Generation. Denn das 19. Jahrhundert wird treffend als das „historische Jahrhundert“ genannt. Die Geschichtsforschung wurde in einem bisher unbekanntem Umfang betrieben. Besonders hoch war das Niveau der Editio-



Illustration von Anton von Werner zum 7. Stück des „Trompeters“: „Der Ausritt zum Bergsee.“

nen von mittelalterlichen Quellen, darunter Werke von epochaler Bedeutung wie „Monumenta Germaniae Historica“ und die „Quellensammlung der badischen Geschichte“ von F. Mone.

Scheffel hatte auch selber mittelalterliche Quellen studiert; nicht nur die gedruckten, sondern auch die Originale. Bevor er den historischen Roman „Ekkehard“ geschrieben hatte, las er mehrere Handschriften in der Universitätsbibliothek in Heidelberg und in der Bibliothek des Klosters St. Gallen.

Ekkehard, anspruchsvoller als die anderen Bücher Scheffels, erschien erstmals im Jahre 1855, in einer für damalige Verhältnisse sehr hohen Auflage von 10 000 Exemplaren. Nur der „Trompeter“ war erfolgreicher. Die 2. Auflage von „Ekkehard“ erschien im Jahre 1862, die 200. Auflage 1903/04.²¹⁾

„Symptomatisch ist die Erfolgskurve des Ro-

mans „Ekkehard“. Er wurde zunächst wenig beachtet, nach 1871 zu einem Riesenerfolg: dank der Rückwendung des Geschichtsinteresses zu frühen Zeiten, aber auch, weil er aufgrund seiner erzählgeschichtlichen Herkunft, die sich in vormärzlichen Restbeständen verrät, einer Leserpräferenz entgegenkam, für die das Erzählerniveau der bedeutenden Autoren zu anspruchsvoll war.“ So interpretiert Fritz Martini den Erfolg des Buches.²²⁾

In Säckingen beschäftigte Scheffel die Geschichte des 1806 aufgelösten Frauenstiftes. Beweise für Scheffels Geschichtskennntnisse sind im „Trompeter“ und in den Briefen zu finden.

Auch die Geschichte des Hotzenwaldes hatte den jungen Rechtspraktikanten interessiert. In den Briefen aus Säckingen und in den erst 1853 geschriebenen Reisebildern „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald“ hatte sich Scheffel mit der Geschichte der Salpeterer-Bewegung beschäftigt und über diese einen umfangreichen Kommentar abgegeben.²³⁾

Scheffel las das berühmte Werk über die Geschichte des Schwarzwaldes, die dreibändige Arbeit „Historia Nigrae Silvae“, die in den Jahren 1783–1793 erschien. Verfasser war der Abt Martin Gerbert vom Kloster St. Blasien.

Schon als Rechtspraktikant in Säckingen gehörte Scheffel zu den ersten Lesern der seit 1850 erscheinenden und renomierten „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“. Schließlich sind die schon vorher erwähnten Briefe und Reisebilder als eine wichtige Quelle zur Geschichte von Säckingen und seiner Umgebung zu betrachten.

Scheffel vermittelt uns ein interessantes Bild des Hotzenwaldes und der Stadt Säckingen um die Mitte des 19. Jahrhundert. Den Büchern und Reisebildern kann man entnehmen, wie die Menschen damals lebten. So berichtet er über die wirtschaftlichen Verhältnisse im Hotzenwald, über die Auswanderung, die Mentalität der Hotzenwälder, Trachten, Bräuche usw.

Anmerkungen

- 1) Scheffel in Säckingen. Briefe an sein Elternhaus 1850—1851. Eingeleitet und nach den Originalen herausgegeben von Wilhelm Zentner, Konstanz 1967, S. 17. Ein Jahr nach Scheffels Tode erschien die umfangreiche Biographie des Dichters von Johannes Proelß, Scheffels Leben und Dichten, Berlin 1867.
- 2) Vgl. Klaus-Peter Schroeder, Ermittlungen in Sachen Josef Victor Scheffel, in: Neue Juristische Wochenschrift, 36. Jg., 1983, S. 1173—1175.
- 3) Manfred Lechner, Joseph Victor von Scheffel: Eine Analyse seines Werks und seines Publikums, Diss. München 1962, S. 113.
- 4) Vgl. Gustav Fribolin, Scheffels Verhaftungsfähre in Säckingen, in: Scheffel in Säckingen, S. 150—166. Originalakten darüber befinden sich im Scheffelzimmer des Hochrheinmuseum Bad Säckingen.
- 5) Scheffel in Säckingen, S. 70.
- 6) Josef A. Beringer, Scheffel der Zeichner und Maler, Karlsruhe 1925, S. 22.
- 7) Fridolin Jehle, Es war gar kein Trompeter. Die historische Gestalt Franz Werner Kirchhofer von Säckingen, in: Oberländer Chronik, Nr. 93 vom 31. Juli 1953.
- 8) Manfred Lechner, a. a. O., S. 147—148. Kayser „Neues Bücher Lexikon“, diverse Jahrbücher.
- 9) Rolf Selbmann, Dichterberuf im bürgerlichen Zeitalter. Joseph Viktor Scheffel und seine Literatur, Heidelberg 1982 (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 3. Folge, Bd. 58), S. 118.
- 10) Fritz Martini, Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 1955, S. 403.
- 11) Manfred Lechner, a. a. O., S. 2.
- 12) Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt/Main 1977, S. 462.
- 13) Zitiert nach Manfred Lechner, a. a. O., S. 11.
- 14) Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800—1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 579.
- 15) Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, Hg. von Friedrich Blume, Bd. 9, Kassel 1961, Sp. 1383/84.
- 16) Stadtarchiv Bad Säckingen, Akten V, 3/30.
- 17) Briefe von Josef Victor von Scheffel an Anton von Werner 1863—1886, Hg. von Anton von Werner, Stuttgart 1915, S. V.
- 18) Dominik Bartmann, Anton von Werner. Zur Kunst und Kunstpolitik im Deutschen Kaiserreich, Berlin 1985, S. 33.
- 19) a. a. O., S. 178.
- 20) Stadtarchiv Bad Säckingen, Akten V, 3/28.
- 21) Manfred Lechner, a. a. O., S. 147.
- 22) Fritz Martini, Bürgerlicher Realismus in der deutschsprachigen Literatur, in: Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Bd. 17, Europäischer Realismus, Wiesbaden 1980, S. 235.
- 23) Vgl. Scheffel in Säckingen und Aus dem Hauensteiner Schwarzwald, in: Reise-Bilder, Mit einem Vorwort von Johannes Proelß, Stuttgart 1887.

Originalaufnahmen: Stadtarchiv Bad Säckingen
Repros: Marco Schwarz

Victor von Scheffel — ein rechtskundiger Dichter

Reiner Haebling von Lanzenauer, Baden-Baden

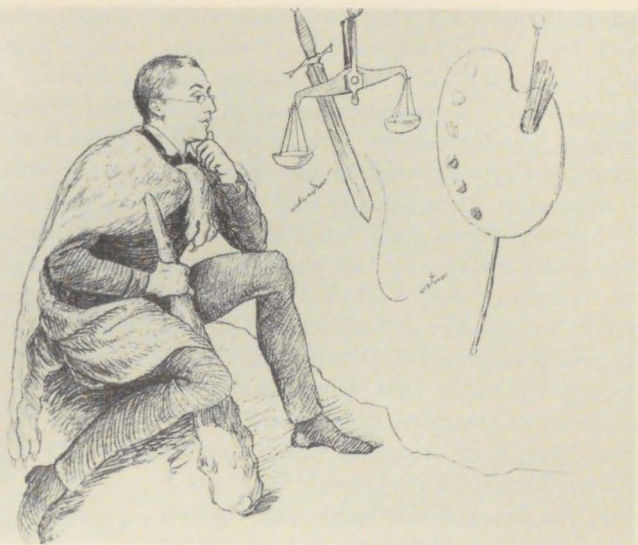
Glanzzeit für Scheffels Werk war die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ein Stück reichte sie ins anbrechende 20. Jahrhundert hinüber. Dann wurde es stiller. Scheffel hatte eben für seine Zeit, im Geiste seiner Zeit geschrieben. So erklärt sich, daß vieles aus seiner Feder dem Leser von heute entrückt ist — ein Schicksal, das Scheffel mit bedeutenderen Schriftstellern teilt. Titel seiner Bücher sind gleichwohl unvergessen; man denke an das Säckinger Trompeterlied, den Ekkehard-Roman, die feuchtfröhliche Liedersammlung „Gaudeamus“. Und einiges verdient, wieder zutage gefördert zu werden: die lebensnahen Reisebilder, die Geschichte des rauhebeinigen Völkchens im Hauensteiner Land und die vergnüglichen Episteln aus Scheffels Rechtspraktikantenzeit. Der Dichter war nämlich von Haus aus Jurist. Diese Feststellung führt zu der Frage, welchen Einfluß die Rechtswissenschaft auf Person und Werk genommen hat.

Wir wissen, daß Joseph Victor Scheffel, 1826 in Karlsruhe geboren, am dortigen Gymnasium als Klassenbester mit 17 Jahren das Abitur bestand. Gern wollte er Maler werden, besaß er doch Zeichentalent, das er bei einem Kunstmaler im Privatunterricht fortgebildet hatte. Der Vater Philipp Jakob Scheffel, Major und Oberbaurat in Tullas Rheinregulierungskommission, war solch musischen Neigungen wenig zugetan. In seinen Augen hatte ein Beruf geregelten Broterwerb zu sichern. So entschied sich Victor für das Jurastudium. Erleichtert wurde dieser Schritt durch den Studienbeginn im kunstsinnigen München, wo der junge Student den Zeichenunterricht wieder aufnahm. Nach zwei

Semestern wechselte er an die Universität Heidelberg, dann nach Berlin, zum Abschluß zog es ihn für das Wintersemester 1846/47 nach Heidelberg zurück¹⁾. Danach stürzte sich der Rechtsstudent in Examensvorbereitungen und klagte, sein Geschäft bestehe darin, „... die juristischen Begriffe wie Häringe in das Faß seines Kopfes hinein zu marinieren“²⁾. Zur Abwechslung begleitete er — die Revolution flackerte in Baden auf — den Bundestagsabgesandten Welcker nach Frankfurt, wo er Sitzungen des Vorparlaments und der Nationalversammlung miterlebte. Nach bestandener Prüfung wurde Scheffel im November 1848 zum Rechtspraktikanten ernannt, sah sich sodann als unbesoldeter Volontär beim „Criminalbüro“ des großherzoglichen Oberamts Heidelberg und ab März 1849 beim Landamt Karlsruhe um. Bereits im Januar 1849 hatte er das Doktorexamen „Summa cum laude“ gemacht. Nach Dienst in der Karlsruher Bürgerwehr, Tätigkeit in der Schriftleitung eines nationalfortschrittlichen Blattes, Aufenthalt in Auersbach/Bergstraße während der Karlsruher Revolutionsunruhen und Einsatz bei der Zivilkommission in Kuppenheim sowie Rastatt suchte Scheffel Abstand vom politischen Tagesgeschehen auf einer Wanderung, die ihn durch das Graubündner Land bis nach Como führte.

Mit der Rückkehr stellte sich die Frage nach der beruflichen Zukunft. Vom badischen Staatsdienst meinte Scheffel, dies sei gegenwärtig „kein großer Gedanke, des Schweißes der Edlen wert“³⁾. Der Vater teilte diese Meinung keineswegs. Auf seinen Rat hin bewarb sich Scheffel um die Stelle eines

*Der junge Scheffel als
Herkules am Scheidewege
zwischen Kunst und Juris-
prudenz (nach einer
Zeichnung v. Engerth).*



Rechtspraktikanten beim Bezirksamt Säckingen. Am 2. Januar 1850 trat er dort seinen Dienst an, stand also auf der ersten Stufe einer juristischen Beamtenlaufbahn. Anschaulich berichtete er in seinen Briefen an die in Karlsruhe verbliebene Familiengemeinschaft von dem hochgiebligen Amtsgebäude, von seinem dortigen Dienstzimmer, das er mit dem angesehenen Amtsdienner und dem schrulligen Aktuar teilte, der jedwede Lebenslage mit dem Ausspruch „Sei mir heute nichts zuwider“ meisterte. Die ländlichen Rechtshändel versetzten den jungen Doktor mitten ins Alltagsleben. Vielerlei Amtshandlungen, die Vernehmung von Vagabunden und Raufbolden, der Kontakt mit den urigen Hotzenwäldern, die Schlittenfahrt zur Untersuchung einer Leichensache in Begleitung des schnapsdurstigen Amtschirurgen, die Schelmereien von Meysenharts Joggele, der die obrigkeitliche Reisegesellschaft auf Irrwege lockte, all dies ließ Scheffel die Poesie der Polizei entdecken: „Polizei und Poesie sind eigentlich in ihrem Gegenstand identisch, beide haben es mit den Abnormitäten

des Lebens, mit dem über die breite Heerstraße des Gewöhnlichen Ausschweifenden zu tun; nur ist die Behandlungsweise etwas verschieden; ein und derselbe Gegenstand kann vom polizeilichen Standpunkt bei Wasser und Brot in Turm gesteckt und vom dichterischen mit lyrischen Flötentönen verherrlicht werden“⁴⁾. In seiner Freizeit nahm der junge Beamte teil an Ausflügen in Säckingens Umgebung, an der Maifeier am Bergsee, am trachtenbunten Treiben des Fridolinsfestes und an der abendlichen Honoratiorenrunde im Gasthaus „Goldener Knopf“. Aus den Briefen ins Elternhaus spürt man so recht heraus, wie die frühere Skepsis gegenüber dem Juristenberufe gewichen ist, wie der Rechtspraktikant in seiner neuen Tätigkeit aufging.

Jäh kam da der Bruch: Am 9. März 1851, einem Sonntagabend, saß man in munterem Kreise im „Goldenen Knopf“ beisammen, als ein Unteroffizier eintrat und namens des Platzkommandanten wegen der auf 22 Uhr angesetzten Polizeistunde Ruhe gebot, bei Weigerung Arrest androhte. Der freisinnige

Scheffel beehrte auf: „Nun, so arretieren Sie mich!“ Er wurde umgehend ins Gefängnis abgeführt, jedoch dank Eingreifens von Bürgermeister und Bezirksamtmann schon nach einigen Stunden wieder freigelassen. Gekränkt erklärte Scheffel seinen sofortigen Dienstaustritt. Zwar nahm er fünf Tage später halbwegs versöhnt die Arbeit im Bezirksamt wieder auf, aber die Lust am Staatsdienst war ihm durch diese Verhaftungsaffäre vergällt⁵). So verließ er im September 1851 Säckingen, übernahm auf Drängen der Eltern Anfang Dezember 1851 widerstrebend den Posten eines Sekretärs am Bruchsaler Hofgericht. Bereits ein Vierteljahr später klagte er amtsverdrossen seinem Freunde Karl Schwantz, daß Bruchsal eine langweilige Seestadt und Sekretär am Hofgericht eine langweilige soziale Position sei. Lange halte er es nicht mehr aus, schier sei er im Begriff, seinen Glauben an die Rechtswissenschaft zu verlieren⁶). So kam der neue Sekretär bereits Anfang Mai 1852 um Urlaub für eine längere Auslandsreise ein — tatsächlich war es der Abschied vom Justizdienst. Dabei blieb es, obwohl das Justizministerium auf Betreiben von Vater Scheffel den Rechtspraktikanten später im Jahre 1854 „unter Erlassung der zweiten Prüfung“ zum Referendär ernannte⁷).

Am Plan zu der noch im Mai 1852 angetretenen Italienreise hatte Scheffel lange geschmiedet. Anschluß an Künstler wollte er suchen, Bestätigung seiner Berufung zum Maler finden. Doch nach mancherlei Versuchen mit Pinsel und Palette gelangte er in Rom, Albano und Olevano schließlich zu der Einsicht, eher fürs Erzählen als fürs Zeichnen begabt zu sein. Da zog er weiter nach Capri, schrieb im Frühjahr 1853 innerhalb weniger Wochen das Lied vom Säckinger Trompeter nieder — jenes Spielmanns Werner Kirchhofer, der laut Ortssage trotz Standesunterschied das Freifräulein von Schönau ehelichte. Eine erste Bearbeitung des Stoffes hatte Scheffel aus seiner Rechtspraktikantenzeit in dem Amtstädtchen Säck-

kingen mitgebracht, wo der Grabstein des Paares heute noch am Fridolinsmünster zu sehen ist.

Was Wunder, daß in das Erstlingswerk des Doktors der Rechte zahllose Reminiszenzen an die erlernte Juristerei eingeflossen sind. So stellt sich gleich zu Anbeginn der Trompeter dem Schwarzwälder Pfarrherrn als verbummelter Student vor, der sein Gesetzbuch im Pfandhaus versetzt hat. Dazu beklagt er das herrschende Rechtssystem:

„Römisch Recht, gedenk ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!“

Und an Stelle des römischen wünscht er sich gemeindeutsches Recht:

„Soll nicht auch der deutschen Erde
Eignen Rechtes Blum' entsprossen . . .“

Freilich geht es da nicht um Rechtspolitik aus Lebzeiten des Trompeters. Scheffel projiziert vielmehr in seine Verserzählung den erst mit dem beginnenden 19. Jahrhundert entbrannten Richtungsstreit zwischen Romanisten und Germanisten. Für die anstehende Kodifikation eines einheitlichen Privatrechts in ganz Deutschland — das BGB brachte sie dann ab 1. Januar 1900 — verlangten die einen weitgehende Einbeziehung des rezipierten römischen Rechtes, während die anderen Rückgriff auf die ältere deutsche Rechtsvergangenheit forderten, da die mittelalterlichen Rechtsbräuche typisches Volksrecht enthielten. Die zitierten Verse beweisen, daß der Jurist Scheffel sich eindeutig auf die deutschrechtliche Seite geschlagen hatte⁸).

Eben jene Begebenheit, die der Dichter in den Mittelpunkt seiner Trompetergeschichte gestellt hat, nämlich die vergebliche Werbung des bürgerlichen Spielmanns um die Hand des Edelfräuleins, entspricht nicht ganz der Rechtswirklichkeit. Schlug doch der alte Freiherr den Antrag aus mit den Worten:

Lieber Terenzias!

Entschuldige alle Aufmerksamkeiten
die ich dir gegen das Buch n.
Lorm.

Der Philosoph Lorm frucht n. spricht
zwar von Naivum in d. Berliner
Montagszeitung vom 3 febr. 79,
bekommt aber kein Antwort mehr.
Si tacuisses, philosophus fuisses.

Wills ich dir zu schreiben n. behaupte
dass ich davon zu geben.

Der Gartenlaube n. vom 1. febr. 79
Rathgeber Eyth ist auch von mir
gütig eingekauft.

Lieber in Urtheil
an Romme in Hildburg
Maassen zu
vermitteln.

10 febr. 79.

Im Ganzen geht für dich aus,
dass Victor fast festigen zu sein.
In aller Freundlichkeit

Joseph.

„Doch nach meinem Kinde soll nur
Der die Augen heben, dem ein
Adlig Blut dazu das Recht giebt.

...

Seit das heil'ge röm'sche Reich steht,
Steht in ihm der Stände Ordnung . . .“

Diese Regel galt aber nur für den Hochadel. Im niederen Adel, zu dem auch die Freiherren von Schönau zählten, war das Ebenburtsprinzip unter dem Einfluß römisch-rechtlicher Anschauungen bereits im 13. Jahrhundert aufgegeben worden. Hingegen konnte die Eheschließung mit Bürgerlichen nach wie vor privatrechtliche Benachteiligung, beispielsweise im Erbfall, auslösen⁹⁾. Scheffel hat in diesem Punkte einige dichterische Freiheit walten lassen. Wie dem auch sei, ein paar Jahre nach der gescheiterten Werbung erhebt der Papst den zu seinem Kapellmeister aufgerückten Trompeter in Rom in den Ritterstand, der Heirat mit Margarethe steht jetzt wirklich nichts mehr im Wege. Die erste Ausgabe der Verserzählung erschien 1854. Sie entsprach vollauf dem späromantischen Zeitgeschmack und wurde, wie man heute sagen würde, ein Bestseller. Bis zum Jahre 1907 stieg die Auflageziffer auf etwa 369 000 Exemplare.

Scheffels zweites Werk, der „Ekkehard“, folgte im Jahre 1855. Der Dichter hatte eine Zeitlang seine Habilitation in deutscher Rechtsgeschichte geplant, sich bei seinen Vorstudien in allemannische Rechtsaltertümer vertieft. Dabei war er auf die St. Galler Klosterchronik gestoßen, griff die dort geschilderte Begegnung zwischen der stolzen Herzoginwitwe Hadwig von Schwaben und dem gescheiterten Mönch Ekkehard auf. Das daraus entstandene Werk ist voller kirchen- und volksrechtlicher Episoden¹⁰⁾. Geschichtlich nicht verbürgt ist allerdings die Liebesbeziehung zwischen den beiden Hauptpersonen, ebensowenig das Schlüsselereignis an der Klosterpforte von St. Gallen. Da die Ordensregel Frauen das Betreten des Klosters

untersagte, sollen die Klosterbrüder mit Advokatsenschläue gefolgt haben:

„Die Herzogin von Schwaben ist des
Klosters Schirmvogt
und gilt in solcher Eigenschaft als wie ein
Mann.

Und wenn in unserer Satzung streng
geboten ist,
daß kein Weib den Fuß über des Klosters
Schwelle setze:
man kann sie ja darüber tragen.“

Bereitwillig übernahm im Roman der junge Ekkehard dieses Amt. Kirchenrechtlich hätte es dessen nicht bedurft, denn der Zutritt zum Kloster war der Herzogin fraglos gestattet. Es ist nämlich davon auszugehen, daß auf Grund allgemeiner päpstlicher Ermächtigung das Klausurverbot in Männerklöstern für die eigene Schirmherrin nicht eingriff¹¹⁾. Der Dichter Scheffel hat da eher einen Vorfall aus seiner Italienreise literarisch umgesetzt: Mit einer Gruppe von Landsleuten, darunter die Malschülerin Amalia Bensing, saß man vor dem Kloster Palazzuola bei Speis und Trank. In heiterer Stimmung fragte die Dame den anwesenden Prior, ob sie nicht ausnahmsweise das Klosterinnere besichtigen dürfe. Bedauernd verwies dieser auf die Ordenssatzung, fügte aber scherzhaft hinzu, allenfalls könne er das deutsche Fräulein über die Klosterschwelle tragen, denn dies untersagte die Regel nicht. Die junge Dame soll das Anerbieten ausgeschlagen haben¹²⁾. Das Buchmanuskript des „Ekkehard“ ist mit 285 gelehrsam Anmerkungen versehen, die zahllose rechtshistorische Hinweise bringen. So wird beispielsweise in den Anmerkungen 5, 127 und 141 der Begriff des Wehrgelds erläutert, also jene Bußzahlungen, die in der fränkischen Zeit an die Stelle von Fehde und Vergeltung traten — Schadensersatz statt Racherecht. Mit seinen Erläuterungen wollte der Verfasser nicht etwa der Fachwelt neue Forschungsergebnisse vorstellen. Durch den Abdruck im Anhang eines an Überlieferung anknüpfenden Erzählwerks belebte er viel-

mehr die Gattung des populärwissenschaftlichen Romans. Diese Verschmelzung von Dichtung mit Geschichts- und Rechtswissen zielte genau auf die Erwartungshaltung des bildungsbeflissenen Bürgertums der damaligen Zeit. Gleichwohl lief der Verkauf des Buches gemächlich an, doch dann schnellte die Auflage bis zum Jahre 1907 auf insgesamt 329 000 Exemplare hoch¹³).

Nach „Trompeter“ und „Ekkehard“ verebte der schriftstellerische Schwung. Nichtsdestoweniger finden sich in den spärlichen späteren Veröffentlichungen Scheffels noch zahlreiche rechtsgeschichtliche Einsprengsel. An mehreren Stellen geht es um Gottesurteile: Im Kampf gegen die Elemente oder im Waffengang mußte der Betroffene sich vom Vorwurf einer Straftat, zum Beispiel Totschlag oder Diebstahl, reinigen oder seinen rechtmäßigen Anspruch, zum Beispiel als Eigentümer oder Erbe, beweisen. Konnte doch stets nur das Rechte siegen nach diesem im Heidenischen wurzelnden Brauch, der sich bis über den Ausgang des Mittelalters hinaus hielt. Scheffel hat ihn aufgegriffen in der Geschichte von Juniperus, der als Rivale seines Freundes Diethelm um die kühle Rothraut von Almishofen warb. Nach unentschiedenem Zweikampf beschließen die beiden Scholaren, den Schaffhausener Rheinfall zum Schiedsrichter zu machen:

„Wem der Rhein durch seine Fälle Paß gestattet,
der mag die Rothraut freien,
wen er zerschmettert, gut,
der läßt es sein.“

In waghalsiger Wettfahrt lenkt ein jeder den mit seinem Ritterwappen geschmückten Kahn in die tosenden Wogen. Oben auf dem Söller des Laufer Schlosses betrachtet Rothraut den Wettstreit ungerührt durch ein rotes Glasstück. Diethelm versinkt in den Fluten. Juniperus wird gerettet, unterwirft sich zur Sühne dem Fasten- und Schweigegebot, zieht als Kreuzfahrer fort. Das Ganze erscheint eher als tödliches Kampfspiel denn

als Form eines Wasserordals, zumal die üblichen Riten fehlen. Der seltene Fall eines außerprozessualen Gottesurteils ist da erzählt¹⁴). Eine ebenso ungewöhnliche wie ganz späte Spielart des Losordals, also eine Urteilsprobe ohne körperliche Einbeziehung des Betroffenen¹⁵), schildert Scheffel in seinen Geschichten aus dem Hauensteiner Schwarzwald. Als die halsstarrigen Bewohner sich zwischen neuerlichem Widerstand als aufsässige Salpeterer und Gehorsam gegenüber der großherzoglichen Regierung entscheiden mußten, entzündeten sie in nächtlicher Versammlung auf einem Felde bei Dogern zwei gleich große geweihte Kerzen. Und da das Salpetererlicht zuerst erlosch, wurden sie fortan brave badische Untertanen. Auch in einem Briefe an den Historiker Felix Dahn erwähnt Scheffel, von seiner Elsaßreise berichtend, das Ordal der galischen Druiden an ihrem „Lottelfelsen“¹⁶). Ersichtlich hatte der Dichter den Schneeberg bei Wangenburg erklommen. Dort ruht der sogenannte Lottelfelsen, der sich hin und her bewegt, wenn man an bestimmter Stelle darauf tritt. Nach Gottesurteilsglauben vermochten Unschuldige den gewaltigen Gesteinsbrocken mühelos in Bewegung zu versetzen, unter den Füßen eines Schuldigen aber rührte er sich nicht . . .

Selbst in den 1868 unter dem Titel „Gaudamus“ erschienenen humorigen Studentenliedern findet sich manche Rechtshandlung, etwa die Pfändung der prächtigen Kleider des Herrn von Rodenstein zwecks Begleichung von Trinkschulden oder das Versetzen der letzten Hose durch den verschuldeten Studiosus:

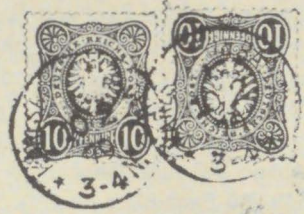
„Alles Irdische ist vergänglich
und das Pfandrecht schreitet schnell!“

So begegnen uns im Gesamtwerk Scheffels immer wieder juristische Bezüge, die freilich nicht allesamt aufgezeigt werden können. Ging es um die Durchsetzung eigener Ansprüche, dann gewann in dem rechtskundigen Dichter die Jurisprudenz rasch die Ober-

Herrn

Insizantman C. Schwantz

Elmenau.
im Thüringer Wald, über
Arnstadt.



hand über das Künstlerische. Ein Beispiel bildet der Streit um die Rechte am „Ekkehard“, die Scheffel 1855 mit 15jähriger Dauer dem Verlag Meidinger & Co. in Frankfurt/Main überlassen hatte. Als dieser Verlag fünf Jahre später in Konkurs geriet, erwarb der Verleger Otto Janke in Berlin alle Abdruckrechte aus der Konkursmasse und brachte eine um die andere Neuauflage des Erfolgsromans, ohne dem Verfasser Honorar zu zahlen. Neun Jahre lang prozessierte Scheffel mit wechselndem Erfolg, erlangte schließlich mehrere Urteilstitel, wonach Janke jedenfalls die Verbreitung einer illustrierten Prachtausgabe sowie den Abdruck in seiner Romanzeitung bei Vermeidung von Geldstrafe zu unterlassen hatte¹⁷⁾. Dem streitbaren Autor bot das Prozeßgeschehen sogleich Anlaß, eine

Pressefehde vom Zaun zu brechen und gedruckte Erklärungen nach allen Seiten zu versenden („Janke ist nie mein Verleger gewesen“). Als er gar von der Verleihung des badischen Ordens vom Zähringer Löwen II. Klasse an den Berliner Verleger erfuhr, da schickte er entrüstet eines seiner Rundschreiben nebst Kopien der gegen Janke erstrittenen Urteile an das großherzogliche Geheime Kabinett¹⁸⁾.

Viel Zeit und Mühe hat Scheffel zur Verteidigung gegen ehrverletzende Angriffe aufgewandt. Da hatte ihm aus Anlaß seines 50. Geburtstages im Jahre 1876 der Großherzog „in ehrender Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen als Schriftsteller“ den erblichen Adel verliehen¹⁹⁾. Als bald warf ein Chor von Kritikern dem Geadelten Abkehr

von den einstigen republikanischen Idealen vor, nannte ihn einen Fürstenschmeichler. Vehement setzte Scheffel sich zur Wehr, verklagte Gegner wie den Schriftsteller Hieronymus Lorm und andere. Ergangene Verurteilungen verbreitete Scheffel, um Rechtfertigung bemüht, im Bekanntenkreise oder ließ sie auf Kosten seiner Widersacher in die Presse einrücken. Dies trug ihm wiederum den Vorwurf ein, er wolle die armen verurteilten Literaten materiell schädigen²⁰).

Bei seinem Streit mit den Reichenauer Fischern artete Scheffels Gerechtigkeitssinn in uneinsichtige Rechthaberei aus. Seit 1872 Eigentümer des Landhauses Seehalde bei Radolfzell am Bodensee, hatte er 1876 die angrenzende, in den Untersee ragende Halbinsel Mettnau hinzuerworben. Alljährlich zur Sommerszeit kletterte nun der Wasserstand hoch und überflutete einen Teil der längs der Seegrenze mit Pfählen ausgemarkten Mettnauer Grundstücke. Jetzt fuhren die Fischer der benachbarten Seegemeinden, insbesondere die von der Insel Reichenau, mit ihren Kähnen auf das überschwemmte Gebiet und spannten in den seichten, fischreichen Gründen ihre Netze aus. Hatte ihnen doch die Regierung mit der Fischereiordnung von 1861 ihre althergebrachten, gemeinschaftlichen Fischereirechte bestätigt²¹). Der neue Eigentümer der Mettnau wandte sich insofern gegen die obrigkeitliche Rechtsauffassung, als er auf seinen Grundstücken das Jagd- und Fischereirecht auch bei Hochwasser allein für sich begehrte. Dies löste eine Kette von jahrelangen Streitigkeiten aus. Anfänglich hatte Scheffel beim Bezirksamt Konstanz Gehör gefunden, zustimmende Bescheide sogleich vervielfältigt, an die umliegenden Gemeindeämter versandt und an die Pfähle seiner Grundstücksgrenze zum See hin genagelt. Als aber die Karlsruher Oberbehörden einen abweichenden Rechtsstandpunkt einnahmen, da prozessierte er mit dem badischen Staat. Obendrein versuchte er, in einem zivilrechtlichen Aufgebotsverfahren beim Amtsgericht Radolfzell alle auszu-

schließen, die Jagd- oder Fischereirechte auf der Mettnau geltend machen könnten. Juristisch ging der Schlag ins Wasser. Neben anderen Berechtigten hatte die Gemeinde Reichenau Ansprüche angemeldet und so blieben die Rechte ihrer Fischer im Ausschlußerteil ausdrücklich vorbehalten²²). Zugleich gingen Strafanzeigen herüber und hinüber. Mal wurde Scheffels Gutspächtern unbefugte Fischereiausübung auf der überschwemmten Mettnau vorgeworfen, mal wurden Reichenauer Fischer wegen desselben Delikts angeklagt²³). Und nie fehlen in all den Aktenvorgängen weitschweifige Schriftsätze — hier 37, dort 43 Seiten lang —, vom Grundherrn mit steiler Feder abgefaßt. Eigentlich nimmt es nicht wunder, daß ihm dabei kaum Zeit zu dichterischem Wirken verblieb. Doch Scheffel suchte die Ursache anderswo: „... Um dieser Eselei willen habe ich den Winter mit Abfassung von Prozeßschriften, Aufsuchung alter Urkunden usw. verträdeln müssen“²⁴). Unversehens geriet der Poet selbst in die Mühlen der Strafjustiz. Ein Reichenauer Fischer zeigte an, am 4. August 1882 habe er unweit der Mettnau von seinem Kahne aus gefischt, als der Doktor Scheffel hinter Schilfrohr hervor einen Schuß abgegeben und gebrüllt habe: „Hinaus, hinaus!“ Ein anderer Fischer, der in der Nähe von seinem Boote aus den Vorfall beobachtete, wollte gesehen haben, wie Scheffel beim Abfeuern des Schusses auf den Anzeiger zielte. Der Schütze verteidigte sich dahin, er habe am Tattage gejagt und nach einem in der Nähe der Fischer auf einer Stange sitzenden Falken geschossen. Allerdings hätten beide Fischer verbotenweise auf seinen überschwemmten Grundstücken gefischt. Dreimal ins Horn blasend habe er sie gewarnt und ihnen die gedruckte bezirkspolizeiliche Verordnung über das Fischereiverbot auf seinem Besitz entgegengehalten. Die Staatsanwaltschaft Konstanz leitete gegen Scheffel ein Ermittlungsverfahren wegen Tötungsversuchs und Bedrohung ein, weshalb der Beschuldigte am 18. August 1882 den Strafver-

folgern mitteilte, „... daß er auf dem ganzen Jagdgebiet seines Gutes Mettnau Hagnau von den Katasterpfählen 226—253 einschließlich seiner teilweise überschwemmten Schilfwiesen und seines Vorlandes seine Tötungsversuche mit Erfolg fortsetzt und seine Opfer, soweit sie nicht zu thraurig von Geschmack sind, mit Wohlbehagen aufzehrt.“ Zum Beweise fügte er seinem Schriftsatz eine frisch erlegte Möwe bei. Der Erste Staatsanwalt ließ den Vogel durch die Gendarmerie kommentarlos an den Absender zurückgeben. Sodann ersuchte er den Radolfzeller Amtsrichter um Augenschein am Tatort und richterliche Vernehmung der Zeugen. Am 1. September 1882 fanden sich alle Beteiligten in Kähnen, der Amtsrichter samt ruderdem Aktuar, zur Rekonstruktion am Ort des Zwischenfalls ein. Nun zeigte sich, daß die Entfernung zwischen dem Standort des Jägers und dem Fischerboot des Anzeigers für einen gezielten Schuß zu weit war. Ein paar Wochen später erging daher staatsanwaltschaftliche Einstellungsverfügung. Der Dichter war glimpflich davongekommen. Der aber sah sich als Opfer falscher Anschuldigung, beklagte weitere Übergriffe seitens der Fischer und erstattete langatmige Gegenanzeige gegen die „gänzlich unbekanntes Wasserstrolche“²⁵⁾. Solch eigensinnige Verhaltensweisen traten bei Scheffel erst im Alter hervor. In den Entwicklungsjahren hingegen hatte ausgewogene juristische Bildung die Persönlichkeit des Dichters geprägt. Als Folge fand vielfältiges Rechtsdenken Eingang in sein literarisches Schaffen. Er selbst urteilte damals: „... es hat in mir der Künstler den Juristen durchkreuzt“²⁶⁾.

Anmerkungen

1) Krieger, Scheffel als Student, 1926, S. 76 ff.; Zähringer, Deutsche Juristen-Zeitung 1926, S. 536.

2) Josef Victor von Scheffels Briefe an Karl Schwanitz, 1906, S. 81.

3) Briefe an Schwanitz, a.a.O. (Anm. 2), S. 134.

4) Jb. 1927, S. 72.

5) Aktenauszug bei Zentner/Friebolin, Scheffel in Säckingen, 1967, S. 150 ff.

6) Briefe an Schwanitz, a.a.O. (Anm. 2), S. 183.

7) GLA (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 76/6698.

8) Fuhrmann setzt in Allmende I/81, Seite 68, obiges Scheffelzitat in Bezug zum 19. Artikel des Programms der NSDAP, wo Ersatz des römischen Rechts durch „deutsches Gemeinrecht“ gefordert wurde. Er erkennt dabei, daß für die Ziele der germanistischen Richtung im 19. Jh. zahlreiche integrierte Gelehrte forschten, die sich mitnichten postum der braunen Ideologie zuordnen lassen.

Zum damaligen Meinungsstreit statt vieler: Wieacker, Privatrechtsgeschichte der Neuzeit, 1952, S. 230 ff.; Schlosser, Grundzüge der neueren Privatrechtsgeschichte, 4. Aufl., S. 83 ff.; Mertens, Juristische Schulung 1971, S. 509.

9) Eichwede, Rechtsgeschichtliche Darstellung der Entwicklung der Stände in Deutschland und die Ehe zur linken Hand, Diss. Berlin 1907, S. 36.

10) Nachweise bei Wohlhaupter, Dichterjuristen, 1957, Bd. 3, S. 259 ff.

11) Zum Problem: Hinschius, Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland, 1895, Bd. 5, S. 786, 792.

12) Franzos, Deutsche Dichtung, 1888, Bd. III, S. 274; Proelss, Scheffel. Ein Dichterleben. 1902, S. 171.

13) Lechner, J. V. v. Scheffel, eine Analyse seines Werks und seines Publikums, Diss. München 1962, S. 151; Jb. 1907, S. 108.

14) Schwerin, Rituale für Gottesurteile, 1933, S. 60.

15) Nottarp, Gottesurteilsstudien, 1956, S. 260.

16) Siebs, Felix Dahn und Josef Scheffel, 1914, S. 28.

17) GLA 60/129; v. Freydorf, Jb. 1898, S. 7; Fetzer, Bad. Heimat 1976, S. 29, 31.

18) GLA 60/129.

19) GLA 233/32759.

20) Brief vom 10. Februar 1879 an Schwanitz, Brief vom 14. März 1879 an Eichrodt, Jb. 1918/19, S. 80.

21) Gageur, Jb. 1895, S. 32.

22) GLA 76/7602; Konstanzer Zeitung Nr. 258 v. 4. November 1880.

23) GLA 76/6703; 76/6704; 76/6705; 76/6706; vgl. a. GLA 236/13229.

24) Briefe an Anton v. Werner, 1915, S. 189.

²⁵⁾ GLA 76/6700; Schroeder, Neue Juristische Wochenschrift 1983, S. 1173 = Bodenseehefte 1984, Nr. 3, S. 22.

²⁶⁾ Brief vom 30. November 1854 an Meyer-Ott, zit. n. Werke, hrsg. v. Siegen und Mendheim, 1917, Einl. S. LXIV; vgl. a. Jb. 1926, S. 47.

Scheffel und kein Ende?

Bibliographischer Bericht 1970—1985

Johannes Werner, Elchesheim

Auf den Grabstein soll man einfach
meinen Namen schreiben — weiter
Nichts — und soll dazu einen
Kranz aushauen, *halb Laub und
halb Dornen*, und einen Pfeil, an
dem er hängt.

Scheffel, Letztwillige Verfügung
vom 24. März 1857

Scheffel starb 1886, also genau vor 100 Jahren. Damals war er hoch berühmt, heute ist er kaum noch bekannt. Sein jäher Absturz aber bietet der erneuten Beschäftigung mit ihm einen weit größeren Anreiz, als eine gleichgebliebene Berühmt- und Bekanntheit ihn je hätte bieten können; einen Anreiz und Anlaß auch zur Beschäftigung mit dem, was in den letzten 15 Jahren über ihn geschrieben worden ist.

I

Die Zeitspanne ist so gewählt, daß sie die zum letzten Scheffel-Gedenktag, also zum 150. Geburtstag im Jahre 1976, erschienene Literatur mit einbegreift. Und wie alle Jubiläen hat auch dieses zunächst eine Reihe von

allgemein erinnernden Artikeln inspiriert, die dem unkundigen Leser das Leben und die Leistung des Jubilars in konzentrierter Form vor Augen stellen sollen.

Einer davon¹⁾ (der, wie es das Geschäft oft mit sich bringt, mit gleichem Text, aber unter anderem Titel an anderem Ort nochmals erschien²⁾) windet sich anfangs unter der Verlegenheit, daß Scheffel und sein Werk „kaum mehr umstritten“, sondern „vergessen“, ja „nahezu indiskutabel geworden“ sind. „Trotzdem: So leicht wird man doch nicht fertig mit dem Dichter Josef Viktor Scheffel“, heißt es dann weiter — doch ohne daß noch gesagt würde, warum.

Die „kaum überbrückbare Distanz“ steht, als Befund, am Beginn eines weiteren Gedenkartikels³⁾, welcher aber in der sehr genauen biographischen Skizze, die folgt, einen anderen, wahreren Scheffel erscheinen läßt als den allzeit kräftig auftrumpfenden, altdeutschen Barden, der doch bloß geschauspielert war. „Aber wer hat sich schon die Mühe gemacht, diesen bitteren, einsamen, gleich seinem Zeitgenossen Nietzsche an der deutschen Wirklichkeit verzweifelnden Scheffel

zu entdecken?“ (Freilich: nicht ‚Menschentum ist Ach und Krach‘, sondern ‚Menschentun‘; so muß der bezeichnende, hier zum Titel gewordene Spruch des Katers Hiddigeigei aus dem ‚Trompeter‘ richtig lauten.)

Aus gegebenem Anlaß und zugleich aus gutem Grund gedachte auch die alte Burschenschaft⁴⁾ des Dichters: „Scheffel verdankte ihr viel, sie ihm noch mehr“ (S. 16). Hat er ihr doch eine Fülle von einst viel gesungenen Liedern geschenkt, die aber, wie der Autor bedauernd meint, „als Folge der weltweiten ‚Kulturentwicklung““ (ebd.) weitgehend außer Gebrauch gekommen sind und so das Schicksal seiner sonstigen Werke teilen. „Sagen wir es ruhig: Scheffel ist ausgeschieden aus dem Bewußtsein seines Volkes“ (S. 17). Sich seiner erinnern zu müssen, nur weil der Kalender es will, fällt schwer.

II

Dann gibt es weiter eine längere Reihe von Arbeiten, die, oft aus demselben Anlaß und meist nach dem Muster ‚Scheffel und . . .‘, die Beziehungen des Dichters zu irgendwelchen Orten, Leuten oder Themen zusammenstellen und zusammenfassen, mögen diese für ihn nun von zentraler oder eher peripherer Bedeutung gewesen sein.

So beschäftigt sich eine kleine Schrift⁵⁾, vorwiegend zitierend, mit den Höhlen, die Scheffel im Laufe seines Lebens besucht und, in Brief und Werk, dann auch beschrieben hat.

Von ungleich größerem Gewicht ist eine Beschreibung der Rolle, die die Stadt München für den Dichter — und er in ihr — gespielt hat; diese Beschreibung ist eigentlich bloß ein allerdings langer Exkurs⁶⁾ in einem monumentalen, fast schon monomanischen mehrbändigen Werk, das dem Königtum der Wittelsbacher gilt. Geschildert werden, und zwar in aller Ausführlichkeit, die beiden Münchner Semester des jungen Studenten (1843/44) und der spätere Versuch des Autors, am selben Ort festen Fuß zu fassen

(1856/57), was ihm der Tod der geliebten Schwester dann aber für immer verleidete; die übrigen Lebensphasen werden dagegen nur umrißhaft angedeutet. Auch diese Darstellung ist großenteils Zitat aus Scheffels Briefen, um anderweitige Zitate klug ergänzt. Mehr als fragwürdig jedoch sind Sinn und Ton des Kommentars, wie ein einziges Beispiel — aus einer Charakteristik des ‚Ekkehard‘ — erweist: „Unnennbares erklang dem Dichter im Sang der Spätmitternachtsglocke, in Stimmen aus Mysterien voll Inbrunst und Geheimniswehen: Horagesang ertönt, weht feierlich unwirklich vom hohen Chor. Das Unergründbare frommer Entsagung hebt sich ab von der Wirklichkeit des allgemeinen Lebens; hinter erfahrenen, bekannten Gesetzen leuchtet ein Geheimstes rätselhaft auf. Schein und Traum sind das irdische Leben, unsagbar fern leuchtet das Ewige im Strahlenglanz der Unerklärbarkeit“ (S. 1212).

Daß München eine Episode blieb, daß Scheffel sich fortan immer weiter in die Einsamkeit zurückzog, ist bekannt, wenn auch noch vielfach unbegriffen. Von seinem zeitweiligen Rückzug auf die Insel Frauenchiemsee (1860) berichtet eine schmale Abhandlung⁷⁾, eine andere⁸⁾ von seinem endgültigen auf die Halbinsel Mettnau im Bodensee (ab 1871), wo er einen stillen Lebensabend zu verbringen hoffte, sich aber nichtsdestoweniger in heftige, schwierige und langwierige Rechtschändel mit den Reichenauer Fischern verwickelte. Daß er selbst studierter Jurist und zudem von cholericem Charakter war, erschwerte sehr die Schlichtung dieses Streits; ihn behandelt, unter juristischen Aspekten, eine auf den noch vorhandenen Gerichtsakten beruhende Untersuchung⁹⁾ (die inzwischen bereits einmal nachgedruckt wurde¹⁰⁾). Der Rückzug auf die Mettnau war für den Autor nur eine Rückkehr in die Landschaft, die er sich im Jahre 1854 auf einer langen Wanderreise angeeignet hatte und die in seinem Hauptwerk, dem ‚Ekkehard‘, Stück für Stück wiederkehrt: die Landschaft um den

Bodensee bis hin zum Hegau und zum Hohentwiel. Die Verflechtung dieser Reise mit der Genese des Werkes hat sich, hauptsächlich wieder anhand von Scheffels Briefen, in einer einschlägigen Arbeit¹¹⁾ bis ins einzelne nachweisen und nachzeichnen lassen.

In einem, durch Wort und Bild, ganz dem Geschmack seiner Zeit verhafteten Büchlein (Karl Weiss, Hohentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung. St. Gallen und Leipzig 1901) war schon einmal versucht worden, Literatur und Landschaft in wechselseitiger Beleuchtung darzustellen. Auch dieses „Kuriosum“ (S. 84) fand noch einen späten Nachhall in einer kurzen Skizze¹²⁾, die allerdings ausdrücklich, wie die meisten, ihren Gegenstand nur referiert und nicht analysiert. Als ein weiteres, späteres Kuriosum stellt sich die 1925 errichtete ‚Scheffel-Halle‘ in der sogenannten ‚Scheffel-Gemeinde‘ Singen dar, deren Bau vom ‚Scheffel-Bund‘ mitbetrieben wurde und die sogar einmal das ‚Scheffel-Museum‘ aufnehmen sollte; auch sie ist Ausdruck eines unbegreiflich gewordenen Dichterruhms, worüber aber der ihr und ihrer Baugeschichte gewidmete Aufsatz¹³⁾ leider kein Wort verliert.

Dabei fehlt solchen örtlichen Arbeiten zur wirklichen Einsicht oft nur ein kurzer Schritt. Denn schon durch seine Vorliebe für bestimmte Lokalitäten ähnelte sich Scheffel seinen selbstgeschaffenen Figuren an, jenen unzähligen Berg-, Höhlen-, Zellen- und Inselbewohnern, all den Eremiten und inneren Emigranten, in denen, wie auch in den kaum selteneren Studenten und Vaganten, sein un- und antigesellschaftlicher Affekt zum Ausdruck kommt; zudem sind diese Gestalten historisch kostümiert und die Geschichten, in denen sie auftreten, um Jahrhunderte zurückdatiert. Scheffel ist — diese Erkenntnis liegt hier stets nahe, ohne je ergriffen zu werden — ein Dichter und Sänger nicht seiner Zeit, sondern der Flucht aus ihr.

Lokale und personale Aspekte verbinden sich in einem anspruchslosen Beitrag¹⁴⁾, der Scheffels glücklose Liebe zu seiner Kusine

Emma Heim behandelt; auch nachdem diese sich nach Emmendingen verheiratete, blieb die Verbindung bestehen. Als eine unter anderen figuriert dieselbe Emma Heim in einem Aufsatz¹⁵⁾, der treu und brav von einigen Frauen im Leben des Dichters erzählt, doch ohne sich der Dimension des Themas wirklich bewußt zu sein; denn die sehr gebrochene, immer wieder gescheiterte Beziehung zum anderen Geschlecht ist typisch für Scheffel und — was seine Biographen allesamt kaschieren — ableitbar auch aus seinem zutiefst problematischen, pathogenen Milieu. Ein harter, herrischer Vater, der den Sohn in eine ungeliebte Laufbahn zwang; eine überbehütende Mutter; ein unheilbar geisteskranker, pflegebedürftiger Bruder; eine maßlos geliebte Schwester, an deren frühem Tod er schuld zu sein glaubte: mit diesen Menschen wuchs Scheffel auf, und ihre Schatten haben ihn lebenslang begleitet, bis in seine unaufhörlichen Depressionen, Kopf-, Augen- und Nervenleiden hinein.

Nicht im letztgenannten Aufsatz, sondern anderswo¹⁶⁾ ist von der Malerin Amalie Bensing die Rede, einer hochinteressanten Person, die ihre Bedeutung ganz aus sich selber hat und nicht von Scheffel, in dessen Werdegang sie gleichwohl eine ebenso wegweisende Rolle spielte wie nachher in dem von Peter Lenz, dem nachmaligen Gründer der Beuroner Kunstschule. Der Dichter hatte ja, wie bekannt, ursprünglich Maler werden wollen, auch etliche Mühe daran gesetzt; er war ein begabter Zeichner, ein begeisterter Italienfahrer gemäß großer Tradition, ein genauer Kenner alter und neuer Kunst, ein guter Freund vieler Künstler, so etwa von Anselm Feuerbach, den er auf Reisen begleitete, oder von Anton von Werner, der seine Bücher bebilderte. Scheffels Verhältnis zur bildenden Kunst: das ist, wenn es so kenntnisreich wie hier¹⁷⁾ behandelt wird, ein Thema, das sich zum Panorama weitet.

Dennoch bleibt, was die hier genannten Arbeiten betrifft, nur allzuoft ein schaler Nachgeschmack. Insgesamt erinnern sie viel weni-

ger an ein Panorama als vielmehr an ein Kaleidoskop, insofern sie nämlich die altbekannten Fakten aus dem Leben, die altbekannten Zitate aus den Briefen und Werken Scheffels zu scheinbar immer neuen Figurationen zusammenschütteln. Erkenntnis wird dabei kaum bewirkt, allenfalls Erinnerung. Ungeklärt aber bleibt, ob diese sich in allen Fällen lohnt; und ob die Person Scheffels noch so viel gilt, daß sie das Material, das hier jeweils auf sie hingebordnet wird, stets rechtfertigen und aufwerten kann, oder ob nicht Scheffels Licht, in das sie es zu stellen glauben, längst erloschen ist. Sofern es überhaupt je so hell brannte, wie die durchweg apologetisch gestimmten Arbeiten gern glauben machen möchten; von der Diskussion um Scheffel, insonderheit von der Kritik an ihm nehmen sie kaum Notiz; nicht einmal die Autobiographie seines Zeitgenossen Heinrich Vierordt (Das Buch meines Lebens. Erinnerungen. Stuttgart o.J.) scheinen sie zu kennen, worin dieser das Bild des Dichters um viele wichtige, wenngleich nicht nur schöne Züge ergänzt hat. Darstellend statt herleitend, referierend statt analysierend, harmonisierend statt problematisierend genügen die hier genannten Arbeiten oft nur sich selbst.

III

Mit der von ihnen zur Schau gestellten Scheffelgläubigkeit kontrastiert nur um so greller der Versuch¹⁸⁾, den Autor auf der ganzen Linie abzufertigen als einen längst abgewirtschafteten Epigonen. Dieser Versuch gäbe vielleicht manches zu denken, brächte sich sein Verfasser (wie, am anderen Pol, jener Chronist von Scheffels Münchner Jahren) nicht selbst schon um jeden Kredit durch die Sprache, die er führt; nämlich hier durch einen gewissen Jargon, der das kritische Bewußtsein, aus dem er einst hervorging, nur noch vortäuscht: „Wo das subjektiv Poetische in Scheffels Gedichten, wenn's subjektiv überhaupt vermeint war, zum Ob-

jekt der Werbung gemacht wird, indem das ehemals Romantische umfunktioniert wird zu einem appellativen Instrument, da entsteht Verbrauchskunst. Die vorherrschende subkulturelle Mittellage Scheffelscher Verse bedarf da nicht einmal mehr einer stilisierenden Verfremdung“ (S. 244). Hinter dieser teils einschüchternden, teils anbietenden Sprachfassade verbirgt sich nichts, was für die Auseinandersetzung mit Scheffel von irgendeiner Bedeutung wäre.

Der Tatsache, daß Scheffels Geltung schwer gelitten hat, läßt sich freilich — wenn man sie erst einmal ins Auge gefaßt hat — auf verschiedene Weise begegnen, wie dies zwei neuere Anthologien exemplarisch demonstrieren.

Entweder man¹⁹⁾ leistet trotzig Widerstand in dem vorgeblichen Bewußtsein, „daß wir bei materiellem Wohlstand mehr und mehr in eine Epoche geistigen Verfalls geraten, der auf vielen Gebieten, soweit nicht bereits eingetreten, zu katastrophenähnlichen Zuständen führt“; und „daß Milderung und Heilung nur durch Abkehr von allem, was zersetzt, und durch Besinnung auf die Wurzeln möglich ist, aus denen wir wuchsen“ (S. 7). An Scheffels Wesen zu genesen darf jedoch nur hoffen, wer, wie der Anthologist, dessen trübe oder inzwischen getrübe Seiten konsequent übersieht.

Oder aber man²⁰⁾ weicht auf Nebenschauplätze aus, indem man zwar die ‚Gaudeamus‘-Lieder, den ‚Trompeter‘ und den ‚Eckehard‘ zögernd dem unerbittlichen Gericht der Literaturgeschichte überantwortet, doch dafür einen neuen, anderen, unbekanntem Scheffel postuliert und präsentiert — nämlich einen „noch jugendlich bewegten, geistvoll sprühenden“ (S. 6). Und in der Tat: die hier dargebotenen ‚Säckinger Episteln‘ samt den Reisebildern vom Kastell Toblino und vom Quell der Vaucluse heben sich ab von dem, was den Autor eigentlich berühmt gemacht hat, und zeichnen sich aus durch Genauigkeit, Lebendigkeit und Witz. In ihren besten Momenten reichen sie an ihr Vorbild,

die Reisebilder Heinrich Heines, fast heran (von ihrem historischen Zeugniswert noch ganz zu schweigen).

IV

Hier ist nun freilich zu fragen, weshalb die einstige, enorme Popularität der Scheffelschen Hauptwerke inzwischen in ihr direktes Gegenteil umgeschlagen ist; mit dieser Frage und dem, was weiter aus ihr folgt, beschäftigt sich der gewichtigere Teil der hier zu besprechenden Arbeiten.

So hat Robert Feger²¹⁾ mit kritischem Blick die Lyrik des Autors durchmustert, an der zum einen das oft virtuose Spiel mit historischen Formen, zum anderen wieder die historische Einkleidung der oft recht aktuellen Inhalte auffällt. Doppelt zieht sich der Dichter in eine ferne Vergangenheit zurück und bleibt der Gegenwart dennoch unlösbar verhaftet. (Daß Scheffels ‚Frau Aventure‘, um die es hier hauptsächlich geht, über ein halbes Jahrzehnt nach Baudelaires ‚Fleurs du mal‘ erschien, sagt schon viel.)

Es ist eben das Antiquarische, das die schon zu ihrer Zeit antiquierten Werke des Autors, nicht nur seine Lyrik, zur Zeit noch antiquierter erscheinen läßt. Sie stellen eine einseitige Gelehrsamkeit zur Schau, die sie umgekehrt beim Leser voraussetzen, ja herausfordern: er soll die von überall hergeholt Motive als solche identifizieren und goutieren können. In einer präzisen Studie zum Erzählwerk hat Manfred Fuhrmann²²⁾ dies als eines der inhaltlichen Merkmale ausgemacht, „die uns Heutige mit Notwendigkeit von Scheffel (. . .) trennen: die Bildungsbeflissenheit, d. h. eine epigonenhafte Stufe bürgerlicher Bildungstradition, in der ein starres Repertoire historischen und literarischen Wissens zum Standes-Kennzeichen veräußert ist“ (S. 61). Das zweite Merkmal, die gelegentlich aufdringliche Deutschtümelei, schließt sich dem um so einleuchtender an, als jene bürgerliche Bildungsnorm ja auch schon ein deutsches Spezifikum war. Die

harsche Geste, mit der Scheffel von Fuhrmann an- und abschließend in die Vorgeschichte des Dritten Reiches eingereiht wird, mag manchen empören; die Dokumente und Argumente sind dadurch jedoch noch nicht von Tisch gewischt.

Was heute von Scheffel trennt, ist wahrscheinlich dasselbe, was ihn mit seinem damaligen Publikum verband und seine unvorstellbare, ungeheure Popularität bewirkte; wobei es erstaunt, daß diese erst spät einsetzte, als seine Produktivität schon wieder versiegte. In einem lesens- und bedenkenswerten Aufsatz hat Günther Fetzner²³⁾ die erst langsam, dann aber um so steiler ansteigende Kurve von Scheffels Ruhm nachgezeichnet und nach den Faktoren gefragt, die ihren Verlauf bestimmten. Für den ‚Ekkehard‘, der es immerhin auf über 300 Auflagen brachte, sind dies vor allem: der allem anderen vorausgehende, alles andere mitreißende Ruf von Scheffels Kneip- und Studentenliedern; die Veränderung der deutschen Lage nach der Reichsgründung; die Entwicklung des historischen Romans. Wobei eben der ‚Ekkehard‘ schon dadurch auf breiteste Rezeption angelegt war, daß „die literarische Öffentlichkeit den Kunstcharakter des Romans genießen und ihren Bildungsanspruch befriedigen konnte, daß aber das allgemeine Lesepublikum denselben Text durchaus auch als gefühlige Unterhaltungslektüre aufnehmen konnte“ (S. 34).

Als bisher bedeutendster Beitrag zum Thema erweist sich schließlich das Buch von Rolf Selbmann (dessen 1. Kapitel, leicht verändert, schon vorab veröffentlicht wurde²⁴⁾): ‚Dichterberuf im bürgerlichen Zeitalter. Joseph Viktor von Scheffel und seine Literatur‘²⁵⁾. Es stellt, wie sich aus der Abfolge der Kapitel schon ersehen läßt, seinen Gegenstand nacheinander in seinen wesentlichen Beziehungen dar: also Scheffel in bezug auf Dichtung, Geschichte, Wirklichkeit, Politik, bürgerliche Gesellschaft und Publikum; den Abschluß bildet ein — relativ selbständiges — Kapitel über die Illustrationen seiner

Werke (mit Abbildungen). Diese in sich stimmige Abfolge läßt den roten Faden erkennen, der vom Literarischen zum Sozialen, vom Werk zur Wirkung führt und dabei eine Vielzahl von Einzelstudien aufreißt, die sich, auseinander hervorgehend, letzten Endes zu einer Art von Gesamtdarstellung und -bewertung runden. Ihr hier, im engen Rahmen eines Sammelreferats, gerecht zu werden, ist so unmöglich, wie es eigentlich nötig wäre, um die Maßstäbe abschließend zurechtzurücken. Weniges wäre im großen und ganzen, vieles im einzelnen anzumerken; dazu gehört etwa die Menge der Druckfehler und Ausdrucksängel; und daß sich das Buch, sprachlich wie sachlich, von einem gewissen akademisch-philologischen Habitus nicht hat freimachen können; wozu dann wiederum die zurechtweisenden, aber überflüssigen Seitenhiebe z. B. auf Fetzer gehören, bei dessen bereits berichteten Darlegungen es sich eben um keine „eingängigen Spekulationen“ (S. 163) handelt. Gleichwohl wird eine künftige Beschäftigung mit dem Dichter an diesem gut gearbeiteten Buch, das ihn in seiner Zeit, seine Zeit in ihm sichtbar macht, nicht mehr vorübergehen können — ebensowenig übrigens wie schon an der früheren, freilich immer noch gültigen Dissertation von Manfred Lechner (Joseph Victor von Scheffel: Eine Analyse seines Werks und seines Publikums. München 1962), einer akribischen Arbeit, die Scheffels Geltung ganz an seiner literarischen Leistung, ja an seiner Sprache maß.

V

Scheffel, ein Fremder: ein historisches Phänomen. Ihn sich naiv, in direktem Zugriff anzueignen, scheint unmöglich geworden zu sein. Nur weil er mit seiner Zeit so innig verbunden war, war er in ihr so hoch berühmt und ist er nach ihr kaum noch bekannt. Weil er aber eine Vergangenheit in Reinkultur repräsentiert, ohne die die Gegenwart nicht zu begreifen ist, ist die Beschäftigung, nein: die

Auseinandersetzung mit ihm nicht etwa überflüssig, sondern nur um so dringlicher. Daraus rechtfertigen sich die Arbeiten, von denen hier berichtet wurde — und am Ende dieser Bericht selbst.

Anmerkungen

1) Hans Leopold Zollner, Mehr als ein Sauf-Poet. In: Aufbruch 6/1976, S. 10.

2) Hans Leopold Zollner, Kaum mehr umstritten, aber vergessen. Zum 150. Geburtstag des badischen Dichters Josef Victor von Scheffel. In: Konradblatt 7/1976, S. 13.

3) Friedrich Weigend, Menschentum ist Ach und Krach. Zum 150. Geburtstag des Josef Victor von Scheffel. In: Stuttgarter Zeitung 16. 2. 1976, S. 10.

4) Kurt Stephenson, Joseph Viktor von Scheffel. Zum 150. Geburtstag am 16. Februar 1976. In: Burschenschaftliche Blätter 1/1976, S. 16—17.

5) Ernst Schneider, die Höhlenwelt in Joseph Victor von Scheffels Leben und Werk. Ein Beitrag zum 150. Geburtstag des Dichters (= Abhandlungen zur Karst- und Höhlenkunde R. F./H. 5). München 1976.

6) Michael Dirrigl, Maximilian II. König von Bayern 1848—1864 (= Das Kulturkönigtum der Wittelsbacher Bd. 2,2). München 1984 (Exkurs: Joseph Viktor von Scheffel und das maximilianische München, S. 1185—1232).

7) Wilhelm Zentner, „Still liegen und einsam sich sonnen“. Scheffel auf Frauenchiemsee. In: Badische Heimat 1/1976, S. 49—53.

8) Bernhard Möking, Viktor von Scheffel und die Reichenauer Fischer. In: Bürgerschule, Zeppelin-Oberrealschule, Alexander-von-Humboldt-Gymnasium. 1830—1980. Die Schrift zum Jubiläum der Schule am Schottenplatz in Konstanz. Konstanz 1980, S. 215—218.

9) Klaus-Peter Schroeder, Ermittlungen in Sachen Josef Victor v. Scheffel. In: Neue Juristische Wochenschrift 21/1983, S. 1173—1175.

10) Klaus-Peter Schroeder, Wider die ‚Wasserstrolche‘ oder: Ermittlungen in Sachen Josef Victor v. Scheffel. In: Bodensee-Hefte 3/1984, S. 22—25.

11) Wilhelm Zentner, Wie Scheffels ‚Ekkehard‘ entstand. Ein Denkmal für die Bodenseelandschaft. In: Kurz und gut 2/1974, S. 37—40.

12) Helmut Bender, Hohentwiel und Ekkehard anno 1901. In: Singener Jahrbuch 1976, S. 84—90.

13) Ursula Gäng, Die Scheffelhalle. Entstehung eines Bauwerkes — auch ein Stück Singener Zeitgeschichte. In: Singener Jahrbuch 1978, S. 46—66.

¹⁴⁾ Ernst Hetzel, Scheffel, Emma Heim und Emmendingen. Zum 150. Geburtstag des Dichters. In: Emmendinger Heimatkalender 1976, S. 45–46.

¹⁵⁾ Gustav Friebolin, Frauen im Leben Scheffels. In: Badische Heimat 1/1976, S. 37–48.

¹⁶⁾ Johannes Werner, Die Malerin Amalie Bensinger. Eine Frau und ihre Freunde. In: Badische Heimat 4/1980 (= Ekkhart 1981), S. 63–69.

¹⁷⁾ Friedrich Bentmann, Scheffel und die bildende Kunst. In: Badische Heimat 1/1976, S. 1–16.

¹⁸⁾ Jochen Lobe, Viktor von Scheffel, eine fränkische Fehlannonce oder „belle warste, triste bist de“. In: Wolfgang Buhl (Hrsg.), Poetisches Franken. Würzburg 1971, S. 235–260.

¹⁹⁾ Wilhelm Pültz, Fahrtgesell der Frau Aventiure. Porträt des lebensfrohen, tapferen Poeten Josef Viktor von Scheffel. Augsburg-Traunstein 1972.

²⁰⁾ Friedrich Bentmann (Hrsg.), Der unbekannt

Scheffel. Zu seinem 150. Geburtstag. Waldkirch 1976.

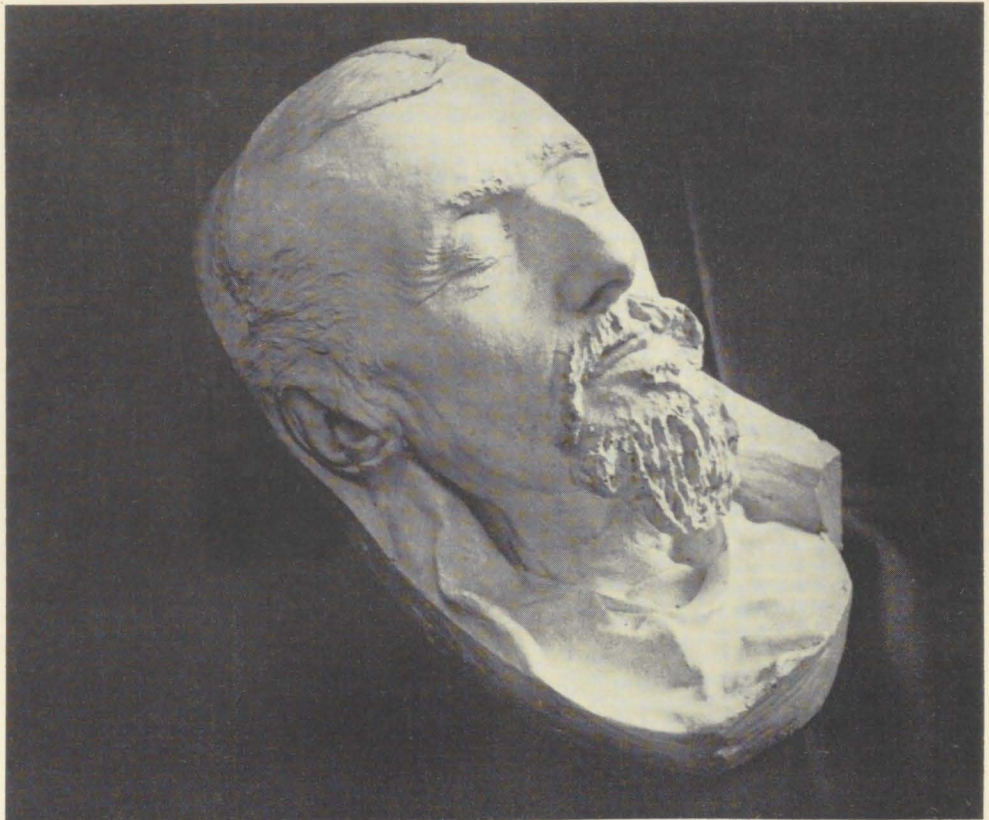
²¹⁾ Robert Feger, Lyrisches, Allzulyrisches. Grundlinien von Scheffels Poesie. In: Badische Heimat 1/1976, S. 17–25.

²²⁾ Manfred Fuhrmann, Scheffels Erzählwerk: Bildungsbeftissenheit, Deutschtümelei. In: Allmende 1 (1981), S. 60–69.

²³⁾ Günther Fetzter, Der verzögerte Erfolg. Joseph Victor von Scheffel und sein Publikum. In: Badische Heimat 1/1976, S. 27–35.

²⁴⁾ Rolf Selbmann, Der Dichter und seine Zeit. Joseph Viktor von Scheffel und das 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 126 (1978), S. 285–302.

²⁵⁾ Rolf Selbmann, Dichterberuf im bürgerlichen Zeitalter. Joseph Viktor von Scheffel und seine Literatur (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte Bd. 3,58). Heidelberg 1982.



Totenmaske Scheffels

Zum Jahrestag
J. V. von Scheffel
1826 – 1886



Verlag
C. F. Müller GmbH
Karlsruhe



1986. 256 Seiten,
26 Abb., 15,5 x 23 cm,
kart. DM 29,80
ISBN 3-7880-9731-0

Joseph Viktor von Scheffel, der berühmte Poet des 19. Jahrhunderts hat hundert Jahre nach seinem Tod Anspruch auf eine ausführliche kritische Wertung. Der Autor zeichnet die Hauptstationen von Scheffels Leben und Werk zusammen mit den Fakten der allgemeinen literarischen, kulturellen und politischen Geschichte auf, um danach die einzelnen Dichtungen Scheffels – nicht nur die immer wieder behandelten – ‚Trompeter‘, ‚Ekkehard‘, ‚Gaudeamus‘ vorzustellen. Er versucht Scheffels einstigen Erfolg ebenso begreiflich zu machen, wie seine heutige Vergessenheit.

Günther Mahal, Jahrgang 1944, Studium der Germanistik, Geschichte, Politik. Promotion 1971. Wiss. Assistent am Deutschen Seminar der Universität Tübingen. Habilitation 1979. Zahlreiche Veröffentlichungen zum Faust-Thema und zur Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Seit 1979 wiss. Leiter des Faust-Museums und Faust-Archivs in Knittlingen.

Weitere Titel zu Geschichte, Kunst und Literatur des Oberrheins finden Sie in unserem Prospekt „Profil der Region“. Bitte anfordern!

Verlag C. F. Müller GmbH · 7500 Karlsruhe 1
Amalienstr. 29 · Tel. (07 21) 2 09 09

„Den hundertsten Todestag Scheffels vor Augen“ *)

Zu Günther Mahals und Rolf Selbmanns Scheffelbüchern

Heinrich Hauß, Karlsruhe

I. Kein aktuelles Interesse

Keine Werkausgabe zum 100. Todestag V. v. Scheffels, nicht einmal eine Auswahl aus seinen Reiseberichten und Briefen. „Aus der gegenwärtigen deutschen Literaturwissenschaft ist Scheffel seit ein oder zwei Generationen nahezu gänzlich verschwunden“¹⁾. Scheffel 1986 ist nicht einmal nostalgisch ausbeutbar. Der „bodenlosen Verachtung“²⁾ Scheffels steht der „generationenübergreifende Erfolg“³⁾ seines „Trompeters von Säckingen“ und seines „Ekkehard“ gegenüber: 334. Auflage des „Trompeters“ im Jahre 1927, 284. Auflage des „Ekkehard“ im Jahre 1918⁴⁾. Im Jahre 1986 ist nur der „Ekkehard“ bei Fleischhauer, Stuttgart, und dem Diogenes-Verlag, Zürich, zu haben.

Avantgardistische Zeitgenossenschaft — ein „Augenblick, in dem die Ausdrucksfähigkeit des Schriftstellers mit der Aufnahmefähigkeit des Lesers in geheimnisvoller Weise übereinstimmt“⁵⁾ — steht in schroffem Gegensatz zu Scheffels fragwürdiger generationenüberdauernder „Haltbarkeit“ bis hin zum Ersten Weltkrieg. Nicht der immense Auflagen Erfolg Scheffels aber allein ist es, der Rätsel aufgibt, sondern die Langzeitwirkung Scheffels bei den Lesergenerationen von 1854 bis 1921. Nicht Scheffel also in erster Linie, sondern seine Leser stehen 1986 zur Diskussion. Nicht Scheffel, Biographie und Werk, sondern *Leser(generationen) und ihre Rezeptionsdispositionen*.

II. Nicht Scheffel, sondern die Lesergenerationen von 1854—1921

Trotzdem: Dem in der wissenschaftlichen Literatur hoffnungslosen Fall, dem vorerst als Vergessenen Geltenden soll Gerechtigkeit zum 100. Todestag zuteil werden. Gerechtigkeit ist gewissermaßen das erste und letzte Wort des Buches von G. Mahal „V. v. Scheffel — Zu Unrecht vergessen?“ Gerechtigkeit, das ist Anspruch Scheffels darauf, nach hundert Jahren „mit den Standards seiner Zeit gemessen zu werden“⁶⁾, heißt bei fehlendem aktuellem Anlaß Scheffels Werk unter historischem, rezeptionshistorischem Gesichtspunkt betrachten. „Wenn Scheffel aktuelles Interesse nicht mehr beanspruchen dürfte — wäre historisches Interesse für diesen einst unglaublich gefeierten und heute von der literarischen Bildfläche verschwundenen Autor nicht ein ebenso berechtigter Zugang?“⁷⁾. Voraussetzung für dieses Unternehmen ist dann die Beseitigung des „selbstsicheren Trivial-Verdiktes“⁸⁾, mit dem die germanistische Forschung Scheffel belegt hat. „War Scheffel schon zu seiner Zeit ein Fall, auf den das spätere Etikett der Minderwertigkeit paßt — oder zeigt gerade sein Beispiel, wie eminent historisch (also konstellationsgebunden) ein Objektivität suggerierender Terminus wie Trivilliteratur ist?“⁹⁾.

Gerechtigkeit für Scheffel — Erweis der Legitimität seines Erfolges auf anderer Basis als auf der der Trivialität. „Der Primärbefund Er-

folg und der Sekundärbefund Trivialität“ „reichen nicht aus, um die breite Leserwirkung und den schon bald einsetzenden Scheffel-Kult zu erklären“¹⁰).

III. „Mentale Dispositionen“ und „legitime Bestseller“

„Nicht jedes Buch, das Erfolg hat und hohe Auflagenziffern erzielt, ist literarisch minderwertig: es gibt auch legitime Bestseller“¹¹). Die Legitimität des Erfolges leitet sich aus einer Befriedigung von Leserbedürfnissen ab. Der Erfolg von Scheffels Produktionen „basiert“, so folgert Mahal, „auf mentalen Dispositionen“ und auf ebenso „literarischen wie politischen Großwetterlagen“. Und deshalb gestatten diese Bücher auch ein Gutteil an Zeitdiagnose sowohl der damaligen als auch unserer Zeit¹²). Denn das Phänomen Scheffel und sein Erfolg „ist nicht nur ein monströses Mißverständnis der Leser(innen)-Generation von 1870“¹³). Immerhin war Scheffel für seine Epoche „der Dichter“, war nach Bismarck der bekannteste Mann seiner Zeit, wurde vom badischen Großherzog geadelt und vom Großherzog von Weimar eingeladen, Goethes Position als Dichter einzunehmen.

„Was in all dem zum Ausdruck kam, war die Tatsache, daß zwischen Scheffels Werk und seinen immer zahlreicheren Lesern eine breite Brücke wechselseitiger Korrespondenz bestand, daß sein Dichtungsverständnis auch jenes seiner Leserschaft war oder wurde“¹⁴), daß sein „Oeuvre den Ton und den ästhetischen Nerv mehrerer Jahrzehnte traf“¹⁵). Diese Tatsachen sind — nach Mahal — nicht einfach mit dem Trivialitätsverdikt bewältigt, besonders dann nicht, wenn Trivialitätsmerkmale unserer Zeit in die Zeit Scheffels zurückprojiziert werden, so als stünde für alle Zeiten fest, was jeweils trivial sei.

IV. Identitätsangebote statt Trivialität

Mahal geht es deshalb in seinem Buch immer wieder vehement und polemisch darum, von

Scheffel das „streitbare und weitläufige System Trivialliteratur“¹⁶) fernzuhalten. Wenn Scheffel mit seinen Werken die Möglichkeit der Identifikation bot, wenn er „in Übereinstimmung mit seinem Publikum Erfolg fand als auch wohl intendierte“¹⁷), dann ist das mit den Kriterien des Trivialitäts-Verdiktes nicht mehr zu fassen. Zu untersuchen sind die *Leserbedürfnisse der „Geschmacksträgerschichten von etwa 1870 bis 1918“*¹⁸). Besonders in den Aufsätzen „Deutsches und Altdeutsches — Absichtsvolle Mißverständnisse“ (Seiten 141 ff.) und „Erfolg — Vom zweifelhaften Charme der späten hohen Zahlen“ (Seiten 183 ff.) versucht Mahal, das Phänomen jenseits von Trivialitätsettuquettierung zu klären. Im großen und ganzen entspricht der Argumentationszusammenhang dem von der Geschichtswissenschaft als Misere der verspäteten deutschen Entwicklung diagnostizierten Phänomen. „Unschwer läßt sich vorstellen, daß die Bürger des neuen Deutschen Reiches nach den kriegerischen Auseinandersetzungen von 1866 und 1870/71, angesichts der immer hektischeren Industrialisierung und auch des Börsentaumels nach den französischen Reparationszahlungen und innerhalb einer die Gemütswerte und die künstlerischen Bedürfnisse nicht befriedigenden Mentalitätslandschaft verstärkt nach geistigen Orientierungen und nach literarischen Modellen suchten“¹⁹).

Und weiter: „In der Atmosphäre der guten Stuben, zwischen Häkeldeckchen und Markart-Bouquets, angesichts von familiären Lichtbildnerien in kunstvollem Rahmen und dem Aufmarsch von Nippes auf dem Vertiko — in einem Ambiente also, das für Behaglichkeit stehen sollte, las man (lasen zuerst die Frauen) Scheffel, träumte man sich mit seinen Büchern weg von der kruden Derb- und Direktheit dessen, was die Zeitung brachte oder das Dienstmädchen; träumte man sich unter die romantischen Bögen des Hohentwiel oder in jenes Nirgendland, in dem es keine ständischen Hürden gab und in dem allein die Liebe regierte — eine ganz an-

dere klassenlose Gesellschaft, als sie draußen auf der Straße, hinter den dicken Tüllwolken der Gardinen, die roten Horden wollten²⁰). Nicht Scheffel also, sondern seine Leser, zumal Scheffel, als er zum Lieblingsdichter der Deutschen ausgerufen wurde, längst zu dichten aufgehört hatte. „Das eine steht fest: in einer Zeit, in der Scheffel in aller Munde ist, in der er sich selbst für das aufwendigste gestaltete Werk den Verlag und die Illustratoren und die Drucker hätte aussuchen können, in einer Ära geradezu amtlicher Scheffel-Begeisterung ist dieser Dichter fast unvorhanden, ist er nur noch als Person von Belang“²¹).

Ist das Phänomen Scheffel zu rechtfertigen im Rekurs auf seine Leser, ihre Bedürfnisse, Dispositionen, Mentalitäten? Ist das nicht ein recht gewagtes Unternehmen? Dieter Weltershoff hat in seinem Buch „Arbeit des Lebens“ die mentalen Bedürfnisse seiner Generation (der Generation des Dritten Reiches) recht drastisch so beurteilt: „Doch die größten Idioten waren wir wohl selbst gewesen. Aus einem dummgläubigen Bedürfnis nach Gemeinschaft und nach einem Lebenssinn, der über das Alltägliche hinauswies und jedem einen Platz gab im großen Gesamtleben. Was gab's denn sonst für Möglichkeiten, sich zu verstehen? Kleinbürgerliche Elternhäuser, Schulen, Büros, Fabriken — war das Leben, sollte man sich so verstehen? Das war kein Bild, kein Entwurf, das war zu wenig. Die Sprache der Trommeln und Fahnen trug über diese Öde hinweg — in eine blutige Transzendenz. Sinn ist das stärkste Rauschmittel“²²).

V. Bewußtseinsprozesse

Rolf Selbmann hat schon 1982 in seiner Studie „Dichterberuf im bürgerlichen Zeitalter“ erneut Scheffel zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht²³). Ihm geht es um die Aussagekraft von Scheffels Leben und Werk, und zwar *unter dem Aspekt* „grundlegender Bewußtseinsprozesse des

19. Jahrhunderts“²⁴). Die Frage nach dem literarischen Rang von Scheffels Werk wird auch hier gestellt, allerdings unter Verzicht auf Polemik gegen das gängige Trivialitätsverdikt der Germanistik. Scheffels dichterisches Selbstverständnis und sein Erfolg werden im „Akzeptieren der Epigonenrolle“ gesehen, „in der er sich häuslich einrichtet“²⁵). Aber eben, sich nur häuslich einrichtet, die Rolle des Epigonen stilisiert. Am Ende kann „ein Dichter auch sein, wer nichts produziert als seine eigene Dichterpersönlichkeit“²⁶). Die Stilisierung dieser Rolle ist insoweit für Scheffel gerechtfertigt als „Epigonalität“ für ihn kein „persönlicher Mangel, sondern eine der ‚Zeitendenzen‘“²⁷) ist. „Das Dilemma, das es für Scheffel zu meistern gilt: Wie kann das Bewußtsein, in einer Spätzeit zu leben, auf originelle Weise in Dichtung umgesetzt werden?“²⁸). Literaturwissenschaftlich interessant ist so an Scheffel weniger seine poetische „Leistung“ als vielmehr die bewußtseinsmäßige Strategie seiner — als zeittypisch empfundenen — Defizite, die natürlich auch ihren literarischen Niederschlag finden. „Sich als echter Epigone zu verstehen, kann bedeuten, die Angst vor literarischer Epigonalität auszulöschen zu versuchen“²⁹). Selbmann untersucht die verschiedenen Stufen Scheffels, poetisch und bewußtseinsmäßig mit dem Dilemma der Epigonalität zu leben. Das Sich-Lustig-Machen über sich selbst, Nachvollziehen klassischer Lebenswege und Einleben in poetische Leiden, schließlich „Zweifel an der Ausdrucksfähigkeit der Sprache und Ansetzen eines höheren Standards als der verbalen poetischen Kommunikation, damit auch Rechtfertigung des poetischen Schweigens als eines Willensaktes“³⁰). Erstaunlich dabei die Tatsache, „daß Scheffel dann noch, als er schon seit Jahren nicht mehr dichtete, im Bewußtsein der meisten zeitgenössischen Leser als produktiver Dichter gilt“³¹). Vielleicht erleichterte aber gerade dieses Paradox eine Scheffelrezeption als „aggressiv-konservativen Vorwand, gegen die Literatur der eigenen Zeit, ein Dichter-

bild zu setzen, das sich für ein ungetrübtes Einssein mit der Tradition verwenden ließ³²). Gerade in und mit Scheffel ließ sich ein konservatives Dichter-Bild stabil halten, und dies gerade um so mehr, als er schwieg.

VI. „Verschlungene Pfade der Textrezeption“

Ruht so die Rezeption Scheffels in ihrer Langzeit und Tiefenwirkung weniger poetischen Leistungen und realen Leseprozessen auf, sondern vielmehr Bewußtseinsprozessen und Identifikationsangeboten, so kann „die traditionelle Wirkungsgeschichte von geschriebener Literatur mit ihren Auflagenziffern, Rezensionsauswertungen und Verbreitungsstatistiken³³) das Problem des Erfolges nicht erfassen. Die „Volkstümlichkeit Scheffels schlägt sich in scheinbar ganz abwegigen Rezeptionsmöglichkeiten nieder³⁴). Unter anderem weist in diesem Zusammenhang Selbmann auf die „Funktion literarischer Prachtausgaben“ hin, die ein sozial gestuftes Lesepublikum im Zeitalter massenhaft verbreiteter Lesestoffe erzeugen und aufrechterhalten helfen³⁵). Genausowenig wie für ein stilisiertes und stabilisiertes Dichter-Bild die weitere literarische Produktion nötig ist, genauso wenig bedarf am Ende die Pracht-Illustration des Textes. Scheffel-Rezeption spielte sich, so dürfen wir nach der Selbmanns-Studie wohl schließen, auf extra-literarischem, bewußtseinsmäßigem Territorium ab: „Der literarische Erfolg scheint oft über Vermittlungswege zu laufen, denen man mit der reinen Text- und Datenanalyse nicht auf die Spur kommt³⁶). Das gängige Trivialitätsverdikt der Germanistik, das Mahal so vehement ins Visier nimmt, ist dann in der Tat eine Verdrängung des Phänomens Scheffel in der gegenwärtigen Literaturwissenschaft, weil der Gegenstand „in die allgemeinen Erwartungen literaturwissenschaftlicher Methodologie nicht recht passen will³⁷).

VII. „Der erklärbare Erfolg“: Lesarten

Selbmann versucht am Beispiel des „Ekkehard“ zu zeigen, wie der Erfolg des Romans partiell über die Hypothese der „jeweils

gleichzeitig unterschiedlichen Lesarten“ erklärt werden kann. Wir zitieren im folgenden eine interessante Passage aus Selbmanns Studie:

„Scheffel ist an der Epochengrenze zwischen Biedermeier und Realismus auf eine merkwürdige literargeschichtliche Situation gestoßen, in der seine Texte jeweils gleichzeitig unterschiedliche Lesarten anbieten konnten. Nach 1848 und während der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts ist mit einem breiten Feld biedermeierlicher Leser Erwartung unter der Oberfläche des realistischen Literaturbetriebs zu rechnen. Für diese ‚konservative‘ Leserschicht konnten Scheffels Reisebilder das Heine-Vorbild nahtlos imitieren, seine politischen Gedichte den Traditionen der Vormärz-Lyrik folgen, der Trompeter sich der biedermeierlichen Versidylle problemlos einfügen. Speziell der Ekkehard paßt in die seit der Mitte der 50er Jahre stetig ansteigende Produktion historischer Romane. Auch die Tatsache, daß Scheffels erster und einziger Roman gleich in der renommierten Meidinger-Reihe erscheinen konnte, mag den Bekanntheitsgrad des Autors gefördert haben.

Wichtiger aber als Erklärung für den Erfolg des Ekkehard über die Jahrzehnte hinweg ist das Angebot zur mehrfachen, epochen- und schichtenspezifischen Rezeption, das von diesem Roman ausgeht. Dem programmatischen Realismus nach 1848 konnte der Ekkehard, nicht nur wegen des realitätssüchtigen Vorworts, als Musterbeispiel dienen; zugleich erfüllte er die Vorstellungen der historischen Romane der Scott-Nachfolge, regionale Kultur und Geschichte als Formen der Wirklichkeit in sich aufzunehmen. An die Dorfgeschichte, an Berthold Auerbach, Willibald Alexis und Theodor Fontane wäre hierbei zu erinnern, die für ihr Werk einen vergleichbaren Zugang zur Wirklichkeitsdarstellung intendiert haben.

Für die Zeitgenossen nach 1871 konnte der Ekkehard gerade wegen seiner Zeitferne als allgemein gültiges Exempel der geschichtlichen Bestimmung des Reiches gelesen werden. Hier trifft der Ekkehard auf die professoralen Geschichtsromane von Georg Ebers, Felix Dahn u. a., in denen die Geschichtswissenschaft sich gerade im Roman mehr oder weniger repräsentativ zur Schau stellt (Anmerkungen!). Der Held des Ekkehard paßt zudem ins gründerzeitliche Bild des Individuums mit großen Gesten und pathetischen Redeformen; Geschichte wird als handgreifliches, personenzentriertes und monumentalisiertes Menschheitsdrama (Karl May!) inszeniert. Der Übergang zur Heimatkunst, der sich aus der regionalgeschichtlichen Thematik des Romans fast von selbst anbietet, kann sich mühelos vollziehen³⁸).

VIII. Fazit

Scheffel 1986, Fazit also:

1. Scheffel ist nicht für alles verantwortlich zu machen, was die Rezeption des Werkes aus ihm gemacht hat: Dichterkult, „Trompeter“ und „Ekkehard“ als Kultbücher, „Vorsänger nationalen Ärmelaufkrepelns“³⁹⁾ gar. Scheffel ist auch kein Fall, der den Trivialitätstheoretikern ins Konzept paßt⁴⁰⁾ oder passen sollte. Scheffel und sein gigantischer Erfolg bis zum Ersten Weltkrieg — das ist, den beiden Autoren zufolge, ein „mentales“ Phänomen mit „kultureller Fernwirkung“⁴¹⁾, Bestsellerautor mit der Legitimierung der dahinterstehenden Bewußtseinslage der Leser bzw. Verehrer.

2. „Etwas mehr Verständnis für Scheffel“⁴²⁾, Gerechtigkeit für Scheffel nach den „Stan-

dards seiner Zeit“ heißt dann Verständnis für die Bewußtseinslage der damaligen „Geschmacksträgerschichten“⁴³⁾.

3. Fortschritt zum erneuten Kennenlernen Scheffels wäre schon, wenn man sich „die heutigen Übertriebenheiten“ (der Ablehnung) „bewußt machen“⁴⁴⁾ würde. Nächster Schritt: „Seine Bücher müßten wieder auf dem Markt erreichbar sein“, vor allem seine Reiseberichte und seine Briefe⁴⁵⁾.

4. Rezeptionsforschung im Falle Scheffels muß „verschlungene Pfade“⁴⁶⁾ beschreiten, denn der Erfolg Scheffels scheint sich schon früh vom rein Textlichen oder Literarischen losgelöst zu haben. Daß Scheffel für mehrere Generationen *der* Dichter war, daran führt kein Trivialitätsverdikt vorbei.

Anmerkungen

*) Zitat aus G. Mahal, S. 217

1) Günther Mahal, J. V. von Scheffel — Zu Unrecht vergessen? Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1986, S. 194

2) A.a.O. S. 7

3) A.a.O. S. 184

4) A.a.O. S. 184

5) Marie Luise Kaschnitz, Ein Lesebuch 1964 bis 1974, suhrkamp Taschenbuch 647, 1982², S. 71. Aufsatz: „Schwierigkeiten, heute die Wahrheit zu schreiben“

6) A.a.O. S. 10

7) A.a.O. S. 10

8) A.a.O. S. 217

9) A.a.O. S. 217

10) A.a.O. S. 132

11) A.a.O. S. 133, zitiert nach D. Wellershoff

12) A.a.O. S. 8 und Seite 188

13) A.a.O. S. 14

14) A.a.O. S. 131

15) A.a.O. S. 217

16) A.a.O. S. 132

17) A.a.O. S. 133

18) A.a.O. S. 210

19) A.a.O. S. 184

20) A.a.O. S. 192

21) A.a.O. S. 192

22) Dieter Wellershoff, Die Arbeit des Lebens, 1985, S. 97

23) Rolf Selbmann, Dichterberuf im bürgerlichen Zeitalter — Josef Viktor von Scheffel und seine Literatur, Beiträge zur neueren Literaturgeschichte — Dritte Folge, Bd. 58, 1982, Carl Winter, Universitätsverlag Heidelberg, 266 Seiten mit 32 Abb., Brosch. DM 90,—

24) A.a.O. S. 5

25) A.a.O. S. 55

26) A.a.O. S. 83

27) A.a.O. S. 150

28) A.a.O. S. 66

29) A.a.O. S. 60

30) A.a.O. S. 61

31) A.a.O. S. 149

32) A.a.O. S. 166

33) A.a.O. S. 167

34) A.a.O. S. 162

35) A.a.O. S. 167

36) A.a.O. S. 167

37) A.a.O. S. 11

38) A.a.O. Seiten 163—164

39) Mahal S. 199

40) A.a.O. S. 210

41) A.a.O. S. 213

42) A.a.O. S. 214

43) A.a.O. S. 200

44) A.a.O. S. 200

45) A.a.O. S. 194

46) A.a.O. S. 214



Titelblatt zu „Gaudemus“

Scheffel-Illustrationen: Ein Beispiel

Aus: Rolf Selbmann, *Dichterberuf im bürgerlichen Zeitalter* — J. V. v. Scheffel und seine Literatur, 1982

„Scheffels Gaudeamus-Gedichte wurden mit dem Untertitel ‚Lieder aus dem Engern und Weitern‘ in Buchform zuerst 1868 veröffentlicht. Zu bedenken ist jedoch, daß es sich dabei fast ausnahmslos um Gedichte und Lieder handelt, die seit 1848 entstanden und zum Teil in verschiedenen Blättern (anonym als ‚Volkslieder‘ oder als Kommersgesänge) schon gedruckt waren. Unsere Prachtausgabe, die zweite, vermehrte Auflage von 1877 ist ‚mit 111[!]Holzschnitt-Illustrationen und Vignetten und einem Titelbild in Tondruck von Anton von Werner‘ ausgestattet, der daran seit 1867 gearbeitet hat. Rotes Leinen ist in Schwarz und Gold geprägt, der Titel selbst in Gold auf Schwarz auf rotem Leinendeckel, der Buchschnitt natürlich in Gold.“

„Ein doppelter Rahmen in Holzimitation mit Rundbogenschnitt umspannt das Bild einer fröhlichen Kahnpartie vor dem Heidelberger Schloß. Um den von Pflanzen umrankten Rahmen winden sich Spruchbänder mit Titel- und Verfasserangabe. Beide Bänder sowie der doppelte Rahmen geben dem Bild Tiefe, indem sie es vom Betrachter distanzieren. So entsteht der Eindruck nicht eines Bildes, sondern einer Guckkasten-Bühne, also eines freien Raumes hinter dem Rahmen. Diese Tendenz wird noch verstärkt durch die Schrägstellung des Bootes zu einer Art Schrankenwirkung, die die Breite des dahinter liegenden Flusses nochmals vom Hintergrund des Schlosses abgrenzt.“

„Werners Illustration erinnert statt der studentischen Romantik Scheffels in einer Art Synkretismus die Vergangenheit pauschal. Nach dreißig Jahren werden die Freuden von Wein, Weib, Gesang, Kunst(-Geschichte) und Geselligkeit geballt zurückgerufen. Daß dabei einiges historisch verschoben wird, ist bezeichnend (Anwesenheit singender Damen, girlandengeschmücktes Boot). Der gesellige Kreis der Revolutionszeit und nach

1848 wird von Anton von Werner auf ein idealisiertes Scheffelbild hinstilisiert. Das erhöht sitzende, mit Gitarre ausgestattete und mit deklamatorischer Geste auf Scheffel deutende Mädchen als dessen Muse hat mit dem Dichter Blickkontakt; Scheffel steuert das Ganze zielbewußt. Alle anderen Bootsfahrer sehen nur begeistert (und von hinten) zur Muse auf, mit zwei Ausnahmen: der Pfeifenraucher vorn hat parallel dazu Blickkontakt mit seinem Hund, der im Hintergrund dunkel gehaltene Mann — übrigens als einziger mit Hut statt mit Studentenmütze — hält Blickkontakt mit dem Betrachter, zieht diesen also mit hinein ins Bild und distanziert ihn zugleich durch sein unbeteiligtes Lächeln. Scheffel, der Steuermann, der die Geschicke lenkt, orientiert sich bei seiner Fahrt an seiner Muse, nicht an der Örtlichkeit. Er hält sein Boot direkt auf Heidelberg zu. Durch die Beziehung von Burschenschaftsherrlichkeit und Altheidelberg (Schloß, nicht Stadt!) stilisiert sich das Bild ins Nationale, jedoch Unbürgerliche. Die unbeschwerten Studenten (Mützen, Pfeife, Weinpokal, Girlanden) reihen sich um die germanisch blonde Muse vor der Kulisse des urdeutschen Heidelberg.

Aber Werner inszeniert noch ein Weiteres. Zwischen Bild und unterem Rahmen spannt er ein Bildband mit dem schemenhaften, aber mehrfach wiederholten Reichsadler. Die Abbildung des volkstümlich Deutschen wird so im Rahmen des Reichsdeutschen gedeutet. Damit aber verschieben sich in dieser verfälschenden Aktualisierung die Zeitbezüge. Die frühe ‚demokratisch‘-deutsche Geselligkeitspoesie des Gaudeamus wird hineingezogen in die reichsdeutsch-nationalstaatliche Repräsentationspoesie der 70er Jahre. Beide Poesie- und Lebensformen verhalten sich so zueinander wie das anonyme Flugblatt mit Scheffelschen Trinkliedern zur Prachtausgabe des Gaudeamus.“

Lieder des Raters Hiddigeigei.

I.

Eigner Sang erfreut den Biedern,
Denn die Kunst ging längst ins Breite,
Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein jeder selbst sich heute.

Drum der Dichtung leichte Schwingen
Strebt' auch ich mir anzueignen;
Wer wagt's, den Beruf zum Singen
Einem Rater abzuleugnen?

Und es kommt mich minder teuer,
Als zur Buchhandlung zu laufen
Und der andern matt' Geleier.
Fein in Goldschnitt einzukaufen.

II.

Wenn im Tal und auf den Bergen
Mitternächig heult der Sturm,
Klettert über Firn und Schornstein
Hiddigeigei auf zum Turm.

Einem Geist gleich steht er oben,
Schöner, als er jemals war.
Feuer sprühen seine Augen,
Feuer sein gestäubtes Haar.

Und er singt in wilden Weisen,
Singt ein altes Raterschlachtlied,
Das wie fern Gewitterrollen
Durch die sturmdurchbrauste Nacht zieht.

Nimmer hören ihn die Menschen,
Jeder schläft in seinem Haus,
Aber tief im Kellerloche
Hört erblassend ihn die Maus.

Und sie kennt des Alten Stimme,
Und sie zittert, und sie weiß:
Fürchterlich in seinem Grimme
Ist der Raterhelbengreis.

III.

Von des Turmes höchster Spitze
Schau' ich in die Welt herein,
Schau' auf erhabenem Sitze
In das Treiben der Parteien.

Und die Katzenaugen sehen,
Und die Katzenseele lacht,
Wie das Wölklein der Pygmäen
Unten dumme Sachen macht.

Doch was nützt's? ich kann den Haufen
Nicht auf meinen Standpunkt ziehn,
Und so laß ich ihn denn laufen,
's ist wahrhaft nicht schad' um ihn.

Menschentun ist ein Verkehrtes,
Menschentun ist Ach und Krach;
Im Bewußtsein seines Wertes
Sitzt der Rater auf dem Dach! —

IV.

O die Menschen tun uns unrecht,
Und den Dank such' ich vergebens,
Sie verkennen ganz die feinern
Saiten unsres Katzenlebens.

Und wenn einer schwer und schwankend
Niederfällt in seiner Kammer,
Und ihn morgens Kopfweh quälet,
Kennt er's einen Katzenjammer.

Katzenjammer, o Injurie!
Wir miauen zart im stillen,
Nur die Menschen hör' ich oftmals
Graunhaft durch die Straßen brüllen.

Ja sie tun uns bitter unrecht
Und was weiß ihr rohes Herze
Von dem wahren, tiefen, schweren,
Ungeheuren Katzenjammer?

V.

Auch Hiddigeigei hat einstmal's geschwärmt
Für das Wahre und Gute und Schöne,
Auch Hiddigeigei hat einst sich gehärmt
Und geweint manch sehnsüchtige Träne.

Auch Hiddigeigei ist einstmal's erglüht
Für die schönste der Katzenfrauen,
Es klang wie des Troubadours Minnelied
Begeistert sein nächtlich Miauen.

Auch Hiddigeigei hat mutige Streich'
Vollführt einst, wie Roland im Rasen,
Es schlugen die Menschen das Fell ihm weich,
Sie trauften ihm Bech auf die Nasen.

Auch Hiddigeigei hat spät erst erkannt,
Daß die Liebste ihn schändlich betrogen,
Daß mit einem ganz erbärmlichen Fant
Sie verbotenen Umgang gepflogen.

Da ward Hiddigeigei entsetzlich belehrt,
Da ließ er das Schwärmen und Schmachten,
Da ward er trotzig in sich gefehrt,
Da lernt' er die Welt verachten.

VI.

Schöner Monat Mai, wie gräßlich
Sind dem Vater deine Stunden,
Des Gefanges Höllenqualen
Hab' ich nie so tief empfunden.

Aus den Zweigen, aus den Büschen
Tönt der Vögel Tirilieren,
Weit und breit hör' ich die Menschheit
Wie im Taglohn mustizieren.

In der Küche singt die Köchin,
Ist auch sie von Lieb bedröret?
Und sie singet aus der Fistel,
Daß die Seele sich empöret.

Weiter aufwärts will ich flüchten,
Auf zum lustigen Balkone,
Wehe! — aus dem Garten schallt der
Blonden Nachbarin Canzone.

Unterm Dache selber find' ich
Die gestörte Ruh' nicht wieder,

Nebenan wohnt ein Poet, er
Trillert seine eignen Lieder.

Und verzweifelt will ich jezo
In des Kellers Tiefen steigen,
Ach! — da tanzt man in der Hausflur,
Tanzt zu Dudelsack und Geigen.

Harmlos Volk! In Selbstbetäubung
Werdet ihr noch Ihrisch tollern,
Wenn vernichtend schon des Ostens
Tragisch dumpfe Donner rollen!

VII.

Mai ist's jezo. Für den Denker,
Der die Gründe der Erscheinung
Kennt, ist dieses nicht befremdlich.
In dem Mittelpunkt der Dinge
Stehn zwei alte weiße Katzen,
Diese drehn der Erde Achse,
Dieser Drehung Folge ist dann
Das System der Jahreszeiten.

Doch warum im Monat Maie
Ist das Aug' mir so beweglich,
Ist das Herz mir so erreglich?
Und warum wie festgenagelt
Muß im Tag ich sechzehn Stunden
Zum Balkon hinüberschielen,
Nach der blonden Mulkimulki,
Nach der schwarzen Stibizzina?

VIII.

In den Stürmen der Versuchung
Hab' ich lang schon Ruh' gefunden,

Doch dem Tugendhaftesten selber
Kommen unbewachte Stunden!

Heißer als in heißer Jugend
Ueberschleicht der alte Traum mich,
Und besflügelt schwingt des Katers
Sehnen über Zeit und Raum sich.

O Neapel, Land der Wonne,
Unversiegter Nektarbecher!
Nach Sorrent möcht' ich mich schwingen,
Nach Sorrent, auß' Dach der Dächer.

Der Vesuvius grüßt, es grüßt vom
Dunkeln Meer das weiße Segel,
Im Olivenwald ertönt ein
Süß Konzert der Frühlingsvögel.

Zu der Loggia schleicht Carmela,
Sie, die schönste aller Katzen,
Und sie streichelt mir den Schnauzbart,
Und sie drückt mir leis die Tazen,

Und sie schaut mich an süß schmachtend —
Über horch, es tönt ein Knurren.
Ist's vom Golf der Wellen Rauschen?
Ist es des Vesuvius Murren?

's ist nicht des Vesuvius Murren,
Der hält jezo Feierstunde,
— In dem Hof, Verderben sinnend,
Bellt der schlechteste aller Hunde,

Bellt der schlechteste aller Hunde,
Bellt Krakehlo, der Verräter,
Und mein Katertraum zerrinnet
Luftig in den blauen Aether.

IX.

Hibbigeigei hält durch strengen
Wandel rein sich das Gewissen,
Doch er brückt ein Auge zu, wenn
Sich die Nebentazen küssen.

Hibbigeigei lebt mit Eifer
Dem Beruf der Mäusetötung,
Doch er zürnt nicht, wenn ein andrer
Sich vergnügt an Sang und Flötung.

Hibbigeigei spricht, der Alte:
Pflück' die Früchte, eh' sie plazen;
Wenn die magern Jahre kommen,
Saug an der Erinnerung Tazen!

X.

Auch ein ernstes gottesfürchtig
Leben nicht vor Alter schützet,
Mit Entrüstung seh' ich, wie schon
Graues Haar im Pelz mir sizet.

Ja die Zeit tilgt unbarmherzig,
Was der einzle keck geschaffen —
Gegen diesen scharfgezahnten
Feind gebriecht es uns an Waffen,

Und wir fallen ihm zum Opfer,
Unbewundert und vergessen;
— O ich möchte wütend an der
Turmuhr beide Zeiger fressen!

XI.

Vorbei ist die Zeit, wo der Mensch noch nicht
Den Erdball unsicher machte,
Wo der Urwald unter dem Volkgewicht
Des Mammuthfußtritts erkrachte.

Bergeblich spähest du in unserm Revier
Nach dem Löwen, dem Wüstensohne;
Es ist zu bedenken: wir leben allhier
In sehr gemäßigter Zone.

In Leben und Dichtung gehört das Feld
Nicht dem Großen und Ungemeinen;
Und immer schwächer wird die Welt,
Noch kommen die Kleinsten der Kleinen.

Sind wir Katzen verstummt, so singt die Maus,
Dann schnürt auch die ihren Bündel;
Zulezt jubiliert noch in Saus und Braus
Das Infusorien-Gesindel.

Ach, das Leben birgt viel Haber
Und schlägt viel unnütze Wunden,
Mancher tapf're schwarze Kater
Dat umsonst den Tod gefunden.

Doch wozu der alte Kummer,
Und ich hör' die Jungen lachen,
Und sie treiben's noch viel dummer,
Schaden erst wird klug sie machen.

Fruchtlos stets ist die Geschichte;
Mögen sehr sie, wie sie's treiben!
— Hiddigegeiß Lehrgebichte
Werden ungesungen bleiben.

XII.

An dem Ende seiner Tage
Steht der Kater Hiddigegeiß,
Und er denkt mit leiser Klage,
Wie sein Da's ein bald vorbei sei.

Möchte gerne aus dem Schatze
Reicher Weisheit Lehren geben,
Dran in Zukunft manche Kaze
Haltpunkt fänd' im schwanken Leben.

Ach, der Lebenspiad ist holpernd,
— Liegen dort so manche Steine,
Dran wir Alte, schmählich stolpernd,
Ditmalz uns verrenkt die Beine.

XIII.

Arm wird matter, Stirn wird bleicher,
Balde reißt des Lebens Faden,
Grabt ein Grab mir auf dem Speicher,
Auf der Walfstätt meiner Taten!

Fester Kämpfe, trug die ganze
Wucht ich hisigen Gefechtes:
Senkt mich ein mit Schild und Lanze
Als den letzten des Geschlechtes.

Als den letzten, — o die Enkel,
Nimmer gleichen sie den Vätern,
Kennen nicht des Geißs Geplänkel,
Ehrbar sind sie, steif und ledern.

Ledern sind sie und langweilig,
Kurz und dünn ist ihr Gedächtnis;
Nur sehr wen'ge halten heilig
Ihrer Ahnherrn fromm Vermächtnis.

Aber einst, in fernem Tagen,
Wenn ich längst hinabgesargt bin,

Zieht ein nächtlich Katerlagen
Zürnend über euern Markt hin.

Zürnend klingt euch in die Ohren
Hiddigegeißs Geisterwarnung:
„Rettet euch, unsel'ge Toren,
Vor der Nüchternheit Umgarnung!“

Lieder des stillen Mannes.

Aus der Erdmännlein-Söhle.

I.

Einsam wandle deine Bahnen,
Stilles Herz, und unverzagt!
Viel erkennen, vieles ahnen
Wirst du, was dir keiner sagt.

Wo in stürmischem Gedränge
Kleines Volk um Kleines schreit,
Da erlauschest du Gesänge,
Siehst die Welt du groß und weit.

Andern laß den Staub der Straße,
Deinen Geist halt frisch und blank,
Spiegel sei er, wie die Meerflut,
Drein die Sonne niedersank.

Einsam aus des Tages Lärmen
Abler in die Höhen schweift,
Storch und Kranich fliegt in Schwärmen,
Doch ihr Flug die Erde streift.

Einsam wandle deine Bahnen,
Stilles Herz, und unverzagt!

Viel erkennen, vieles ahnen
Wirst du, was dir keiner sagt.

II.

Laß die breitgetretenen Plätze,
Steig nach unten, kimm nach oben;
Reiche Nibelungen Schätze
Liegen rings noch ungehoben.

Und du schaust vom Grat der Berge
Fernes Meer und Ufer dämmern,
Hörst tief unten der Gezwerge
Erdgewaltig dumpfes Hämmern.

Mannagleich wird dich erquicken
Süße, starke Geistesnahrung,
Hell vor den gestählten Blicken
Glänzt die alte Offenbarung:

Wie der größte und der feinste
Faden sich zu e i n e m Netz schlingt,
Wie durchs Größte und das Kleinste
Stets das gleiche Weltgesetz bringt.

Aber einmal, — schwer Geständnis, —
Einmal mußt du doch dich beugen,
Und am Ende der Erkenntnis
Steht ein ahnungsvolles Schweigen.

III.

Blasse Menschen seh' ich wandeln,
Und die Klug' tönt allerorten:
„Schal ist unser Tun und Handeln,
Siech und alt sind wir geworden.“

Wollt' euch nie bei euerm Forschen
Die uralte Mär erklingen
Von dem Brunn, darin die morschen
Knochen wundersam sich jüngen?

Und der Brunn ist keine Dichtung,
Fließt so nah vor euren Toren,
Euch nur mangelt Weg und Richtung,
Ihr nur habt die Spur verloren.

Drauß im Wald, im grünen, heitern,
Wo die Menschenstimmen schweigen,
Wo auf duft'gen Farrenkräutern
Nächtlich schwebt der Eisenregen:

Dort, versteckt von Stein und Moose,
Rauschet frisch und hell die Welle,
Dort entströmt der Erde Schoße
Ewig jung die Wunderquelle.

Dort, umrauscht von Waldesfrieden,
Mag der kranke Sinn gesunden,
Und des Lenzes junge Blüten
Sprossen über alten Wunden.

IV.

Willst die Welt du klar erschauen,
Schau' erst, was vor dir liegt,
Wie aus Stoffen und aus Kräften
Sich ein Bau zusammensügt.

Laß die Starrheit des Gewordnen
Künden, was belebend treibt;
In dem Wechsel der Erscheinung
Ahne das, was ewig bleibt.

Aus dem Dünkel eignen Meinens
Nie entkeimt die frische Saat,
Im Nachdenken nur erschwingt sich
Menschengeist zur Schöpfungstat.

V.

Die Blicke scharf wie der junge Ar,
Das Herz von Hoffnung umflogen,
So bin ich dereinst mit reißiger Schar
In den Kampf der Geister gezogen.

Die Fahne hoch, grabaus den Speer —
Da wichen der Feinde Reihen;
O Reiterspäß, dem fliehenden Heer
Die breiten Rücken zu bläuen!

Doch kamen auch wir an jenes End',
Zu wissen, daß nichts wir wissen!
Da hab' ich langsam mein Roß gewend't
Und mich des Schweigens beflissen.

Zu stolz zum Glauben — bin ich gemach
In die Felskluft niedergestiegen;
Die Welt da draußen ist oberflach,
Der Kern muß tiefer liegen.

Nun freut mich mein alt Gewaffen nicht mehr,
Verpinnwebt liegt's in der Ecken;
Doch soll drum kein hochweiser Herr
Als wehrlosen Mann mich necken:

Noch reicht ein Blick, das Eulenpaß
Und die Fledermaus zu verjagen,
Noch reicht ein alter Gfelskinnback,
Den Philisterschwarm zu erschlagen!

VI.

Aus deinem Auge wisch die Trän',
Sei stolz und laß die Klage;
Wie dir wird's manchem noch ergehn
Bis an das End' der Tage.

Noch manch ein Rätsel ungelöst
Kragt in die Welt von heute,
Doch ist dein sterblich Teil verwest,
So kommen andre Leute.

Die Falten um die Stirne dein
Laß sie nur heiter ranken;
Das sind die Narben, die darein
Geschlagen die Gedanken.

Und wird dir auch kein Vorbeerreiz
Als Schmuck darum geflochten:
Auch der sei stolz, der sonder Preis
Des Denkens Kampf gefochten.

Hotzenwald und Hochrhein

Anspruch und Wirklichkeit

Bertold Rudolf, Karlsruhe

Nur wenige Landschaften unserer badischen Heimat sind in den vergangenen Jahren so oft beschrieben worden wie der Hotzenwald. Es gibt eine Reihe von Gründen, die dafür Anlaß geboten haben.

Die Sonderstellung

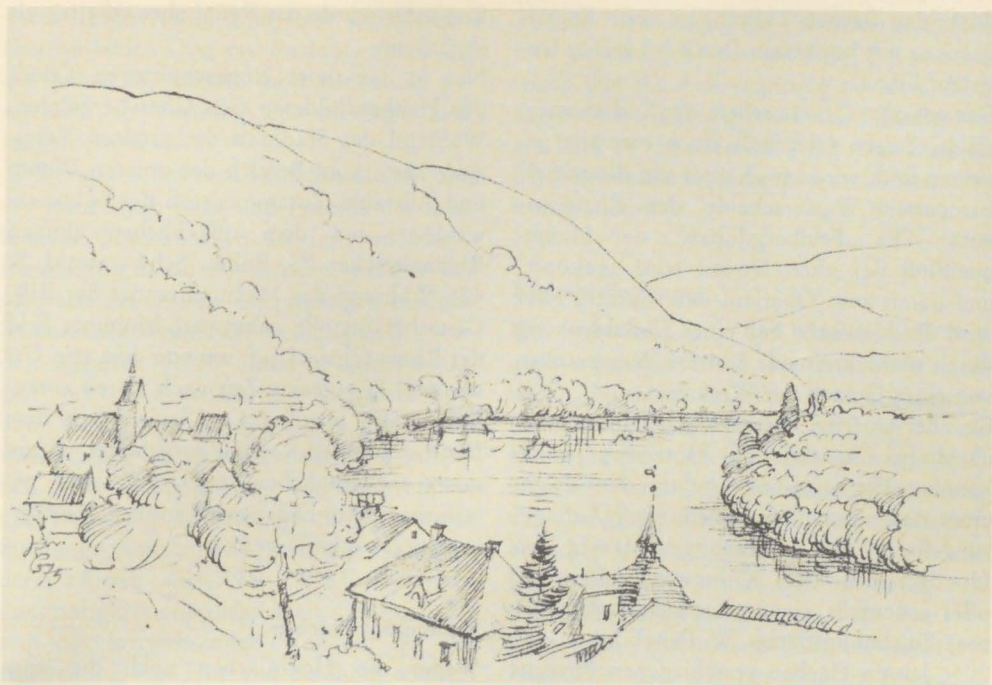
mag in der prekären natürlichen Ausstattung für eine bislang vorwiegend bäuerliche Bevölkerung zu suchen sein, in ihrer im Verhältnis zum Ertrag einer Höhenlandwirtschaft ungewöhnlichen Verdichtung und auch in den wiederholten Versuchen, durch Strukturprogramme den bedrückenden Notstand zu beseitigen oder zumindest zu erleichtern. Vor allem aber entzündete sich das Interesse immer wieder an den politischen Unruhen und Willensbekundungen der Vergangenheit. Stärker als anderswo strebte man hier genossenschaftlichen Zusammenschluß an, erkämpfte man sich mit Gleichrangigen von der herrschenden Obrigkeit Privilegien und Organisationsformen mit plebiszitären Elementen. Ein historisches Faktum, das außerhalb des Hotzenwaldes eher einen größeren Bekanntheitsgrad besitzt, obwohl nach einer Äußerung von Altbundespräsident Heinemann bei der Schaffer-Mahlzeit 1970 in Bremen auch in der breiten Öffentlichkeit allgemeine Unkenntnis solcher freiheitlichen Regungen im Rahmen deutscher Verfassungsgeschichte zu beklagen ist.

Der Hinweis Heinemanns hat die jüngste große Woge des Interesses in Gang gesetzt. Damit ist dem Bild des Hotzenwalds eine neue Farbvariante hinzugefügt worden. Die aus der Geschichte übernommene, aber neu

gewertete Vorstellung und der mit dem vielfältigen Ideenschub der Nachkriegsjahre entfachte technische und wirtschaftliche Wandel mag eine neue Bearbeitung rechtfertigen. Nach R. Metz kann der Hotzenwald als Musterbeispiel dafür gelten, „wie Besiedelung, territoriale und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung von der Morphologie, dem Gewässernetz und dem steinernen Untergrund bestimmt wurden“ (R. Metz 1980, S. 13). Das klingt nach Determiniertheit historischer Phänomene durch die Naturbedingungen und läßt Aktivitäten außer acht, die im Ringen um die Bestandserhaltung aus mangelnder Kenntnis der Gegebenheiten oder in falscher Einschätzung ihrer Wirksamkeit auch Fehlentwicklungen ansteuerten, sogar Lebensgrundlagen opferten. So bietet die heutige Landschaft eher das vorläufige Ergebnis von vielerlei Eingriffen des Menschen in den Naturhaushalt, von Planungen und Verwirklichungen innerhalb der engeren sozialen Umwelt, von ihrer Akzeptanz oder Ablehnung durch die Gesamtgesellschaft.

Geologische Struktur

Die Höhenlage des Hotzenwalds ist erdgeschichtlich jung; sie ist bedingt durch die Aufwölbung des Schwarzwaldschildes, an dessen südliche, am stärksten herausgehobene „Kuppel“, das Feldbergmassiv, er sich anlehnt. Neu aufgelebte Strukturlinien älterer Gebirgsbildung queren die starre Gesteinsmasse. An der N-S-gerichteten (rhennischen) Bruchzone von Wehr findet der Hotzenwald seine Begrenzung im Westen. Die Übergangszone zum Muschelkalk, die



Waldshut, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

zugleich die wichtigste kulturgeographische Scheide im deutschen Mittelgebirge ist, dient der Abgrenzung zum Klettgau. Das südlich begrenzende Hochrheintal scheint nach neueren tektonischen Forschungen zwar durch eine W-O-verlaufende Schwächezone vorgezeichnet, war aber im Spiel der tektonischen Bewegungen einem merkwürdigen Wechsel der Durchflußrichtungen unterworfen. Noch im Alttertiär war die ganze Entwässerung nach Südosten, zur Voralpensenke gerichtet, in deren Bereich sich das ganze hydrographische System der Donau ausbildete. Durch ihre Zuflüsse wurde der aufgewölbte Südschwarzwald von seinen Decksedimenten befreit; die mächtigen Schuttmassen der Juranagelfluh beweisen die gewaltige Leistung der donauwärts gerichteten Gewässer.

Am Ende des Tertiär setzen neue tektonische

Bewegungen ein. Mit der Hebung des Donaugebiets zieht die Rhône den größten Quellfluß der Donau, die Aare, über die Saone und die Burgundische Pforte an sich (Sundgauschotter!). Die Laufrichtung des Teilstücks, das wir erst seit wenigen Jahrzehnten als „Hochrhein“ bezeichnen, wurde erst im Diluvium abgelenkt in den sich weiter absenkenden Oberrheingraben. Dank der tiefen Basis des Großgrabens greift der Rhein auch weiterhin in das System der Donauzuflüsse auf der Ostabdachung ein und lenkt sie nach Süden ab. Den breiten, gefällsarmen Tälern der danubischen Abtragung setzt der junge Rhein enge Schluchten mit steilen Flanken entgegen. Er trägt damit bei zum landschaftlichen Kontrast des Hotzenwalds: Hochflächencharakter im Norden, starke Zertalung im Süden. Durch die Belebung ihres Gefälles fügten die Hotzenwald-

flüsse den flachen Talwannen steile Engtalstrecken mit konvexem Profil bei ihrem Unterlauf hinzu.

Das gesamte Gewässernetz des Südschwarzwalds, dessen Oberläufe noch ostwärts gerichtet sind, wird im „Kampf um die mitteleuropäische Wasserscheide“ dem Rhein tributär. Die „Feldbergdonau“, der Hauptquellfluß der alten Donau wird „geköpft“ und damit zum Oberlauf der Wutach. Hier wird der klassische Fall einer Flußablenkung durch rückschreitende Erosion demonstriert, von einer Gutach zur Wutach.

Bei aller erosiven Zerscheidung wird der flächenhafte Charakter des Hotzenwaldes erkennbar. Für weite Teile ist darin das Gesicht einer Altlandschaft zu sehen, einer Auflageungsfläche des Deckgebirges, das in den Hochgebieten der Abtragung anheimfiel, oder jedenfalls einer pliozänen (spättertiären) Einebnungsfläche. W. Penck hat in den 20er Jahren Flächen verschiedenen Niveaus zu einem System von „Rumpftreppen“ zusammengeordnet, also von gebirgswärts treppenartig umlaufenden Verebnungsflächen. Sicher ist die Grundform des heutigen Hotzenwalds eine tektonisch beanspruchte Rumpffläche, die Einebnungsfläche eines später gehobenen Teils der Erdkruste. Einer flächenhaften Abtragung folgte mit der Hebung ein Wandel der klimatischen Situation im Spätpliozän und Diluvium. Die linienhafte Zerschneidung begann und prägte junge Züge in ein aufgedecktes greises Antlitz.

Eiszeitlich bedingte Zuformung

Aufgrund seiner Höhenlage erlebte der Hotzenwald in den pleistozänen Kaltzeiten eine umfangreiche Vergletscherung. Sein flächenhafter Charakter führte — gegensätzlich zu alpinen, also Hochgebirgsverhältnissen — zu einer typischen Plateauvergletscherung. Eine dünne, lückenhafte Decke glazialer Geschiebe zwingt uns zur Annahme einer Art Flächenvereisung. Unter diesem fast starren

Eispanzer wurde das Relief eher erhalten als abgeräumt.

Nur in den tiefer eingeschnittenen Tälern der Flanken bildeten sich Gletscherzungen. Während des Stadiums der größten Vereisung kam es im Bereich der unteren Wehra und Alb zum Zusammenstoß des Schwarzwaldeises mit dem rißzeitlichen alpinen Rheingletscher (G. Rahm, Schwarzwald, S. 42). Während des Maximalstandes der Riß-Gletschervorstöße nahm vom Möhliner Feld der Rhein seinen Lauf, um von dort sein Urstromtal in eisfreier Zeit nach Osten einzutiefen. Sein heutiger Lauf ist erst seit dem Ende der letzten Kaltzeit ausgebildet, darum noch unausgeglichen und durch viele gesteinsbedingte Engtalstrecken und Gefällsbrüche („Laufen“) gestört.

Siedlungsgeschichte

Weder die Hochflächen noch die zum Hochrhein sich öffnenden Schluchten boten Anreize zu einer frühen Besiedlung. Ältestes Siedlungsgebiet war das Hochrheintal selbst. Der archäologische Befund weist es als jungsteinzeitliche Siedlungskammer aus. Sie bleibt als Querspange im Netz der Römerstraßen zwischen Zurzach—Rottweil und Augst—Lopodunum/Ladenburg. Nur der Vorwald weist ältere Siedlungsvorstöße auf. L. Döbele ordnet weitere Rodungsphasen den aufsteigenden Höhenstufen zu. Sie rücken die Siedlungsgrenze bis an das Feldbergmassiv heran. Mit den Aufforstungen der Fürsten von Fürstenberg weichen Rodung und Siedlung aber wieder zurück.

Schwerpunktartig erfolgte die Besiedlung des Hotzenwalds in der Ausbauezeit des hohen Mittelalters. Das Auftauchen von Ortsnamen mit der Endung -ingen oder -wihl (= Weiler) weist auf die Altsiedellandschaften Klettgau und Aargau, aus denen sie übertragen wurden. Ihre frühesten Nennungen bestätigen die späte Gründung. Wie in allen Waldgebirgen ist die Zahl der Namen mit Stellenbezeichnungen sehr groß (-bach, -berg,

-ried, -moos etc.). Eine fast geschlossene Gruppe bilden Orte mit Rodungsnamen, die auf -schwand, -schlag, -holz enden. Sie weisen sich als Vertreter des weitesten Siedlungsvorstößes aus.

Siedlungsgeschichtlich aufschlußreich sind vor allem auch Lage und Formen der Siedlungen. Geschlossenen Dörfern im Hochrheintal folgen auf den Rücken zwischen den südwärts gerichteten Talausgängen oft haufendorftartig verdichtete Siedlungen. Sie werden abgelöst durch „lockere Dorfsiedlungen“ oder, wie sie Martiny nach dem Vorbild Westfalens nannte, durch „Schwarmsiedlungen“, die sich oft meilenlang hinziehen. Über Zinken (Weiler und Hofgruppen) und Einzelhöfe schließt sich die Palette der Siedlungsvorstöße. Die sich über Jahrhunderte hinweg nach Norden richtende Rodungstätigkeit unterliegt auch hier dem Gesetz des fortwährenden Wandels. Bei der Ausweitung von Flur und Siedlung tendiert sie zu gewannartigen Flurformen und Wegedörfern, bei denen man einen Siedlungskern vergeblich sucht. Fortgesetzte Realteilung haben eine hangparallele Streifung mit Gemengelage des stark parzellierten bäuerlichen Besitzes bewirkt. Kleinbäuerlich strukturierte Landbewirtschaftung bei über die ganze Flur gestreutem Bodeneigentum ist die ungünstigste Voraussetzung für rationellere Arbeitsverfahren. Gegen Norden wird die Farbgebung der Fluren einheitlicher, da sie immer stärker durch Grünland bestimmt werden. Die Siedlungsverdichtung ist nicht allein das Ergebnis rein bäuerlicher Kolonisation. Bergbau und waldgewerbliche Tätigkeiten haben zusätzlich dazu beigetragen, den Wald zurückzudrängen oder ihn verkommen zu lassen. Zur extensiven Weidenutzung traten Übernutzung durch Werk- und Brennstoffentnahme. Wie in vielen Mittelgebirgen war Übervölkerung die Folge. Oft war freiwillige oder erzwungene Abwanderung das einzige Ventil, den Bevölkerungsdruck abzubauen. Geistige und materielle Not haben zu einem nicht geringen

Teil in den beengten Lebensverhältnissen ihre Ursache. Für den größten Teil der Betriebe war die Ackernahrung zu klein. Den kargen Verwitterungsböden des Grundgebirges fehlt es vor allem an Kalk. Das Düngen mit Rheinschlamm konnte in der Gesamtheit wenig ändern.

Klimabedingungen

Die höheren Lagen des Hotzenwalds sind auch wärme-klimatisch Grenzstandorte agrarischer Nutzung. Im Stau ostwärts gerichteter atlantischer Luftmassen stellt der Mittelgebirgskörper eine ozeanisch geprägte Insel innerhalb einer kontinentaleren Umgebung dar. Orographische Struktur und Exposition bewirken freilich einige erhebliche lokale Unterschiede. Deutlich wärmer als es von den Höhenlagen zu erwarten wäre sind Höhenorte wie Höchenschwand, das „Dorf am Himmel“, also mit der großen Fernsicht. Gründe sind in der geringen Bewölkung, damit in der größeren Strahlungsintensität und der häufigen Temperaturumkehr gegenüber den tiefen Lagen zu suchen.

Im Gegensatz zur Klimagunst der Hochflächen stehen die Hochtäler, die im Verhältnis zu ihrer Meereshöhe niedrigere Mittelwerte aufweisen. Für St. Blasien, die Muttersiedlung Höchenschwands, legten H. Trenkle und H. v. Rudloff die entsprechenden Werte vor (Schwarzwald, S. 62). Auch die für den Hotzenwald charakteristischen Muldenlagen sind Zielgebiete abfließender Kaltluft und neigen zu scharfen Frösten, Nebelhäufigkeit, Vernässung und Moorbildung. Darum werden sie von den Siedlungen in der Regel gemieden. Inversionswetterlagen sind besonders für die Wintermonate bei Hochdruck in allen Mittelgebirgen typisch. Während das Hochrheintal unter einer dichten Hochnebeldecke versinkt, die Einstrahlung und Luftaustausch verhindert, herrscht über der Sperrschicht bei großer Luftreinheit Sonnenschein und Trockenheit. Bioklimatisch von größter Wichtigkeit ist die Dauer des Son-

nenscheins: Im langjährigen Mittel läßt Höchenschwand mit seinen Werten die Tief-lagen am Hochrhein hinter sich und reicht an die Sonnenscheindauer des Kaiserstuhls heran, dem an Sonnenschein reichsten Gebiet Deutschlands.

Die Niederschläge erreichen bei weitem nicht die Ergiebigkeit der Luvlagen des Schwarzwaldes, wo Stau- und Aufgleitvorgänge oft für tagelange heftige Niederschläge sorgen. Im Bereich des Feldbergmassivs liegen die Maxima im Winter, während im Hotzenwald die Sommerregen dominieren. Höchstwerte werden in Höchenschwand (1015 m NN) ebenso wie in Segeten (879 m NN) in den Monaten Juli und August gemessen.

Wuchsklimatisch ist der Hotzenwald gegenüber den tiefen Lagen benachteiligt. Die Vegetationszeit, durch ein Tagesmittel der Temperatur von mindestens 5 °C ausgezeichnet, erstreckt sich in den hohen Lagen nur über die Hälfte der Monate des Jahres. Erst mit einer Verzögerung von mehr als einem Monat gegenüber den Niederungen zieht der Frühling ein, wobei er immer wieder durch späte Fröste gebremst wird.

Landnutzung

So hatten sich Landnutzung und Hausbau auf enge physische Bedingungen einzustellen. Wie in anderen Gebirgsräumen erfolgte die Antwort auf die Herausforderung der Natur in einer Ausweitung der Viehwirtschaft. In den Höhengebieten herrscht Dauergrünland vor, es gibt aber auch Übergänge zur Egarten- bzw. Feldgraswirtschaft, bei der das Grasland nach Jahren des Futterbaus und der Weidenutzung umgebrochen wird, um Ackerfrüchten Platz zu machen. Viele Weiden neigen zu Vermoosung, Verkrautung und Verhorstung. Sie erinnern an die Bilder, die durch noch extensivere, aber längst verschwundene Nutzungsweisen wie die Reutbergwirtschaft entstanden, bei der Wald für wenige Jahre der Ackernutzung

Platz machte, bis die Wuchskraft der Böden erschöpft war. Die heruntergewirtschafteten Wälder sind heute wieder in Hochwald überführt, freilich mit einem stärkeren Anteil der schnellwüchsigen Fichte und — neuerdings — der amerikanischen Douglasie.

Hausformen

Die natürlichen Verhältnisse haben der kleinsten Kulturlandschaftszelle, dem Bauernhaus, in verschiedenen Räumen oft ähnliche Formen aufgeprägt, daß sie dem Beschauer wie ein Stück Natur erscheinen. Aber die Landschaft ist ein offenes System, das keine eindeutige, unumkehrbare Antwort des Menschen erzwingt.

Das Hotzenhaus ist gekennzeichnet durch ein mächtiges Vollwalmdach, das mit dem Hausgerüst, einer Firstsäulenkonstruktion, eine Einheit bildet. Es schafft Berge-Raum für die Wintervorräte der Viehhaltung, Wohn- und Stallräume für Mensch und Tier (Wohnstallhaus) auf einem ebenerdigen, quergeteilten Einhausgrundriß. Der klimatischen Situation angepaßt, aber auch dem Wechsel der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und den sich wandelnden Lebensgewohnheiten unterworfen, weist das Hotzenhaus auf das Strohhhaus des benachbarten, linksrheinischen Aargau, von wo ein Großteil der Siedler kam. Kleiner dimensioniert ist es wohl als Kümmerform anzusehen, angemessen an die ärmlicheren Verhältnisse. Man liest von „unvorstellbarem Wohnungselend“, weil mit der Realteilung sich oft mehrere Familien den bescheidenen Raum teilen mußten. Die Ärmlichkeit der Ausstattung, die durch das tief herabreichende Dach und den als Windschutz vor die Wohnräume gezogene „Schild“ bewirkte Lichtarmut, das Fehlen eines Kamins u. a. hat das immer wieder beschriebene Hotzenhaus fast völlig aus der Landschaft verschwinden lassen.

Das „letzte strohgedeckte Hotzenhaus der ursprünglichen Form ist in einer beispiellosen Aktion“ in letzter Minute gerettet worden

(H. Richter, Der Klausenhof in Herrischried, S. 5). Offenbar hatte das Notstandsprogramm für den Hotzenwald nach dem 2. Weltkrieg zwar den Lebensstandard der Bevölkerung in erfreulicher Weise gehoben, aber auch zur starken Dezimierung „originaler Hotzenhäuser beigetragen“ (H. J. Wörner, Herrischried und der Klausenhof, S. 15). Gelegentlich scheint heute der Versuch gemacht zu werden, bei Erhaltung der Außenhaut modernen Wohn- und Freizeitbedürfnissen angepaßte Zweitwohnungen darin einzurichten.

Tätigkeiten der Klöster

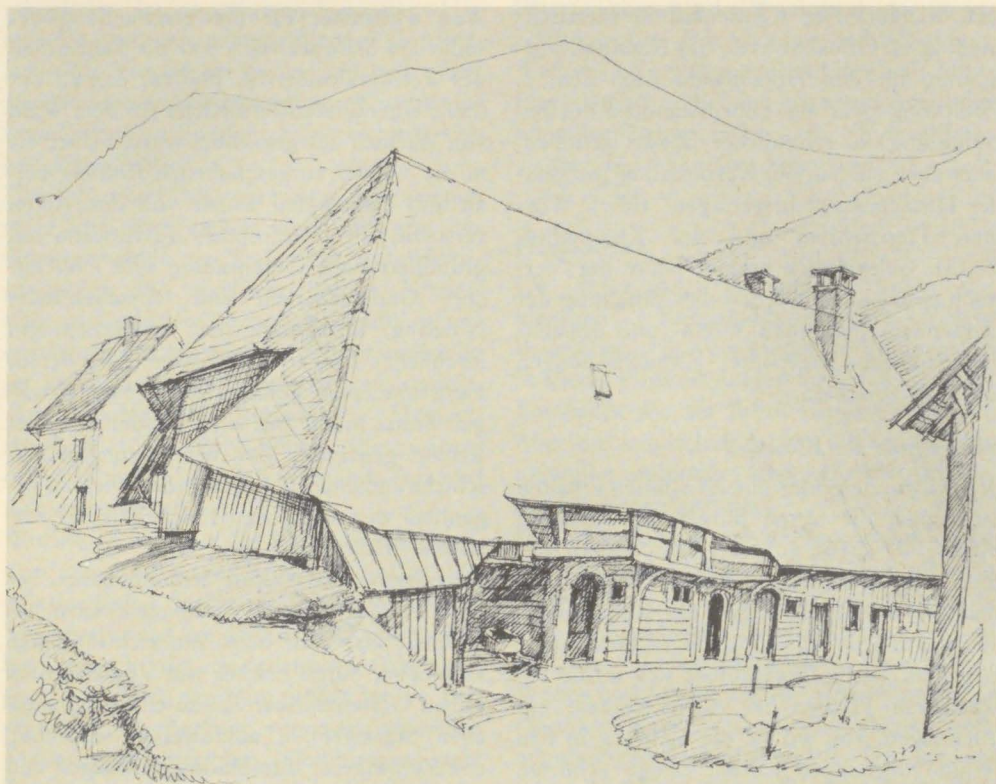
Verschwunden oder nur als Ruinen erhalten sind auch die festen Burgen des niederen Adels, die meist auf den Talschultern der sich einschneidenden Bäche saßen. Abschnittsweise Sicherungen des Rodungslandes wurden sie schon früh dem Verfall preisgegeben, als die Eigentümer sich in die bequemerer Häuser der Altsiedelräume zurückzogen, von wo sie die Siedlung in den Wald vorgetragen hatten. Einige gehörten zum Dienstadel der gefürsteten Abtei Säckingen, dem ältesten Kloster im alemannischen Raum. Es datiert sich zurück auf die irische Mönchskolonisation mit dem „Apostel Alemanniens“, zu dessen Festtag, dem Fridolinstag, sich die Bevölkerung beider Seiten des Hochrheins, dem ehemaligen Herrschaftsbereich des Klosters hier zusammenfindet. Als Barbarossa die Vogteirechte des Klosters an die Grafen von Habsburg übertrug, schied er Glarus aus, um die wichtigsten Zugänge zu den Bündner Pässen reichspolitisch zu sichern. Trotz dieser Abtrennung blieb St. Fridolin der Landespatron des Kantons Glarus. Im Hotzenwald trug die Rodearbeit der Stiftsbauern die Grundherrschaft des Damenstifts etappenweise weit in dessen klimabegünstigten Südwesten vor. Um viele von ihnen begründeten Dinghöfe haben sich später weitere Höfe angesiedelt; sie sind damit zu Ansatzpunkten für „Schwarmsiedlungen“ geworden.

Weit wirksamer für die Erschließung des südlichen Schwarzwalds war die Rodearbeit des Reformklosters St. Blasien, das an der Stelle einer älteren Einsiedelei auf dem Wald von Rheinau aus gegründet wurde. Über die in die Wälder vorgeschobenen Rodungsareale mit Eigenhöfen wurde von den Äbten versucht, ein geschlossenes Territorium mit grundherrlicher Organisation und einheitlicher Gerichtsbarkeit und wirtschaftlicher Nutzung, unabhängig von weltlicher und kirchlicher Macht zu schaffen. Die Bemühung um einen geschlossenen, eigenständigen Besitz mußte mit einer Ausdehnung der Rechte gegenüber der Bevölkerungsgrundschicht und einer Befreiung von Pflichten gegenüber der politischen Herrschaft des Altlandes einhergehen.

Interessant ist, daß diese „colonia Sancti Benedicti“ sich einem Dynastengeschlecht anschloß, das, aus dem Innerschwäbischen kommend, durch Erwerb von Vogteirechten seinen Grafenamtsbereich zu einem hoheitlichen Staatsgebilde auszuweiten versuchte, den Zähringern. Ihre Städtegründungen und Klosterstiftungen dienten einer weitsichtig geplanten Sicherung der Gebirgsübergänge eines freilich kurzlebigen „Schwarzwaldstaats“. Neue Aufgaben als Rektoren (Verweser) Burgunds orientierten sie nach den europäischen Kernräumen. Das frühe Aussterben des Geschlechts ließ ihr Erbe verfallen.

Die Rolle der Habsburger

Hotzenwald und St. Blasien wurden von Konrad IV. im Jahre 1254 einem staufer-treuen Dynastengeschlecht, das sich nach seiner aargauischen Stammburg benannte, den Habsburgern, übergeben; ein Jahrhundert zuvor hatten sie die Reichsvogtei über Säckingen erworben. Ihre Erwerbspolitik richtete sich auf ein Wiedererstehen des alten Herzogtums Schwaben durch Zusammenschluß der zersplitterten Herrschafts- und Besitzrechte. Sie forderte den Wider-



Aichen, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

stand freiheitlicher Kräfte heraus. Die Eidgenossenschaft ist als eine Reaktion auf die wachsende Macht Habsburgs zu betrachten. Als sich das Schwergewicht der Aktivitäten des Hauses Habsburg nach Osten verlagerte, blieb die Integration seiner Westlande unvollendetes Stückwerk. Die Streulage dieser Vorlande begünstigte das Aufkommen zentrifugaler Kräfte; aber das Hochrheintal mußte als Verkehrsachse Vorderösterreichs erhalten bleiben. Seine Lebensfähigkeit war freilich ständiger Bedrohung ausgesetzt. Festtage wie die Waldshuter Chilbi erinnern an die lange Belagerung durch die Eidgenossen, aus der sich die Stadt, bereits sturmreif, nur durch eine List befreien konnte. Der als Schwyzertag in der Teilstadt Tiengen ge-

feierte Heimattag dient dem Gedenken an die Rettung der Stadt vor den Eidgenossen, die allerdings wenige Jahrzehnte später Tiengen plünderten und brandschatzten. Die heutige Grenzziehung am Hochrhein kann als das geronnene Bild der geschichtlichen Auseinandersetzungen zwischen Eidgenossen und Österreich betrachtet werden. Das rechtsrheinische Überlappen des eidgenössischen Territoriums scheint die Überlegenheit schweizerischen politischen Handelns zu dokumentieren.

Sonderrechte

Über die Hochrheinfurche hinweg sind natürliche Voraussetzungen zu vermuten, die genossenschaftlichem Handeln förderlich

waren und zur Abwehr obrigkeitlicher Übergriffe reizten. Daß gebirgiges, schwer bearbeitbares Gelände, daß schwer zugängliche, aber strategisch wichtige Räume, daß harte Lebensbedingungen bei ständig drohenden äußeren Gefahren gegenseitige Abhängigkeit und Verbundenheit förderten, darauf hat K. Weller erstmals hingewiesen. Freilich handelt es sich bei den Sonderrechten der Hotzenwälder nach H. Schwarz (Hotzenwald, S. 142 ff.) nicht um „uralte Freiheit der Ahnen“, auch nicht um Privilegien für die gesamte Bauernschaft oder Sonderrechte als Ausgleich für den kargen Boden; für die Zugehörigkeit zu der ständisch freien Schicht ist nicht die persönlich freie Stellung des Bauern, sondern die „dingliche Grundlage, der Besitz eines Freiguts entscheidend“. „Die Freien des Hotzenwalds sind freie Vogtleute der Habsburger.“ Sie sitzen in Gebieten der 2. und 3. Ausbausicht als „Keil zwischen den Besitzungen von Säckingen und St. Blasien“, aber auch im altbesiedelten Muschelkalkgebiet (Hotzenwald, S. 143), nicht jedoch in den bioklimatisch ungünstigsten Rodengebieten.

Doch welches waren die Freiheiten der Freibauern? „Ähnlich wie in der Schweiz bildeten die ... Freien einen gesonderten Gerichtsverband.“ Das Freigut, „unabhängig vom Wechsel der Person, war dem Recht und der Gerichtsbarkeit der Freigerichte unterworfen.“ Auch „die Freiheit von fremdem Gericht“, bestätigt von Friedrich III., ist nach Schwarz ein deutlicher Hinweis darauf, daß in gerichtlicher Hinsicht eine Entwicklungslinie von den Freibauernrechten zur Einungsverfassung hinüberführt (S. 156). Den Hotzenwald-Einungen standen auch genossenschaftliche Regelungen wirtschaftlicher Angelegenheiten, der Steuerzuteilung, der Wahl der Standesvertretung zu, alles „Ansätze kommunaler Selbstbestimmung“.

Sicher wirkte das Vorbild der Eidgenossen, denen es gelang, die genossenschaftliche Idee zum tragenden Prinzip eines eigenen Staatswesens zu machen, als bewegender

Motor für die Bestrebungen der Hotzenwälder, diese Rechte zu erhalten und sie über die herrschaftliche Abstufung hinaus auf alle Bewohner auszudehnen. Nach K. F. Wernet gab es im 15. Jahrhundert sogar starke Tendenzen, die Grafschaft Hauenstein der Eidgenossenschaft anzuschließen (ZGORh, Bd. 99, S. 623). Mit ständig drohenden Konflikten standen herrschaftliche und genossenschaftliche Gewalt einander gegenüber.

Die geschichtlichen Quellen erlauben kein abschließendes Urteil. Sicherlich reichten die Kräfte im Hotzenwald nicht aus, eine politische Form zu schaffen ohne herrschaftliche Zustimmung. Vielleicht wurde sie auch gar nicht angestrebt. Erreicht wurde die vielbeschriebene Organisationsform der Einung, in der alle bäuerlichen Genossen jährlich in offener Versammlung am Tage des hl. Jerg (Georg), dem legendären Kämpfer für Recht und Freiheit, ohne obrigkeitliche Einengung ihre Vertreter, die Einungsmeister, wählten. Aus der freien Wahl der 8 Einungsmeister ging dann der „Redmann“ (Sprecher) hervor, der die Bauern in der Versammlung der Landstände mit Sitz und Stimme vertrat. Symbolhaft repräsentiert war er durch den Besitz von Siegel und Fahne, die wie andere Hoheitsmerkmale (Waffenbesitz, Jagd- und Angelrecht) nur dem Adel zustanden.

Zu weiteren Zugeständnissen konnte sich das Erzhaus nicht bereit finden. Die „Freien“ Einungen aus dem lockeren habsburgischen Staatsverband zu entlassen hätte das Einverständnis bedeutet, daß die Eidgenossen den Hochrhein, die Lebensader Vorderösterreichs abriegelten. Die Bauern brauchten Habsburg in der Auseinandersetzung mit St. Blasien, dessen Äbte immer wieder versuchten, ihre Herrschaftsansprüche in die Grafschaft Hauenstein vorzuschieben.

Unruhen

Die formal-juristisch begründeten Forderungen der Äbte an ihre zinspflichtigen Bauern wurden als Kränkung und Unterdrückung

empfunden. Andererseits waren sie bestrebt, die klösterliche Freiheit gegenüber den Versuchen der Vögte zu festigen, ihre amtliche Funktion zu Herrschaftsrechten umzuwandeln (Feudalisierung). Von verschiedenen Ebenen gingen so Bestrebungen aus, einheitliche Rechtsgebiete zu schaffen, von Seiten der Einung durch die Befreiung von leibherrlichen Verpflichtungen, vom Kloster her durch Ausdehnung der Leibeigenschaft zur Eindämmung der Gefahr der Abwanderung, damit des Wüstfallens der Landschaft, von Habsburg aus, um das Gebiet, in dem es die Hochgerichtsbarkeit ausübte, unter eine einheitliche Verwaltung zu stellen. Immer ging es um ein einheitliches Rechtsgebiet.

Die Einungen waren bereit, die landesherrlichen Hoheitsrechte anzuerkennen, wehrten sich aber erbittert gegen die wiederholten Versuche der Grundherrschaft St. Blasien, ihren Immunitätsbezirk („Zwing und Bann“) auszuweiten und die Rechte der Einungen einzuschränken. Lange vor dem Bauernkrieg entzündeten sich aus dieser Gegnerschaft heftige Aufstände gegen das Kloster (1370). Ein „ständiger Kleinkrieg“ (Haselier, S. 37) gipfelte schließlich in dem Zug von mehreren hundert Bauern an Allerheiligen 1524 gegen St. Blasien, der für das Kloster zunächst glimpflich ablief, dem aber im folgenden Frühjahr Plünderungen und Zerstörungen sich anschlossen.

Untersützt wurden die Bauern von der Stadt Waldshut, die Bundesgenossen suchte, als sie sich unter dem Einfluß von Zwingli der Reformation zuwandte und schließlich mit dem ehemaligen Theologieprofessor Hubmaier sich als einzige Stadt neben Münster der Wiedertäuferbewegung anschloß und damit in die totale Isolierung steuerte. So entstand eine Verbindung von religiösen und politischen Bestrebungen, von Heilserwartungen und revolutionärem Umbruch, aufgepeitscht durch die Agitation von Thomas Münzer. Der Traum einer totalen Neuordnung, der Errichtung des Reiches Gottes auf Erden war eher ein Taumel (nicht einmalig in der deut-

schen Geschichte) in einer totalen Bedrohung, dem neben der geistigen Tradition auch die religiöse Kunst, wie im benachbarten, von Zwingli beherrschten Zürich zum Opfer fielen. Mangelndes Zusammenwirken, das Fehlen einer einheitlichen Führung der Bauernhaufen, ließ ihre Sache bald verloren gehen; die Verweigerung einer Hilfeleistung Zürichs zwang Waldshut auf die Knie.

Die Bauernschaft ging geschwächt aus dem Kampf hervor, die Stadt verlor viele ihrer Rechte. Noch härter wurde der Wohlstand von Wald und Waldshut im 30jährigen Krieg und in den Erbfolgekriegen getroffen. Die Spannungen wuchsen.

Salpeterer-Aufstände

Während der Erbfolgekriege brachen die Unruhen der „Salpeterer“ auf dem Walde aus. Selten hat ein lokaler Aufruhr in ähnlich vielen Beschreibungen seinen Niederschlag gefunden. Die Auflehnung richtete sich vor allem gegen die Bezeichnung „leibeigen“ für die Klosteruntertanen, aber auch weitere grundherrschaftliche Eigentumsverhältnisse. Eine Milderung des Ausdrucks zu „eigen“, vom Kloster interpretiert als sachliche Verpflichtung, fand nicht die Zustimmung der Bauern. Man steuerte nach Schweizer Muster Reichsunmittelbarkeit an, wobei man die Herrschaft zur bloßen Schutzmacht zu reduzieren versuchte. Die Nachbarschaft zu den Eidgenossen war dem Überspringen freiheitlicher Ideen förderlich. Sie bot immer flüchtigen Salpeterern Schutz und Unterschlupf. Viele familiäre Verbindungen gingen zur Schweiz: Die Mutter des Johann Fridolin Albiez, des Initiators, dessen Beiname „Salpetererhans“ der Bewegung den Namen gab, war Schweizer Abkunft (Metz, S. 287). Neben seiner Landwirtschaft betrieb er das Sammeln von Salpeter, den man durch Abkratzen des Mauersalpeters von den Stallwänden gewann. Durch Versetzen mit Pottasche, die auch im Wald gewonnen wurde, Sieden und Eindampfen erhielt man Kalisalpeter, einen

wichtigen Rohstoff für Gerber, Färber, Apotheker und Pulvermüller. Der Salpeterhandel war ein privilegiertes Gewerbe und ermöglichte dem Salpeterhans ein beachtliches Vermögen und politischen Weitblick. Auch die anderen Anführer, die „Erzrädelsführer und Hauptrebelln“, wie sie der Gesandte St. Blasians am Wiener Hof, der Freiburger P. Herrgott in seinen umfangreichen Tagebuchaufzeichnungen nannte (Bad. Heimat, Jahreshft 1932, S. 297), muten nicht hinterwäldlerisch an. Der „Preuß“ war im preußischen Heer viel gereist, ebenso wie der Spielmann Hottinger oder das „Glasmännle“, dem E. Müller-Etikon in den Beiträgen zur Geschichte des Hotzenwalds eine Charakterstudie widmet. Als Glasträger ging er, mit der Krätze voller Glaswaren auf dem Buckel, für die nahe Glashütte auf dem Wald und in der Schweiz hausieren. Weltläufig wie er war, erklärte er sich bereit, die Sache der Bauern am kaiserlichen Hof zu vertreten, wo man diese eher als „ungehorsame Kinder“ denn als Rebellen betrachtete. Es ist interessant zu verfolgen, wie sich später sein Weg als Flüchtiger immer wieder zu beiden Seiten der Grenze verliert, bis sein unruhiges Leben in der Festungshaft in Ungarn sein Ende findet. Das Schicksal bedeutete für viele Salpetererfamilien Verbannung donauabwärts in den katholischen Banat, wo sie ihre wäldlerische Eigenart entsprechend ihren jeweiligen Vermögen noch lange bewahrten. Die Zurückgebliebenen sind in ihrem Kampf gegen die Obrigkeit zwar unterlegen, haben aber ihre alten, inhaltlich wohl nicht definierten Rechte und Freiheiten so erbittert mit Zähnen und Klauen, mit Ihrem „Hotzentrotz“ also, gegen deren Übergriffe verteidigt, daß sie unsere Achtung und Bewunderung verdienen. Wenn sie heute zu Exponenten für eine breite Widerstandsbewegung gegen „die da oben“ hochgesteigert werden, wird eher die Position des Berichters entlarvt als die der Hotzenwälder. Reformatorische oder sozialreformerische Zielsetzungen waren ihnen fremd.

Der im Jahre 1738 zwischen den Einungen und dem Kloster erreichte Ablösungsvertrag für feudale Verbindlichkeiten brachte dem Hotzenwald keine Lösung, da dieser wieder bekämpft wurde unter der Vorgabe, St. Blasien habe keine Rechte zu verkaufen gehabt. Bei hohen Zins- und Kriegslasten fanden die „Unruhigen“ mit ihren Aufrufen zum Steuerstreik bei der übrigen Bevölkerung leicht Gehör. Die Freiheitsbewegung entartete zu einem Revoluzzertum mit bürgerkriegsähnlichen Ausschreitungen gegen Leben und Gut der „Ruhigen“ und deren Einungsmeister. Die zeitweilige Besetzung des Hotzenwaldes durch französische Truppen im österreichischen Erfolgkrieg nutzten die „Unruhigen“ zu einem Versuch, sich aus dem Staatsverband zu lösen. Der bewaffnete Aufstand brach 1745 unter den Schlägen des österreichischen Militärs zusammen. Da man keine Märtyrer mehr machen wollte, vermied man zu harte Strafen. Die Haupträdel Führer wurden mit ihren Familien donauabwärts deportiert und auf die Dörfer im Banat verteilt.

Unter badischer Herrschaft

Der Widerstand schien gebrochen, aber der Übergang an Baden wurde mit dem größten Mißtrauen zur Kenntnis genommen. Man hatte unter österreichischer Herrschaft weitgehende Selbstverwaltung genossen, in einem Verband, der Kleinstaaterei begünstigte. Obendrein konnte man stolz darauf sein, daß der Landesherr zugleich Kaiser des Reiches war. Der neue, ein Großherzog, der in Karlsruhe residierte, war unbekannt, dazu noch evangelisch. Reformen in Verwaltung, Kirche und Schule, wie sie von Kaiser Josef II. schon eingeleitet waren, schienen den konservativen Salpeterern zu modern. Trotz aller Beschwichtigungen von höchster Stelle lebte der alte Widerstand wieder auf (Metz, S. 232). Man verweigerte dem badischen Staat „Huldigung, Steuerzahlung und Militärdienst“. Die Renitenz formierte sich neu unter Ägidius Riedmatter, der sich durch die

Erscheinung des Geistes von Albiez zu dessen Nachfolger bestimmt sah. Sein Gefolge, die „Ägidler“, gelobten Treue zum Erzhaus Österreich und zum alten Glauben. Ihr trotziges Mißtrauen wandte sich ebenso gegen kirchliche Neuerungen und deren Vertreter, die Ortsgeistlichen, die zugleich Schulinspektoren waren. Man warf ihnen Abfall vom rechten Glauben vor. Selbst der Bischof galt als „Glaubensabtrünniger“. Man trat in den Kirchenstreik und verweigerte den Pfarrern priesterliche Handlungen.

Daß bei der Stützung dieser Widergesetzlichkeiten den Frauen eine dominierende Rolle zukam, war neuerdings im Zuge der feministischen Bewegung Anlaß zur These, auf dem Wald seien noch tief verankerte vorgermanische Glaubensvorstellungen mütterrechtlicher Prägung am Leben. Maria als Symbol des Widerstands gegen die Mächtigen? Die Bestrebungen der Amtskirche, den Marienkult durch Verbote einzuschränken, habe zur Folge gehabt, daß man sich außerhalb der Kirchen versammelte, um in privaten Bereichen vor Marienstatuen gemeinsam den Rosenkranz zu beten. Nun gab es freilich auch eine Rosenkranzbruderschaft in Säckingen, als die Türken vor Wien standen. Im Säckinger Doppelkloster hatte allerdings auch die Äbtissin — ebenso wie in Zürich — das Sagen, die Oberhoheit. Daß auch in der Stadt Waldshut die Weiblichkeit während der Glaubenskämpfe zu den Waffen griff, paßt vielleicht nicht ganz in das Bild. Aber nach einer neueren Untersuchung (1985) sind Frauen eher bereit, Gewalt anzuwenden.

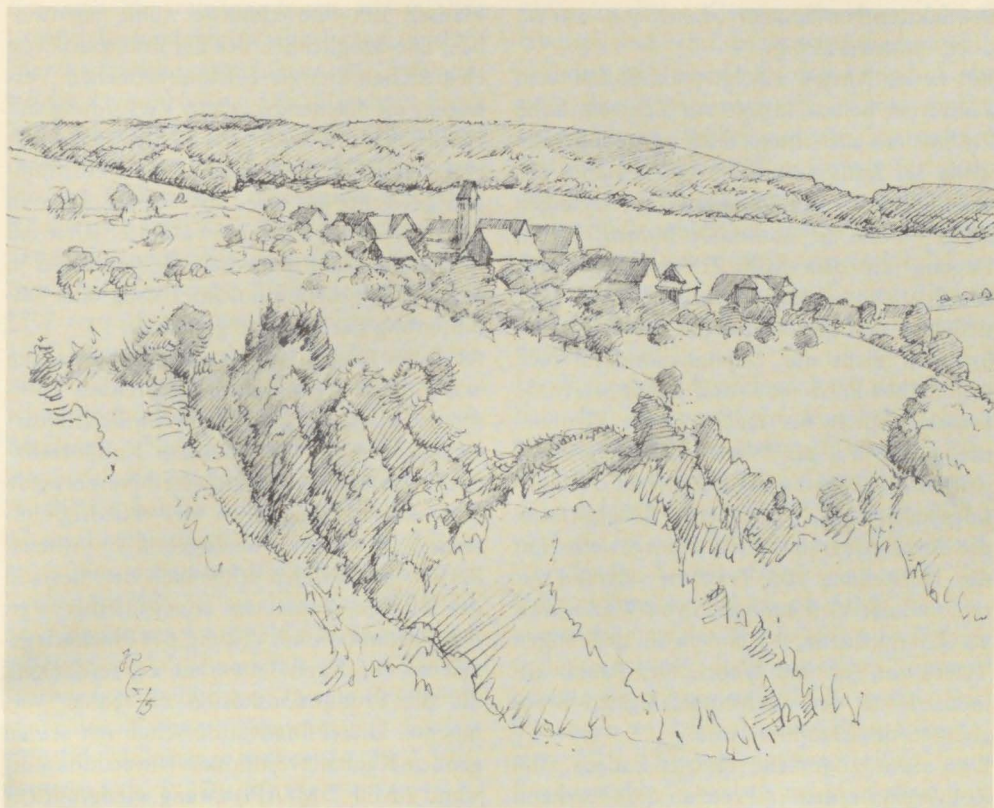
In seiner Geschichte des Hotzenwaldes (S. 65) sagt Haselier, die Bauern „verharrten in steriler Distanz“ zu Staat und Kirche. Hansjakob spricht von der Entartung einer freiheitlichen Bewegung zu religiösem Sektierertum. Die bürokratischen Entscheidungen der fernen Landesregierung des Flächenstaats, durch Strafen, Pfändungen, deren Menge sich nicht nach dem Existenzminimum der Haushalte richtete wie einst unter klösterli-

cher Herrschaft (Fernsehsendung des 3. Programms SW vom 12. 12. 1985), und Zwangsmaßnahmen an die neue Ordnung zu gewöhnen, vermochten lange nicht, ein neues Staatsbewußtsein zu schaffen. Die Vorrechte mußten der einheitlichen Staatsform geopfert werden. Die nach französischem Muster begründete Organisationsform der Mittelbehörden nahm auf historisch gewachsene Einheiten keine Rücksicht, war eher darauf aus, sie zu beseitigen. Viele Hotzenwälder kehrten der Heimat den Rücken oder wurden zwangsweise ausgesiedelt. „1851 wurden aus dem Kirchspiel Herrischried über 500 Personen auf Staats- und Gemeindegeldern nach Amerika verbracht“ (zitiert bei Metz, S. 736).

Hausindustrie

Schon während der Rodungsphasen standen hausgewerbliche Tätigkeiten ergänzend neben der agrarischen Produktion. E. Gothein erwähnt in seiner Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds (Straßburg 1892, S. 519) die Woll- und Hanfspinnerei der dem Kloster St. Blasien Hörigen des 14. Jahrhunderts, wobei von der Herrschaft Rohmaterial und Lichter in die Häuser geliefert wurden.

Wichtiger war der Einfluß der Schweizer Industrie, deren Textilien Weltgeltung besaßen, auf die Hauensteinischen Einungen. Schon im 16. Jahrhundert war Basel eine „Freistatt der Sektierer“ (Gothein, S. 728) und als „Kalvinistische Diaspora“ mit den Antrieben kalvinistischer Religiosität (F. Schnabel) eine Pflanzschule der Kapitalwirtschaft. Stand im frühindustrialisierten Raum jenseits der Grenze Kapital zur Verfügung, wurde im hoffnungslos parzellierten Hotzenwald der Zuerwerb eine gebieterische Notwendigkeit. Schweizer Kapital gab den Anstoß, billige, saisonal in einem ausgeprägten Jahreszeitenklima mit langer Vegetationsruhe brachliegende Arbeitskraft willigte ein. Sie konnte bei Beginn des Winters das Rohmaterial übernehmen; im Frühjahr wurden



Gschwend, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

die fertigen Stücke abgeholt. Das auf dem undurchlässigen Grundgebirge weit verzweigte Gewässernetz stellte das für die Textilien wichtige weiche Wasser. Im Hotzenhaus ließ sich genügend Raum schaffen für Spinnrocken und Webstuhl.

Das gesamte Wirtschaftsleben der Landschaft wurde durch das Textilgewerbe umstrukturiert, die angestrebte Befriedung durch sinnvolle wirtschaftliche Tätigkeit schien erreicht. In der Form des Verlagswesens organisiert geriet die „frühkapitalistische Produktion“ (Sombart) in die Abhängigkeit der Städte um den Hochrhein. Nicht selten wurde die Arbeit durch betrügerische Mittelsmänner ausgebeutet.

Schon im frühen 18. Jahrhundert hatte sich in Waldshut ein städtisches Patriziat ausgebildet. Ihm gehörten Webstühle und Manufakturen, in denen die Veredelung im Färber- und Appreturbereich erfolgte.

Technischer Fortschritt

Die erste mechanische Baumwollspinnerei, ein Schrittmacher der Maschinenteknik, wurde in den leerstehenden Gebäuden des Klosters St. Blasien eingerichtet, die nach der Vertreibung der Mönche vom badischen Staat übernommen worden waren. Der ungenutzte Raum erwies sich als der einzige Standortfaktor für die Begründung einer

Produktion von Spinnereimaschinen, war sie doch recht kurzlebig.

Ein neuer Anstoß erfolgte, als Baden dem Zollverein beitrug, damit zur Schweiz hohe Zollmauern aufrichtete, denen gegenüber die Zölle der Kantone nur ein bescheidenes Niveau hatten. Durch Qualitätsverbesserungen allein konnte die kantonale Industrie ihren Zugang zu dem von Zöllen umgebenen Markt nicht behaupten. Schweizer Betriebe siedelten sich im Zollaussland Baden an; sie brachten nicht nur Kapital, sondern auch technisches know-how und damit wertvolle Impulse. Auch für mechanisierte Großbetriebe, die i. a. als Filialbetriebe gegründet wurden, waren die erforderlichen Produktionsbedingungen gegeben: Arbeitskräfte, die durch das traditionelle Hausgewerbe mit der Herstellung von Textilien vertraut waren, und das Vorhandensein von Wasserkraft als Energiequelle, besonders in den engen Tälern von Alb und Wehra. Der Baumwollindustrie als der wachstumsfähigsten Branche galt das Hauptinteresse.

Der etwas zögerliche Beitritt Badens zum Zollverein, in dem ja Preußen die Oberhand hatte, brachte also keine Isolierung vom südlichen Nachbarn; die Grenze wurde sogar zum Standortfaktor und ermöglichte dem Hochrheingebiet den Anschluß an den wirtschaftlichen Vorsprung der Schweiz, die ja von den Kriegen verschont geblieben war. So greift hier ein Wirtschaftstraum mit einem hohen technischen Entwicklungsstand über den Staatsraum hinweg. Der Bund zwischen Technik und Kapital brachte der Textilindustrie am frühesten den Großbetrieb. Nur in den Städten konnte er sich niederlassen, wobei er das Heimgewerbe in Krisen stürzte. Da zeigte es sich wieder, daß die Hotzenwälder nicht nur zurückblickten, sondern nach Mitteln und Wegen Ausschau hielten, ihre prekäre Wirtschaftslage zu stabilisieren. Als das älteste deutsche Laufkraftwerk am Hochrhein errichtet war, holten sie nach der Gründung der Kraftabsatzgenossenschaft „Waldelektra“ den elektrischen Strom in ihre

Häuser, um ihre Heimwebstühle anzutreiben. Die Möglichkeit des Ferntransports von elektrischer Energie bei unerheblichen Verlusten, die flächendeckende Versorgung mit elektrischem Strom, der ja in kleinsten Mengen verteilt werden kann, hatten Hoffnungen geweckt, die Streu der Arbeitsplätze in den Dörfern des Hotzenwaldes erhalten zu können. Doch haben diese Bedingungen in allen Textilgebieten nur kurzfristig eine Stabilisierung der Betriebe gebracht.

Auch der Ausbau der Verkehrsverbindungen war für die Textilindustrie durchaus zweischneidig. Als Träger der Frühindustrialisierung wurde sie dem stärksten Konkurrenzdruck ausgesetzt. Wettbewerbsverzerrende Produktionsbedingungen der Niedriglohnländer mit ihrem Überangebot an Arbeitskräften gefährdeten schließlich den Bestand der Märkte, zumal sie arbeitsintensiv war. Die Produktionsausweitung der Nachkriegszeit ist der Kapitalintensität zu verdanken, die die Produktionskosten zu senken vermochte. Dieser Innovationsschub mit seinen großen Kapitalinvestitionen (Investitionsaufwand 2 Mill. DM/APJ) zwang wiederum zur Konzentration der Produktion. Die lockere Streu von Spinnereien und Webereien wurde aus dem Gebirge abgesaugt und auf die sich schließende Industriegasse am Hochrhein konzentriert. Die hausgewerbliche Tradition hatte immerhin zur Folge, daß in den Nebenerwerbsbetrieben des Hotzenwalds seit Generationen auf nicht-agrarische Berufe vorbereitet wurde; so gibt es nur eine relativ geringe Zahl ungelerner Arbeitskräfte auf dem Wald.

Gewerbliche Traditionen

Vom Gesichtspunkt der Rohstoff- und Energieversorgung her gesehen bot das Waldbergland für frühe gewerbliche Tätigkeiten günstige Voraussetzungen (Metz, S. 347 bis 556). Flächenhafter Reichtum an Holz, linienhaft verfügbares Wasser und punkthaft in Tälern und an Bergflanken ausstreichende

Erz- und Mineralgänge boten, wie in allen ozeanisch geprägten Waldgebirgen, natürliche Standortvoraussetzungen für frühindustrielle Unternehmen. Die Eisenhütten mit ihren Blasebälgen, die Hammerwerke mit ihren Frischfeuern und Schmiedehämmern waren auf Wasserkraft angewiesen. Die viele Kilometer langen Wuhren entstanden wenigstens teilweise durch diesen Bedarf.

In Laufenburg werden Eisenschmelzen schon 1207 erstmals genannt (Vorderösterreich, S. 145). Als Mittelpunkt der Eisenverhüttung war Laufenburg auch Sitz des Hammer-schmiedebundes, einer Gemeinschaft von Bergleuten, Hüttenmeistern und Hammer-schmiedien mit zunftartiger Verfassung. Auch St. Blasien betrieb einige Eisenwerke dort, wo der Energieträger Holz durch Wildflößerei antransportiert werden konnte. Mit einem Rechen wurden Stämme und Scheitholz aus den Gewässern gesammelt, zum Hüttenwerk gebracht und dort verkohlt. Bis in das 18. Jahrhundert „mußte man für die Erzeugung von einem Zentner Eisenware mit der fast 20fachen Holzmenge rechnen“ (Metz, Vorderösterreich, S. 279).

Die Flößerei bei den Laufen am Hochrhein war genossenschaftlich geregelt. Wo nicht geflößt werden konnte, nutzten Glasmacher die Wälder. Besonders im Südschwarzwald häuften sich die Glashütten. Mit ihren großen Rodungsflächen waren sie oft Pioniere agrarischer Nutzung. Nur ein Bruchteil der Wärme, die bei der Verbrennung entstand, wurde für die Glasherstellung ausgewertet; es ging den Glasmachern vor allem um den Gehalt an Kalium, das für Glas gebraucht wurde. So richtete sich die Holzfällerei auf die an Kali reichen Buchen und drängte mit diesem Einschlag den Laubholzanteil des Waldes erheblich zurück.

Hinter der den Wald vernichtenden Wirkung der Eisen- und Glashütten blieb die Holzschneflerei weit zurück. Bei ihrer geringen Standortbindung war sie, den Nagelschmiedien gleich, in hausgewerblichen Kleinbetrieben über den Wald gestreut. Die

Ablösung dieser Kleinbetriebe durch Manufakturen und Fabriken war vorprogrammiert, nachdem sich ihre Lagevorteile durch Änderung der Energiebasis (Steinkohle ersetzt Holz), durch Verarmung der Lagerstätten und den Massenbedarf an Rohstoffen geändert hatten. Das Massenangebot an Billigwaren verdrängte schließlich den Markt. Die ersten Schritte waren getan zur Industrialisierung größeren Stils, ohne Proletarisierung und politische Radikalisierung der neuen Industrieviertel.

Die Revierferne konnte auch mit dem frühen Bau des Massenverkehrsträgers Eisenbahn im Anschluß an die Hauptstrecken des Landes nicht beseitigt werden. Das große Potential der hier verfügbaren Wasserkraft, in der vor- und frühindustriellen Zeit schon ein entscheidender Standortfaktor, bot nach der Umwandlung in Elektrizität durch die Weiterentwicklung des Wasserrads zur Turbine und deren Verbindung mit einem Stromgenerator einen Ausgleich für die großen Entfernungen zu den wirtschaftlichen Kernräumen. Die Stromgewinnung schien zum Rückgrat der Wirtschaft am Hochrhein und im Hotzenwald bestimmt.

Elektrizitätswirtschaft

Mit der Inbetriebnahme des ersten hydroelektrischen Kraftwerks auf europäischem Boden, dem Elektrizitätswerk Rheinfelden, kündigt sich am Ende des 19. Jahrhunderts eine neue Phase der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung an. Die Voraussetzungen und Hemmnisse, die positiv und negativ zu bewertenden Folgen sind vielfach beschrieben worden; sie seien hier nur kurz skizziert.

Der Hochrhein ist für die Elektrizitätsgewinnung hervorragend geeignet. Als außeralpiner Flußabschnitt bietet er den gefällsreichsten Lauf Mitteleuropas (1‰). Die Fließgeschwindigkeit ist entsprechend hoch. Aber auch die Wasserführung gibt dem Hochrhein eine Sonderstellung unter vergleichbaren

Flußsystemen. Bei seinem west-östlichen Verlauf erhält er den Wasserreichtum von Hoch- und Mittelgebirge. Er kann deren Wasserangebot ausgleichen, wobei das Bodenseebecken mithilft. Im Sommer erreicht die Wasserführung ihren Höchststand. Mit der Aare gewinnt der Hochrhein einen Zufluß, der sein eigenes Angebot übersteigt. Für die Stromgewinnung bedeutsam ist die Geschiebeführung; sie ist durch natürliche Seen und Stauhaltungen der Zuflüsse niedrig gehalten.

Kein Wunder, daß der Grenzfluß in schneller Folge durch die rohstoffarmen Anrainer mit einer Reihe von Kraftwerkssystemen besetzt wurde, die immerhin zusammen das 10-fache der Leistung des kanalisierten Neckars erbringen. Besonders die kapitalstarke Westschweiz war am Ausbau des Hochrhains zur Stromschiene interessiert. Die bereits um die Jahrhundertwende mit Schweizer Kapital gegründete stromgebundene Industrie prägt noch heute die Wirtschaftsstruktur des Raums. Es handelt sich i.a. um Filialbetriebe von Mutterunternehmen der chemischen, metallurgischen und Holzverarbeitenden Branchen. Ihre ausgeglichene Verbrauchskurve macht sie für die Elektrizitätswerke besonders interessant, da sie i.a. durchgehend arbeiten und gleichmäßig große Strommengen abnehmen. Sie kommen ihnen daher mit günstigeren Tarifen entgegen.

Anders ist es bei Verbrauchergruppen, die einen jahreszeitlich und besonders tageszeitlich unterschiedlichen Bedarf entwickeln. Die Elektrizitätswerke müssen in der Lage sein, mit ihren Kapazitäten auch den maximalen Belastungen zu entsprechen, die Stromerzeugung also der schwankenden Verbrauchskurve anzupassen. Da der Strom als sekundäre Energie sich aber nicht aufbewahren läßt, muß ein Teil der installierten Kapazität ungenutzt bleiben. Wärmekraftwerke können sich dem Verbraucher besser anpassen. So erweist sich ein Zusammenschluß verschiedener Kraftwerkstypen durch

ein Verbundnetz als eine Möglichkeit, den Verbrauch nach Bedarf zu beliefern.

Eine andere Kombination von Stromgewinnungsarten für Grundlast und Spitzenbelastung ist der Verbund von Laufwasserwerken bzw. Wärmekraftwerken mit Pumpspeichieranlagen. Nicht abgerufene Mengen aus den Grundlast tragenden Werken werden dazu verwendet, um Wasser in hochgelegene natürliche oder künstliche Becken zu pumpen. In Zeiten großen Bedarfs wird das hoch gepumpte Wasser im Rückfluß zur Erzeugung von hochwertigem Spitzenstrom verwendet.

Die Voraussetzungen für eine Pumpspeicherung im Verbund mit Laufkraftwerken sind hier nahezu ideal. Hohe Niederschlagsmengen begründen den großen Wasserreichtum des Hotzenwalds. Ungleichmäßiges Angebot kann durch Entnahme von Pumpwasser im Kraftwerk Waldshut ausgeglichen werden, wenn der Rhein etwa infolge der alpinen Schneeschmelze eine besonders große Wasserführung aufzuweisen hat. Einem erhöhten Kraftbedarf im Winterhalbjahr wird man durch Aufstauung des Schluchsees um 29 m gerecht.

Hier stand ein glazial überformtes Tal (Zungenbecken) zur Verfügung, das nach dem Bau einer Staumauer 108 cbm Nutzwasser speichern kann. Seiner Größe entsprechend gab der Speicher dem ganzen System seinen Namen. Der Höhenunterschied von 620 m vom Spiegel des angestauten Sees zum Hochrhein wird in einer Treppe von drei Kraftwerksstufen genutzt.

Als Hauptschlagadern verlaufen die Druckstollen im Grundgebirge, das in der Lage ist, dem hohen Wasserdruck ohne größere zusätzliche Panzerung standzuhalten. Dank der günstigen natürlichen Voraussetzungen* wurde dem Schluchseewerk, der ältesten und größten deutschen Pumpspeichieranlage das Hotzenwaldwerk an die Seite gestellt.

Nach dem Vorbild des Schluchseesystems kann auch hier das natürliche Wasserangebot mit Pumpwasser aus tiefer gelegenen

Fassungen in höher liegende Wasserhaltungen ergänzt werden. Dafür steht billiger Nachtstrom der Dampf- und Laufkraftwasserwerke zur Verfügung. Neuartig ist das Hornbergbecken, das auf einer Kuppe der Hotzenwaldflanke aufgeschüttet wurde und ganz auf Pumpwasser angewiesen ist. Aus einer Fallhöhe von 630 m wird das tief im Berg liegende Kavernenkraftwerk Wehr versorgt.

Positive und negative Stellungnahmen

Alle diese technischen Einrichtungen haben nicht nur Vorteile gebracht, sie sind auch immer wieder auf den Widerstand des Natur- und Landschaftsschutzes gestoßen. L. Döbele prophezeite in seinem Aufsatz „Zerstört die heiligen Wasser nicht!“ (Bad. H. 2/1958) mit dem Abwürgen der Wasserläufe, der Überflutung von Tälern einerseits die Verschlammung der Seeufer, andererseits eine Verödung und Versteppung der Höhen. Noch pessimistischer waren die Argumente von Prof. Demoll (Trockenlegung des südlichen Schwarzwalds, Säckingen 1951); dem Ideenschub technischer Modelle und profitwirtschaftlichem Denken stellt er ein düsteres Zukunftsbild entgegen. Schon im Jahre 1930 hatte M. Schweißgut (Landschaftliche Veränderungen, Karlsruhe 1930) vor der Opferung einer Naturlandschaft mit unersetzlichen Werten gewarnt. Es heißt da: „Die lieblichsten Reize dieser Schwarzwaldgegend sterben für immer dahin“ (S. 67).

Wir können heute sagen, daß die Nachteile durch das Eingreifen in das Bild und den Haushalt der Landschaft mit wasserwirtschaftlichen Maßnahmen relativ gering geblieben sind. Das Wasserangebot des Hotzenwalds ist durch den Pumpbetrieb aus dem Hochrhein größer geworden. Hochwasser-gefahren sind dagegen gebannt. Mit der Verlegung der Hochdruckkraftwerke, ihren Druckschächten und Kavernenkrafthäusern in das Gebirgssinnere ist sowohl ökonomischen wie ökologischen Zielsetzungen Rechnung getragen. Das Landschaftsbild ist nur

durch Zufahrten und Auffangbecken verändert.

Schon bei der Planung der Großkraftwerke am Hochrhein um die Jahrhundertwende entstand eine massive Gegnerschaft im deutschen Bund „Heimatschutz“, der sich vor allem gegen die Vernichtung der „Laufen“ von Laufenburg wandte. Im Jahresband der Bad. Heimat vom Jahre 1932 bricht J. Schlappe dagegen eine Lanze für die am Hochrhein entstandene Industriearchitektur, deren Bauten wie selbstverständlich in der Landschaft stehen. Im gleichen Heft mahnt R. Haas, „mild und freundlich“ auf die Denkmäler der Industriegeschichte zu blicken, „wo sich Kraft und Schönheit vermählen“. Es wäre am Ende des 20. Jahrhunderts zuzufügen, daß sie eine regenerierbare Energie liefern, daß sie im Unterschied zu den Dampfkraftwerken für die Umwelt keine Belastung bedeuten, daß ihre Bereitstellung vergleichsweise geringe Veränderungen des Talcharakters erforderte.

Gesellschaftlicher Wandel

Freilich sind mit der Beseitigung der Stromschnellen die Ortsbilder der beiden Laufenburg entscheidend verändert worden. Viele Privilegien von an den Hochrhein gebundenen Berufsverbänden waren lange vorher gegenstandslos geworden. Der Lachsfang an den Laufen, von der Bruderschaft der Laufenburg Fischer korporativ betreut, war zuvor bereits durch den wachsenden Schiffsverkehr und den sich steigernden Floßbetrieb erschwert. Der Kraftwerksbau unterband allerdings die Lachswanderungen stromaufwärts endgültig.

Die Eisenbahn zog schließlich Warenverkehr und Holztransport vom Strom weg auf die Schiene. Das umständliche Durchlassen der Fracht durch die Laufen, das altüberlieferte Privileg der „Laufenknechte“ wich ebenso wie die Mühsal der „Karrer“ dem Transport auf der Schiene, der sich billiger und effektiver gestaltete. Waren bei den ersten Wehren

noch Floßpässe eingerichtet, verzichtete man schon beim Kraftwerk Laufenburg auf einen Durchlaß für Flöße. Lange vor dem Kraftwerksbau waren so die meisten stromgebundenen Lastenbewegungen bedeutungslos geworden. Lange nachdem die Schiffsfrachten, deren Geschichte ja auch eine Geschichte ist von Zöllen, Stapel- und Umschlagsrechten, vom Kämpfen eines Kleinstaats gegen den andern, dem Wettbewerb durch die Bahn zum Opfer gefallen waren, erfolgte die Ablösung der althergebrachten Sonderrechte durch die anonyme Bürokratie des Flächenstaats. Industrialisierung und Marktwirtschaft setzten der korporativen, durch ein fein geknüpftes Netz von Sozialnormen zusammengehaltene, in Zünften und Bruderschaften organisierten Welt Alteuropas ein Ende. Sie hatte dem Einzelnen, bei aller Knappheit der Güter, sein kleines Glück gesichert.

Wirtschaftliches Wachstum

Damit begann die dynamische Ökonomie der auf Wachstum, Leistung und Gewinn setzenden Gesellschaft, deren Vertreter heute das bedeutendste Energiezentrum des Landes Baden-Württemberg auf hohem Versorgungsniveau abzusichern verlangen. Wiederum ist ein Sonderstatus gefordert, damit der Entwicklungsrückstand gegenüber den Grenzkantonen der Schweiz sich nicht noch weiter vergrößert. Nach Meinung der Planungsgemeinschaft Hochrhein, auf deren Informationsblätter sich diese Zeilen vorwiegend stützen, sind sie allein in der Lage, die Standortgunst folgerichtig auszuschöpfen und damit den Wettbewerbsdruck über den Rhein hinweg weiter anschwellen zu lassen. Als Indikatoren für die Strukturschwäche gilt das negative Pendlersaldo gegenüber der Schweiz, besonders aber das alarmierende Anwachsen des Anteils qualifizierter Fachkräfte bei den Pendlerströmen trotz immer größerer Anfahrtswege. Die Sondersituation wird durch die Tatsache gekennzeichnet,

daß hier $\frac{2}{3}$ der in der Bundesrepublik wohnhaften Grenzgänger pendelten (1970).

Durch die Steuergunst der Grenzkantone, die neben dem besseren Kreditangebot den Betrieben eine größere Eigenkapitalausstattung erlauben, wurde das Wirtschaftsgefälle weiter verstärkt. Die expandierende Industrie mit ihrer ungleichen Betriebsgrößenstruktur und stärkerem Kapitalkraft lasse ein weiteres „Auskämmen“ von rechtsrheinisch wohnenden Fachkräften befürchten. Alle Bemühungen um ein ausgewogenes Branchenspektrum (Investitionsgüterindustrien wie Maschinenbau und Metallverarbeitung sind unterrepräsentiert, überrepräsentiert dagegen ist die Textilindustrie als schrumpfender Industriesektor) sei durch eine unzureichende infrastrukturelle Ausstattung behindert. Das Hochrheingebiet müsse durch die Ungunst der Verkehrsbedienung weitere Rückschläge in ihrer industriellen Entwicklung hinnehmen. Es laufe Gefahr, gegenüber der Schweiz zu einem wirtschaftsschwachen Gebiet abzusinken. Man fürchtet, daß vor allem jugendliche Arbeitskräfte ihre beruflichen Chancen in der Schweiz suchen werden.

Infrastruktur

Immer wieder verweist die Planungsgemeinschaft auf eine mangelnde Verkehrserschließung der deutschen Hochrheinseite, die sie hindert, mit dem wirtschaftsstarken Nachbarn zu konkurrieren. Sie drängt zu einem Ausbau der Hochrheinautobahn, um dem Gegenufer etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen zu können. Der Schwarzwaldverein hat sich diesem Projekt neuerdings entgegen gestellt und es als Prestigeobjekt bezeichnet (BNN). Auch die Forderung nach der „vertraglich zugesicherten“ (Inf. Blätter 2/1972) Weiterführung der Großschiffahrtsstraße, zunächst zum mindesten bis zur Aaremündung, ruft Gegenkräfte auf den Plan.

Auf der einen Seite verspricht man sich ein Heraustreten aus dem Verkehrsschatten, je-

denfalls eine Frachtkostenerleichterung für Betriebe, die durch Transportkosten besonders belastet sind; auf der anderen Seite fürchtet man neben der Verschmutzung des Vorfluters Hochrhein viele weitere ökologische Schäden bei nur geringem ökonomischen Nutzen. Man verlangt, daß in das scenario der Überlegungen die knapper werdenden Umweltgüter einbezogen werden. Waren die Kantonsregierungen, die auch materialintensive Betriebe vertreten, mit großer Mehrheit für das Projekt, findet der Umweltschutz in dem Konkurrenten Bundesbahn einen zuverlässigen Verbündeten. Freilich muß auch hervorgehoben werden, daß die Schweizer Bundesbahn mit einer doppelgleisigen, elektrifizierten Trasse für eine attraktivere Bedienung sorgt als die Deutsche Bundesbahn.

Sicher würden Frachtersparnisse nur solchen Betrieben entstehen, die direkt an der Wasserstraße liegen. Für entfernt liegende würde der gebrochene Verkehr die Kostenvorteile wieder aufzehren. Ob aber dann das zu erwartende Frachtvolumen zur Begründung des teuren Kanals ausreicht, ist sehr zu bezweifeln. Gegenwärtig gilt die Äußerung des Bundesministers für Verkehr, daß ein volks- und verkehrswirtschaftliches Bedürfnis für eine Schiffbarmachung nicht gegeben ist. Erst nach einer positiven Kosten-Nutzen-Analyse sollen Gespräche über den Bau und eine angemessene Kostenteilung mit der Schweiz in Gang kommen. Die noch bestehenden Bauvorhaben sollen jedenfalls einen späteren Ausbau nicht verhindern.

Es wäre vermessen, dem Raum zwischen Hochschwarzwald und Hochrhein den ihm gemäßen Weg in die Zukunft aufzuzeigen, einem bedenkenlosen Ökonomismus das Wort zu reden oder aus ökologischen Gründen die so günstig ausgestattete Landschaft von aller Entwicklung abzukoppeln. Oft drängt sich der Gedanke auf, die Situation sei über Jahrhunderte dieselbe geblieben: Eine Sonderstellung, mitbedingt durch eine Reihe hervorragender natürlicher Ausstat-

tungsfaktoren, eines spezifischen Kräftepotentials, behindert durch die Abseitslage an der Peripherie der wirtschaftlichen Kernräume mit ihren leistungsfähigen Oberzentren; von der linken Rheinseite dagegen eine ständige Herausforderung durch destruktive Übergriffe und konstruktive Angebote aus der unbekümmerter wirtschaftenden Eidgenossenschaft.

Die jüngsten Proteste richten sich gegen die Stromaufheizung durch das zweite Schweizer Hochrhein-Kernkraftwerk („Umweltschützer warnen vor Ausverkauf des Hochrheins“ in BNN vom 21. 11. 85) und verlangen die Aufkündigung der Beteiligung des Badenwerks aufgrund der „Unverantwortlichkeit des Projekts“, zugleich den totalen Stopp der Errichtung weiterer Kernkraftwerke am Rhein.

In seiner Wirkung unabsehbar wäre freilich der Abzug des Schweizer Kapitals, das um die Jahrhundertwende die Industrialisierung der badischen Seite prägte. Man fürchtet bereits einen Rückgang der Entwicklungsimpulse, die von schweizerischen Kapitalbeteiligungen auszugehen pflegten. Wird ein schnelles Vordringen moderner Technologien sich als Motor oder als job-killer auf den Arbeitsmarkt auswirken? Schon heute prognostiziert man ein großes Arbeitsplatzdefizit zum Ende dieses Jahrhunderts, das mit der hoffnungsvollen Ankündigung der Wasserkraftnutzung begann. Die Zunahme des Energieverbrauchs der Industrie war der Steigerung der Zahl der Industriebeschäftigten weit voraus.

Wie könnte der Ausgleich mit den strukturell stärkeren Räumen erfolgen? Der Staat als Heilsbringer mit einem Paket infrastruktureller Maßnahmen? Wer wird den Nutzen daraus ziehen, wer die Nachteile einstecken müssen?

Strukturplanung

Der Hotzenwald war Nutznießer mehrerer staatlicher Förderungsprogramme in der

Nachkriegszeit, die auf Beseitigung der Strukturschwächen gerichtet waren. Dabei konnte es sich in einer Zeit der wachsenden Überproduktion nicht um eine Intensivierung der Agrarwirtschaft handeln, um den Einkommensabstand zu verringern. Die Gebirgslandwirtschaft mit ihren schwer zu bearbeitenden Hanglagen, den Grenzertragsböden, den ungünstigen Besitzgrößen, der Zerstückelung des Eigentums ist in der Phase der Mechanisierung hinter günstiger wirtschaftenden Gebieten ins Abseits geraten. Sie mußte in einem integralen Plan aufgefangen werden, der ihr neue Ziele setzt in ihrem eigenen Interesse und nach den Bedürfnissen der Gesamtgesellschaft.

Das natürliche Potential des durch den Wechsel von Wald und Flur, von reizvollen Bachläufen und offenen Wasserflächen anregenden Gebirgsraums zu pflegen muß als eine Dienstleistung angesehen werden, die sich die Industriegesellschaft etwas kosten lassen muß. Dem Landwirt wächst also über die Nahrungs- und Rohstoffbeschaffung hinaus eine weitere Funktion zu: Die landespflegerischen Aufgaben zur Erhaltung der Arten- und Formenvielfalt und des Erholungswerts der Landschaft. Flächenstilllegungen und Umwidmung von Flächen sind förderliche Methoden.

Vierorts hat der Fremdenverkehr als Erwerbsquelle die „frühkapitalistische“ Hausindustrie ersetzt. Wo Bedarf für einen Erholungsaufenthalt im Hotzenwald entsteht, läßt sich an der Herkunftsstatistik der Erholungssuchenden ablesen. Es sind die Verdichtungsräume, die diese Touristenströme in Gang setzen. Bevorzugt werden die nördlichen Höhengebiete, die sich für eine agrarische Produktion am wenigsten eignen.

Die Verkehrsbewegungen sind in dem eisenbahnfernen Gebiet durch Busverbindungen wesentlich erleichtert worden. Wie weit sich beim Generationenwechsel der Nebenerwerbsbetrieb erhalten wird, ist nicht voraussehen. Eine Kapitalverflechtung mit „draußen“ besteht auf mehreren Ebenen. Der Aus-

tausch von Arbeit und Kapital ist lebhaft. Die traditionelle Streusiedlung hat sich verdichtet, Schwerpunkte haben sich herausgebildet, Neusiedlungen sind dazu gekommen, Zweitwohnsitze, vor allem in sonnenexponierten Hanglagen, sind nicht selten.

Bei immer schwerer durchschaubaren Abhängigkeiten scheint zwischen Feldbergmasiv und Hochrheinfurche als besonderes Potential eine Idealkombination der Ausstattung für die Lebensfunktionen Arbeit und Erholung (Kräftepotentiale und landschaftliche Schönheit) zu bestehen, freilich in einem labilen Gleichgewicht, spiegelt es doch die konjunkturellen Schwankungen der Wirtschaft wider, zugleich aber auch die Gewichtung, die die Wohnbevölkerung als Teil der Gesamtgesellschaft zu geben bereit ist. Es ist zu wünschen, daß ihre Ansprüche sich an der Wirklichkeit des jeweils Machbaren messen.

Anmerkungen:

* 1. Die Niederschläge übersteigen in Gipfelhöhen im langjährigen Mittel 2000 mm/Jahr.

2. Im standfesten Grundgebirge können Stollen und Kavernen meistens ohne Verbau ausgebrochen und Talsperren sicher gegründet werden.

3. Die überwiegend bewaldeten Einzugsgebiete sind gegen Bodenabtrag geschützt, so daß Speicherseen nicht von schneller Verlandung bedroht sind.

4. Der steile Abfall des Gebirges nach Süden zum Hoahrhein ergibt nutzbare Fallhöhen über 600 m.

5. In den dünnbesiedelten Hochtälern können große Speicherbecken angeordnet werden. Sie ermöglichen, die Kraftwerke mit hohen Leistungen auszulagern und unabhängig vom Gang der Niederschläge einzusetzen.

6. Die unterschiedlichen Abflußregime der Schwarzwaldflüsse und des Alpenflusses Rhein ergänzen sich in idealer Weise. Starke Winterabflüsse im Schwarzwald werden im Sommer durch alpine Schmelzwasser im Rhein abgelöst.

(Schluchseewerk-AG)

Literaturauswahl

Assion, P., Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten, Stuttgart 1984

Bader, K. S., Der deutsche Südwesten in seiner

territorialstaatlichen Entwicklung, Sigmaringen 1978
 Bischoff, O., Der Hotzenwald — Vom Notstand zum Wohlstand? in Der Kreis Waldshut, Stuttgart 1979
 Bittmann, K., Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1907
 Doebele, L., Der Hotzenwald, Wanderbücher des Schwarzwaldvereins, Freiburg 1968
 Endriss, G., Geogr. Nachbarschaftsprobleme zwischen Schweiz und Oberbaden, Geogr. Helvetica, 3/1952
 Gothein, E., Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds, Straßburg 1892
 Haselier, G., Geschichte des Hotzenwalds, Lahr 1973
 Kullen, S., Der Fremdenverkehr im Hotzenwald, Festschrift K. H. Schröder, S. 269, Kiel 1974
 Liehl, E., Sick, W. D., (Hrsg.), Der Schwarzwald, Bühl 1980
 Metz, F. (Hrsg.), Der Hotzenwald, Karlsruhe 1940/41

Metz, F. (Hrsg.), Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde, Freiburg 1967
 Metz, R., Geologische Landeskunde des Hotzenwalds, Lahr 1980
 Nagel, H., Die Siedlungen des Hotzenwalds, Karlsruhe 1930
 Ruch, J., Geschichte der Stadt Waldshut, Waldshut 1966
 Schäfer, W., Hochrhein, Bad Godesberg 1966
 Schilli, H., Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1977
 Weller, A., Sozialgeschichte Südwestdeutschlands, Stuttgart 1979
 Wernet, K. F., Die Stellung St. Blasians und der Grafschaft Hauenstein im vorderösterreichischen Staatsverband, Z.f.d. Gesch. d. Oberrhein 99/621
 Bad. Heimat, Hochrhein und Hotzenwald, H. 2, Freiburg 1932
 Beiträge zur Geschichte des Hotzenwalds, Waldshut
 Informationsblätter der Planungsgemeinschaft Hochrhein

Mundart:

Klaus Meier, Waldshut-Gurtweil

Klaus Meier wurde am 28. Februar 1939 in Brenden/Hochschwarzwald geboren. Zusammen mit seiner Familie wohnt er seit 1965 am Hochrhein in Waldshut-Gurtweil. Von Beruf ist er Postbeamter beim Postamt Waldshut-Tiengen.

Die ersten Verse in alemannischer Mundart hatte er schon als Jugendlicher geschmiedet. Durch den Vortrag seiner vorwiegend heiteren Mundartgedichte bei geselligen Anlässen im Hochrheingebiet und in der benachbarten Schweiz tritt er immer wieder für den Erhalt und die Förderung der Heimatsprache ein. Er ist aktives Mitglied der „Muettersproch-

Gesellschaft“, Freiburg, Gruppe Tiengen. Im Januar 1981 absolvierte er ein Mundartseminar für Nachwuchsdichter im Volksbildungsheim Waldhof in Freiburg und veröffentlichte seinen ersten Gedichtband „Wameinsch Du?“. Der bekannte Kabarettist und Schauspieler Jürgen Scheller sowie der Süddeutsche Rundfunk holten Klaus Meier im Mai 1982 zu einer Vorstellung als „Alemannische Wälderzunge“ ins Renitenztheater Stuttgart.

Bereits im Herbst 1982 stellte er seinen Lesern einen zweiten alemannischen Gedichtband mit dem Titel „Nümm mi mit, wenn la-



Klaus Maier

che wit“ vor. Im März 1984 wurden seine Bücher auf der Internationalen Lernmittelmesse „Didacta“ in Basel ausgestellt. Auf der Suche nach originellen Künstlern für seine Fernsehunterhaltung lud der Westdeutsche Rundfunk den Alemannen Klaus Meier im Februar 1985 zu einem Soloauftritt in sein Kabarett-Theater „Sprungbrett“ nach Köln ein.

Der nun vorliegende Band „Würzige Wälderluft“ ist das dritte Mundartbuch von Klaus Meier. Die in diesem Werk veröffentlichten neuen Gedichte und kurzen Erzählungen eignen sich zum Vortrag in geselliger Runde genauso gut wie zum besinnlichen Lesen; sie sollen, so der Wunsch des Autors, viele Freunde der alemannischen Mundart zum Schmunzeln bringen und ihnen Stunden unbeschwerter Freude bereiten.

Verwache

Im Garte ha ich
ganz versteckt,
e kleis Blüemli
hüt entdeckt.

S wartet gar
wii mir Chinder
uf de Lenz
noch em Winter.

So klei un zart
sell freut mii sehr,
mehr als mängisch
s größti Bluememeer.

Saits dänn im Summer
scho uf Wiederseh —
im nächste Johr
chasch mii wiederseh.

E alts Spottreimle vo Hochsal

Rhiifelde
isch e festi Stadt

Säckinge
isch e Bettelsack

Laufeburg
isch e Lirekübel

Waldshuet
isch de Deckel drüber

Düenge
isch de Ring dra

jetzt ha ich gmacht
wa ich cha!

D Waldshueter Geltedrummler

Jetzt goht d Fasnet a
mit dr rote Pfeife . . .
Geltedrummeler, groß un klei
sien um Sechsi uf de Bei.
Ziehn dur d Stadt im gliche Schritt,
trummler wa de Schlegel git.

Lit no Ein im Nest go pfuuse,
d Geltemusik lupft en use.
D Geltemusik, lut un ruuch,
lieber, alter Fasnetsbruuch.
Kei „Alaaf“ und kei „Helau“
gits bi üs, wie chönnt mer au.

Tannewald ich Wälderstolz,
drum isch d Musik au vo Holz.
Wenns e Fremde it cha ghöre
söll er halt de Rucke kehre.

Aber üs, uff alli Fäll,
gohts sie in d Ohre, gell!

Lohs uf d Geltedrummler, Maa,
häsch de Takt begriffe?
Jetzt goht d Fasnet a
mit dr rote Pfeife!

Grüen — uf alemannisch

D Schlauer git noch
hät d Muetter Erde gsait
un hät sich vo dr Oberfläche zruckzoge.

Ein Trost, wenn d Wälder zämmeschumpfe,
cha sich niermert meh verlaufe.

Wer immer nu a Grüen glaubt,
würd bald mol schwarz seh.

D Ländergrenze sin stabil,
nu d Waldgrenze ruckt immer nöcher.

Wer d Grashalm it ehrt,
isch d Edeltanne it wert.

Steinbrücken von Johann Gottfried Tulla

Bestand und Zustand im Jahre 1984

H. Wiczorek, Weingarten

1. Einführung

Mit der Erweiterung des Staatsgebietes, die ab 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß eingeleitet worden ist, hat die Markgräfliche Badische Staatsverwaltung auch eine Reihe von Problemen der ihr zuerkannten Gebiete übernommen. Unter anderem das Problem des Straßenwesens.

Bereits der sogenannte Schwäbische Kreis, dem u. a. das Königreich Württemberg und das Markgrafentum Baden angehörten, hatte u. a. zum Ziel das Straßennetz zu erweitern — hauptsächlich die Straßenverbindung zwischen den unabhängigen Ländern herzustellen — sowie den Zustand der Straßen zu verbessern¹⁾.

Bei Eintritt in den Badischen Staatsdienst (1797) fand J. G. Tulla die Straßen des Landes in einem sehr schlechten Zustand. Häufige kriegerische Auseinandersetzungen, fehlende Straßenverwaltung und politische Zersplitterung des Landes waren die Ursachen²⁾. Nach Übernahme der Leitung der Großherzoglichen Wasser- und Straßenbaudirektion durch J. G. Tulla im Jahre 1817 erfährt das Straßenwesen eine Neuordnung.

Neben der Organisation der Straßenverwaltung und Instandsetzung, werden eine Reihe von Straßenbauprojekten verwirklicht. Im Laufe von 8 Jahren (1820—1828) wurde das Badische Straßennetz um 268 km auf 2429 km Länge erweitert³⁾.

Im Zuge der Straßenerneuerung bzw. Erweiterung des Straßennetzes wurde eine Reihe von Brücken fertiggestellt. Es handelt sich dabei um Holzbrücken bzw. um Steinbrücken, während in England bereits vor 40 Jah-

ren die erste Eiserne Brücke erbaut wurde*). Die unter der Tulla'schen Leitung der Wasser- und Straßenbaubehörde erbauten Steinbrücken erscheinen bemerkenswert wegen der technischen Konzeption sowie ihrer Ästhetik: der einfachen und gleichsam prägnanten Form.

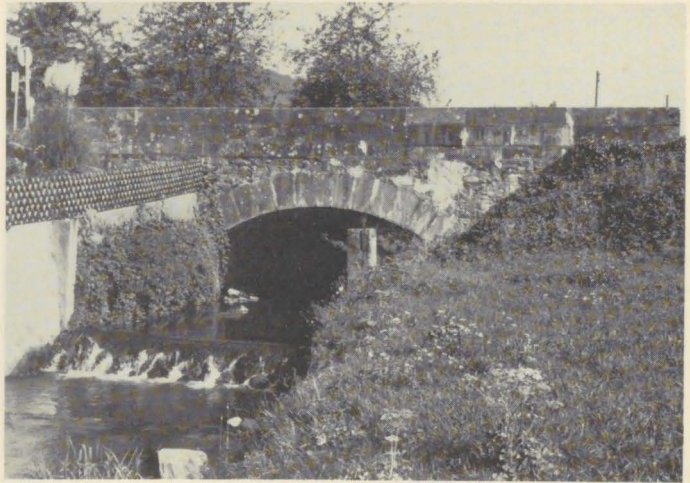
2. Herausragende Steinbrücken, die in den Jahren 1811—1824 erbaut wurden⁴⁾

Folgende Brücken, bemerkenswert wegen ihrer Größe und ihres Erscheinungsbildes, wurden in dem oben genannten Zeitraum erbaut:

- a) An der Landstraße Nr. 1, Frankfurt am Main — Basel (jetzige B 3):
 - über den Kraichbach in Mingolsheim (jetzt Bad Schönborn)
 - über den Ortsbach in Langenbrücken (jetzt Bad Schönborn)
 - über den Dreckwalzbach in Weingarten/Baden
 - über den Stangenbach bei Zimmern (Appenweiler/Ortenaukreis)
 - über die Schutter in Dinglingen (Lahr/Schwarzwald)
 - über den Eschbach bei Heitersheim
- b) An der Landstraße Nr. 2, Mannheim — Kehl (jetzige B 36):
 - über die Alb bei Karlsruhe-Mühlburg

*) John Wilkinson und Abraham von Darnley, Brücke über die Severne bei Coalbrookdale (1779)

Abb. 1: Brücke im Zuge der K 3333 bei Gengenbach/Kinzigtal über den Reichenbach.



Material:	Sandstein
Breite:	9 m
Spannweite:	5 m
Bogenhöhe:	2,2 m
Signatur:	Schlußstein (Süd) I + SP + L 1818 ST + M + K

- c) An der Landstraße Nr. 28, Kehl — Schaffhausen (jetzige B 33):
— über den Reichenbach bei Gengenbach (Kinzigtal/Ortenaukreis)
- d) An der Landstraße Nr. 31, Dinglingen — Biberach, der s. g. Ludwigstraße:
— über den Emersbach bei Biberach (Kinzigtal/Ortenaukreis)
- e) An der Landstraße Nr. 48, Basel — Schaffhausen (jetzige B 34):
— über die Wehra bei Brennet
— über die Murg in Murg
— über die Steina bei Tiengen

Bedingt durch Einwirkungen des letzten Krieges (1938—45) bzw. durch Modernisierungsmaßnahmen, wurde eine Reihe dieser Brücken abgetragen bzw. verändert. In den Abbildungen 1 bis 7 sind die noch gegenwärtig vorhandenen Brücken dargestellt. Nur die Brücken über den Dreckwalzbach in Weingarten, über den Reichenbach bei Gengenbach sowie über den Emersbach bei Biberach/Kinzigtal sind in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben.

3. Technische Konzeption der Brücke

In den Abb. 8 und 9 sind Aufrißzeichnungen der Brücken über die Schutter in Dinglingen und über die Alb bei Mühlburg/Karlsruhe dargestellt.

Danach wurde, wenn kein tragfähiger Untergrund vorhanden war (das war der Fall an

Diese Brücken waren — in der ursprünglichen Form bzw. teilerweitert (Albbrücke bei Mühlburg/Karlsruhe) — Bestandteil des Badischen Straßennetzes im Jahre 1928⁴).

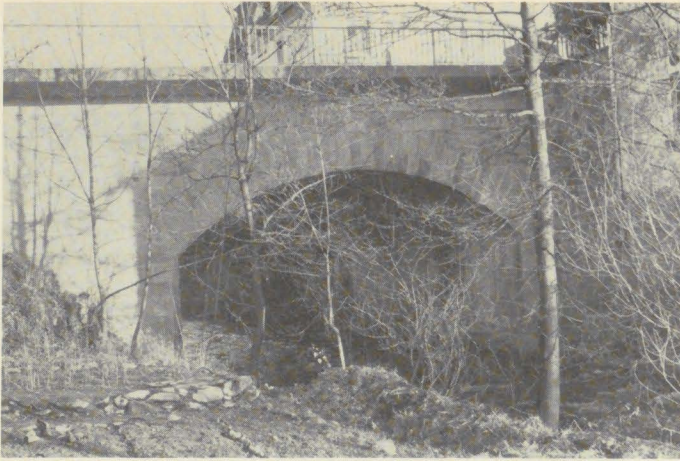


Abb. 2: Brücke im Zuge der B 34 in Murg/Oberrhein über die Murg.

Material:	Sandstein
Breite:	9 + 2 × 1 m Gehweg (neu)
Spannweite:	8 m
Höhe:	5 m über Normalwasserstand
Höhe des Bogensegments:	2 m
Signatur:	im Schlußstein (Nord) Wappen mit Krone, Feld diagonal geteilt: rechts unten Löwe, links oben Figur unkenntl. Unter dem Wappen: 1821
Bemerkung:	1963 wurde zur Verstärkung und Verbreiterung des Tragwerks eine Betonplatte aufgelegt

Unterläufen der Gewässer), das Mauerwerk entweder auf einem hölzernen Gitterrost, wie zum Beispiel in Dinglingen (Abb. 8) bzw. auf Holzpfählen (Mühlburg/Karlsruhe — Abb. 9) aufgesetzt. Auch das Bachbett unter der Brücke konnte mit einem Netzwerk aus geramten Holzpfählen bestückt sein, wie man es bei Niedrigwasser unter der Weingartener Brücke beobachten kann. Dieses Netzwerk (in Weingarten: 4 Reihen im Abstand von 2,20 m über die Bachbrücke mit 9 Pfählen je Reihe) sollte etwaige Unterspülungen der Fundamente verhindern.

Um Aufstauungen bei Hochwasser, Festlegen treibender Gegenstände sowie Verstopfungen bei Eisgang auszuschließen, wurden weitgestellte Stützen gewählt, was bei zum Teil sehr kleinen Höhenunterschieden von Wasserlauf und Straße zu konstruktiv aufwendigen, sehr flach gesprengten Brückenbogen führte. Das ist zum Beispiel der Fall bei der Brücke in Weingarten. Diese Brücke wurde anstelle einer Furt in der bereits be-

bauten Ortsmitte erbaut. Die vorhandene Bebauung schloß die Aufschüttung eines Dammes aus. Wenn man als Maß für die Größe der Bogensprengung, den Quotienten aus Bogenstich und Spannweite ins Kalkül zieht, ist die Weingartener Brücke die „schlankeste“ der auf den Abb. 1 bis 7 dargestellten Brücken.

Für die Berechnung der Konstruktionen, konnte Tulla auf eine Reihe von Lehrbüchern zurückgreifen⁴). Einer der Autoren, Karl Christian Langsdorff, war zeitweise J. G. Tulla's Lehrer.

4. Ästhetische Aspekte

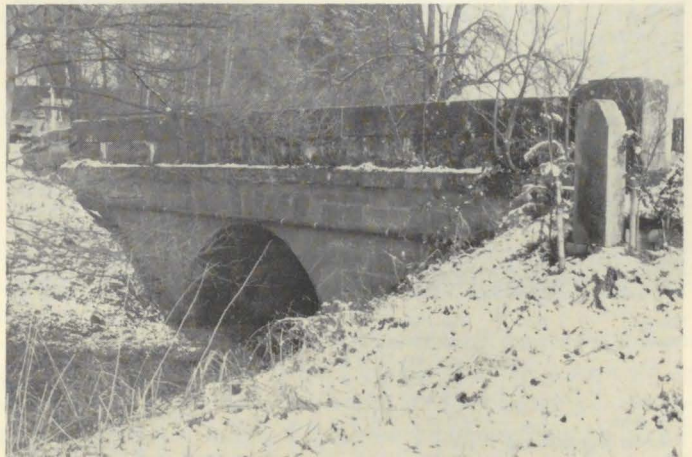
Der Entwurf und Bau der Brücken erfolgt — historisch gesehen — nach dem Wiener Kongreß (1815). Während zur Zeit der Napoleonischen Machtentfaltung in Frankreich das Empire den Baustil öffentlicher Gebäude prägte, beeinflusste der Klassizismus das Baugeschehen in Deutschland.

Abb. 4: Brücke im Zuge der B34 bei Tiengen/Oberrhein über die Steina.



Material:	Sandstein
Breite:	10 + 2 × 1,2 m Gehweg (neu)
Spannweite:	8 m
Höhe:	4 m über Normalwasserstand
Höhe des Bogensegments:	2 m
Signatur:	keine
Bemerkung:	1967 wurde zur Verstärkung und Verbreiterung des Tragwerks eine Betonplatte aufgelegt

Abb. 5: Brücke im Zuge der s. g. Ludwigstraße bei Biberach/Kinzigtal über den Emersbach (Aufn. vom Westen).



Material:	Sandstein
Breite:	8 m Fahrbahn + 2 × 0,4 m Brüstung
Spannweite:	4 m
Höhe des Bogensegments:	2,10 m über Normalwasserstand
Signatur:	1823 im Schlußstein (Stirnseite im Osten)

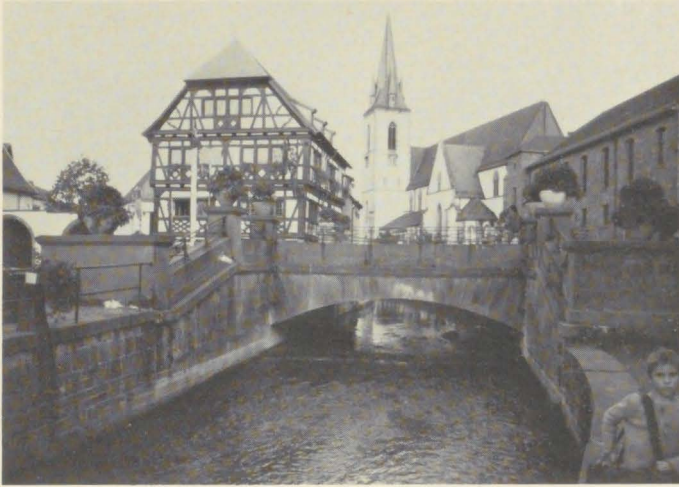


Abb. 6: Brücke im Zuge der B3 in Weingarten/Baden über den Dreckwalzbach (Westseite).

Material:	Sandstein
Breite:	Fahrbahn 6,70 m + Gehweg $2 \times 1,85$ m + Brüstung $2 \times 0,60$ m = 11,60 m
Spannweite:	7,90 m
Höhe des Bogensegments:	1,00 m
Signaturen:	— Stirnseite des Schlußsteins (Ost): 1823 — dritter Schlußstein von Ost (nur unter der Brücke sichtbar): Tulla — Gerstner — 1822 (siehe Abb. 6 a)

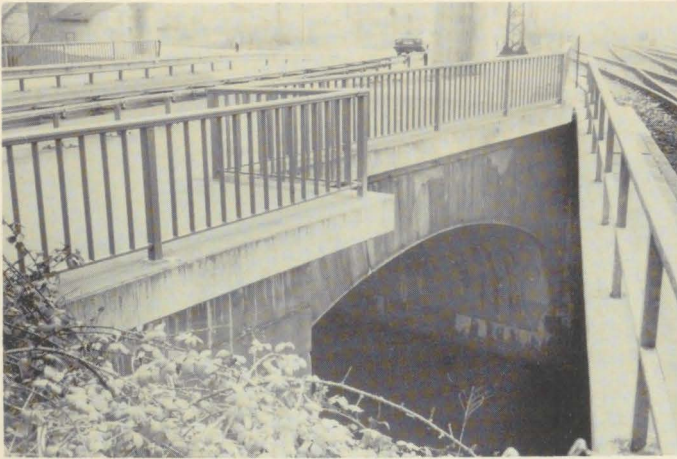


Abb. 7: Brücke im Zuge der Hardt- bzw. Liststraße in Karlsruhe-Mühlburg über die Alb (damalige Straße Nr. 2, s. g. Rheinstraße zwischen Mühlburg und Grünwinkel) Aufnahme vom Süden.

Material:	Sandstein*)
Breite:	gegenwärtig 20 m, davon: seit 1818 11,40 m seit 1895 18,40 m seit 1972 20,00 m
Spannweite:	11 m
Höhe des Bogensegments:	3,50 m
Signatur:	— Stirnseite des Schlußsteins im Süden: 1818 — Stirnseite des Schlußsteins im Norden: 1895

*) Zur Verstärkung der ersten Brücke wurde 1930 das Gewölbe mit Zementmilch und einem Gewölbekorsett versteift und 1972 über die gesamte Brücke eine Betonplatte aufgelegt.

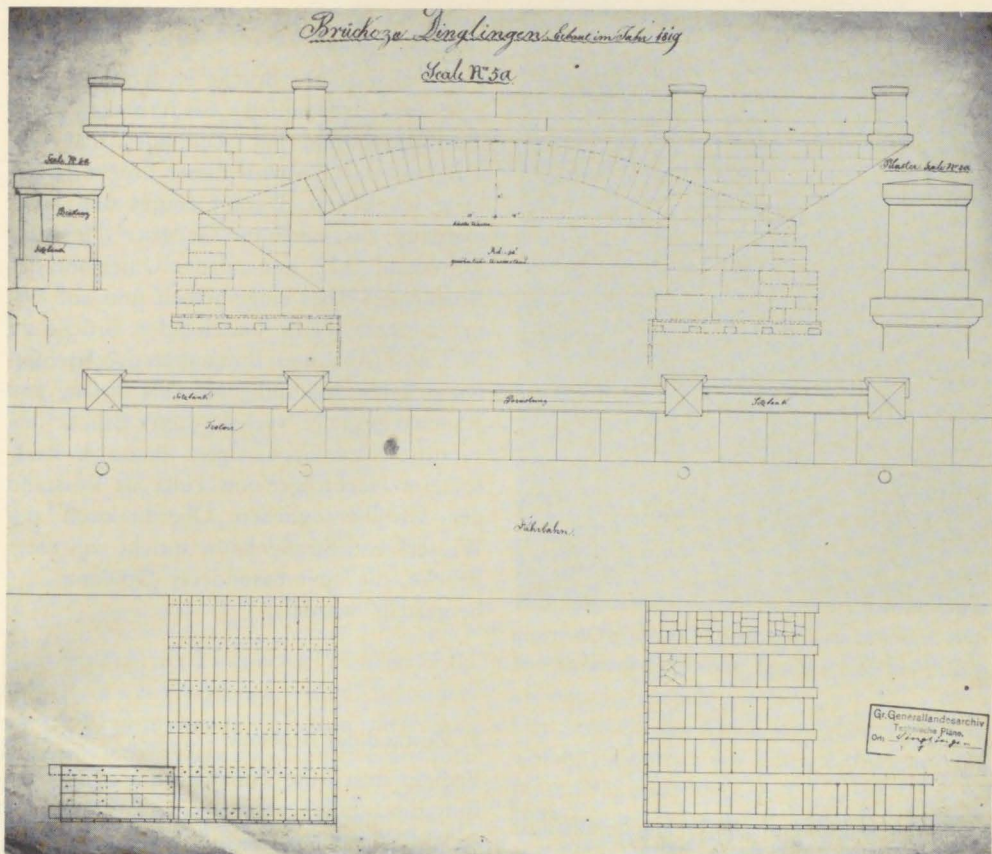


Abb. 8: Entwurf für die Brücke über die Schutter im Zuge der B3 in Dinglingen bei Lahr/Schwarzwald. (Die Brücke wurde 1819 erbaut, 1945 durch Kriegseinwirkungen zerstört)

Breite: 7,00 m Fahrbahn + 2 × 1,15 m Gehweg + 2 × 0,6 m Brüstung
 Spannweite: 8 m
 Höhe des Bogensegments: 1,10 m
 Zeichnungssignatur: unten rechts: 1824 der

Original der Zeichnung im Generallandesarchiv Karlsruhe, Sign.-Nr. I Techn., Dinglingen I.

Ein Protagonist dieses Stils in Baden war Friedrich Weinbrenner. Im selben Jahr wie J. G. Tulla (1897) trat auch er in den Badischen Staatsdienst ein.

Im Vergleich zu den Brückenentwürfen von Weinbrenner (Abb. 10), nehmen die Entwürfe von Tulla sehr wohl die Stilelemente des Klassizismus auf. J. G. Tulla wendet sie jedoch viel spärlicher und straffer an und erzielt dabei eine um so stärkere optische Wirkung.

Heinrich Cassinone und Karl Spieß⁴⁾ geben folgende treffende Darstellung zum Entwurf dieser Brücken:

„Besondere Sorgfalt legte man auf die Form des Gewölbebogens und die Ausgestaltung der Sichtfläche. Die Höhenlage des Kämpfers auf Hochwasserhöhe ließ nur bei kleineren Gewässern die Kreisform zu, für weitere Spannung wurde der elliptische oder der aus mehreren Kreisen verschiedener Halbmesser gebildete Korbbogen angewendet. Die Auf-



Abb. 3: Brücke im Zuge der B34 in Murg/Oberrhein über die Murg. Teil des Schlußsteins (Nord)

mauerung in ruhiger, glatter Fläche aus ausgefugten Schichtensteinen wurde in der Höhe der Fahrbahn durch eine Gurtung abgeschlossen. Letztere trägt die Geländerbrüstung, welcher ein besonderer Schmuck zugedacht ist, da sie dem Benutzer der Straße besonders ins Auge fällt. Die Enden bezeichnen kräftige Abschlußecksteine. Die Steinbrüstung selbst ist bei längeren Brücken nochmals durch kleine Standsteine in Felder geteilt und durch einen erhöhten Sockel dazwischen eine Sitzbank geschaffen (die Steinbrüstung der Weingartener Brücke ist aufgebrochen und durch ein eisernes Geländer ersetzt, Anmerk.). Die Ecksteine sind mehrfach auf Kopfhöhe hochgeführt, damit eine Traglast bequem abgestellt und wieder aufgenommen werden kann, auch ist die Brüstung öfters so nieder und breit gehalten, daß sie Platz zum Niedersitzen bietet. Die Bearbeitung der Steine, durchweg Sand-

steine, ist ohne Künstelei in einfachen und sauberen Formen.“

Die Weingartener Brücke ist wohl die einzige der sogenannten „Stadtbrücken“, die Tulla geschaffen hat. Zumindest hat sich Tulla mit dem Entwurf dieser Brücke eingehend beschäftigt. Darauf deutet sein Namenszug, zusammen mit Gerstner*), und der Jahreszahl 1822, der auf der Unterseite des Brückengewölbes eingemeißelt und auf keiner anderen, heute bestehenden Brücke zu finden ist (Abb. 6 a). Ihre auf beiden Bachseiten erstellte Ankündigung, mit Stufen und Rampen gesäumt, verleiht dieser Brücke den Eindruck des Großartigen. Franz J. Baer, späterer Nachfolger von Tulla als Vorstand der Großherzoglichen Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus, spricht von einer Brücke, die „mit besonderer Opulanz . . . hergestellt“ wurde¹⁾.

5. Zustand der Brücken

Bedingt durch die Zunahme der Motorisierung des Straßenverkehrs seit dem Ende des 2. Weltkrieges, hat sowohl die Achslast wie



Abb. 6 a: Brücke in Weingarten/Baden, Signatur im Gewölbebogen.

*) 1823 Leiter des Bezirksamtes der Wasser- und Straßenbaudirektion Oberer Neckar-Kreis, Sitz Heidelberg.

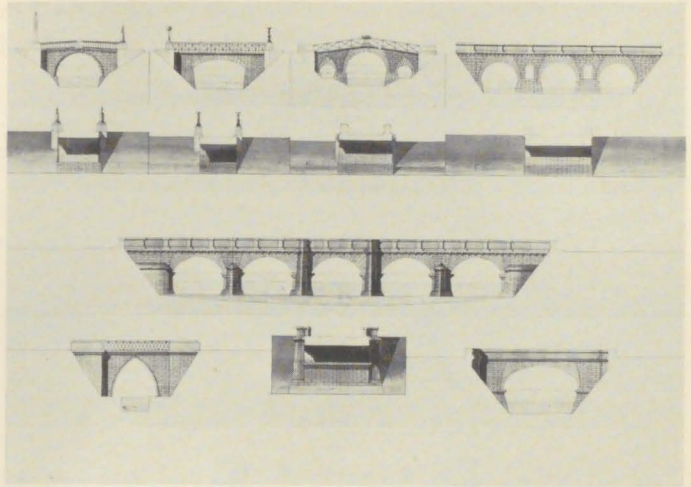


Abb. 10: Brückenentwürfe von Friedrich Weinbrenner. Tuschezeichnung handkoloriert, Größe: 51,4 × 72,8 cm, ohne Signatur Original: im Stadtarchiv Karlsruhe, Reg.-Nr. XV/1425

auch die Zahl der Lastwechsel an allen Brücken stark zugenommen. Eine besonders starke Beanspruchung erfahren diejenigen Brücken, die im Zuge von Bundesfernstraßen angeordnet sind.

Je nach dem Zustand der Brücken bzw. je nach der Prioritätszuweisung für einen Straßenausbau, wurden entsprechende Maßnahmen, die auch das Gesicht der Brücken verändert haben, getroffen. Zum Beispiel wurden beim Ausbau der B 48 die Brücken über die Murg (Abb. 2) und über die Steina (Abb. 4) verbessert und die Tragfähigkeit gesichert, indem auf die gesamte Brückenlänge eine Stahlbetonplatte aufgelegt wurde. Bei der Sanierung der Brücke über die Alb (Abb. 7) wurde neben dieser Maßnahme zusätzlich das Gewölbe mit Zementmilch verstärkt und mit einem Gewölbekorsett versehen. Bei diesen Brücken kann deren ursprüngliches Aussehen nur noch erahnt werden (Vergleich: Abb. 7 und Abb. 9).

Von den Brücken, die unverändert geblieben sind, ist die Brücke über den Dreckwalzbach in Weingarten am stärksten belastet: sie ist für den Schwerlastverkehr zugelassen und

hat eine relativ große Spannweite bei einem kleinen Bogenstich.

Der feststellbare Knick im Scheitel des Gewölbes ist bereits auf einer Aufnahme vom Jahre 1928 zu sehen⁴⁾.

1983 wurde eine erste Sicherungsmaßnahme getroffen, indem der Gewölbekörper mit Zementmilch zu einem Monoliten versteift wurde. Als weitere Maßnahme ist die Stabilisierung der Lage der Widerlager durch den Versatz von Wurzelpfählen^{*)} neben der Auflage einer Stahlbetonplatte in der Diskussion. Bei Anwendung der ersten Methode würde der Brückenkörper im Originalzustand erhalten bleiben.

Die Brücken über den Reichenbach (Abb. 1) bzw. den Emersbach (Abb. 5) sind nicht mehr im Zuge von Hauptverkehrsstraßen eingebaut und wegen ihres kleinen Bogenstichs nicht gefährdet. Sie bedürfen eher einer kosmetischen Sanierung.

*) Verfahren der Firma Held und Francke Bau AG, München

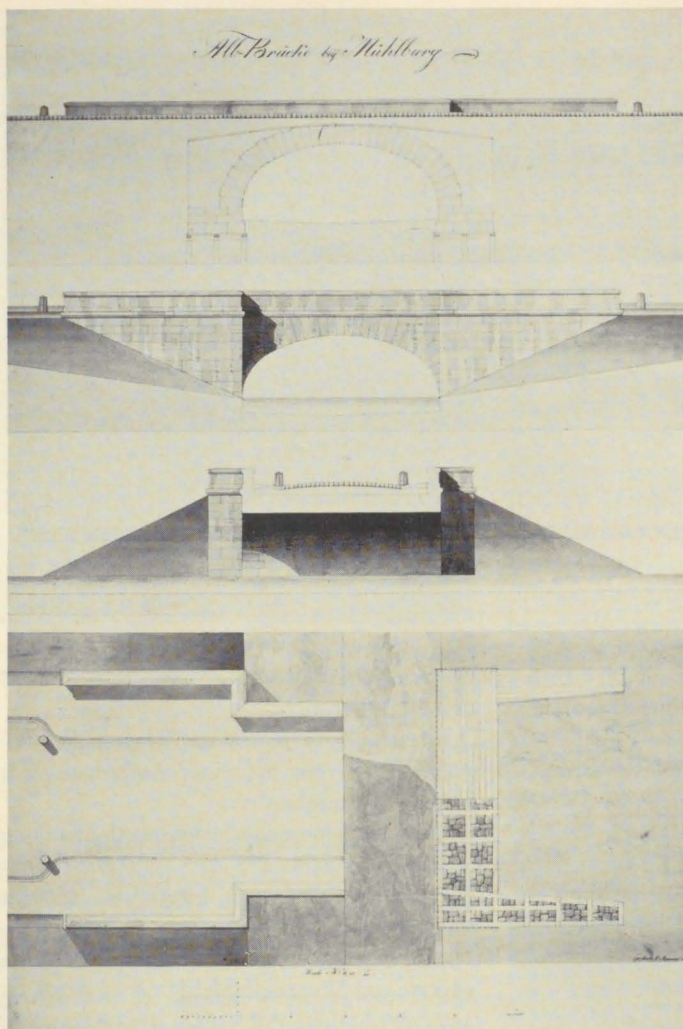


Abb. 9: Aufrißzeichnung der Brücke über die Alb im Zuge der damaligen Straße Nr. 2 der s. g. Rheinstraße zwischen Mühlburg und Grünwinkel (jetzt Karlsruhe-West).

Breite: 7 m Fahrbahn + 2 × 1,40 m Gehweg + 2 × 0,80 m Brüstung
 Spannweite: 11 m
 Zeichnungssignatur: (unten rechts) C. Rummer, 1823

Original: im Stadtarchiv Karlsruhe, Kat.-Nr. XV/1576

6. Schlußbemerkung

Die Steinbrücken von J.G. Tulla sind aufgrund ihrer konstruktiv klaren Linie und ihres prägnanten Entwurfs ein erstklassiges Zeugnis einer Ingenieurleistung des frühen 19. Jahrhunderts. Sie markieren im Badi-

schen Raum den Übergang zum Zeitalter des Stahls als Brückenkonstruktionsmaterial.

Die Sicherung der Brücken im Originalzustand ist deshalb aus kulturhistorischen Gründen dringend geboten. Das gilt im besonderen Maße für die Weingartener

Brücke, weil sie von den bestehenden Bauwerken das ausgereifteste Brückenbauwerk von J. G. Tulla darstellt.

Literatur

1) Baer, F. J., Chronik über Straßenbau und Stra-

ßenverkehr in dem Großherzogtum Baden, Verlag J. Springer, Berlin, 1878

2) Valdenaire, A., Zeitschr. f. Gesch. Oberrhein, Bd. 42 (1929), 5. 337—364

3) Cassinone, H., Die Geschichte und technische Entwicklung des Straßenwesens in Baden 1810—1920, Selbstverlag des Verfassers (1925)

4) Cassinone, H.; Fuchs, R., Johann Gottfried Tulla — Sein Leben und Wirken, Bad. Wasser- und Straßenbaudirektion Karlsruhe, 1929

Der ehemalige Mühlsteinbergbau bei Waldshut

Franz Falkenstein, Dogern

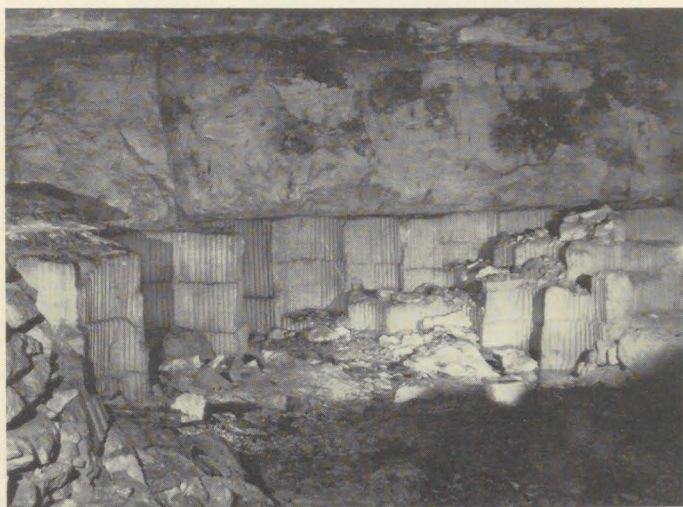
Für viele dürfte unbekannt sein, daß es im südöstlichen Schwarzwald in der Umgebung von Waldshut einmal eine bedeutende Mühlsteinindustrie gegeben hat. Schon aus dem Jahre 1393 sind darüber die ersten urkundlichen Erwähnungen bekannt. Und weil bereits 1531 bei Waldshut so reger Bergbau betrieben wurde, sah sich die damalige Stadtverwaltung gezwungen, eigens dafür eine „Steingruben-Ordnung“ zu erlassen. Zu deren Anfängen durften keine Steine aus dem Herrschaftsbezirk (Ausland) ausgeführt werden. Auch war es streng verboten, geeignetes Material zu etwas anderem als zu Mühlsteinen zu verarbeiten, weil der eigene Bedarf kaum gedeckt werden konnte. Daher wurde auch nach immer mehr Fundstellen gesucht. Es ist dies ein ausgebleichter, stark verkieselter Sandstein, der sich in der Buntsandsteinzeit (unterer Trias) am Anfang des Erdmittelalters vor etwa 225 Millionen Jahren mit

dieser einzigartigen Qualität hier regional abzulagern begann. Mit seinem harten Korn und etwas weicherem Bindemittel war er für alle Arten von Mahlmühlen geeignet, gleichgültig ob es Korn, Gips, Zement oder Farben waren. Ja, sogar für die Edelsteinschleiferei fanden ausgesuchte Stücke gerne Verwendung.

Um in den Talhängen an die zu Tage tretende Mühlsteinbank heranzukommen, mußte zuerst der darüberliegende Schutt und weichere Sandsteine abgeräumt werden. Als aber der Abraum zu mächtig wurde, scheute man die höheren Kosten nicht, den Abbau unterirdisch aufzunehmen. Dazu mußte zuerst über der Mühlsteinbank ein mehr als zwei Meter hoher Arbeitsraum herausgehauen werden. Erst dann konnte der begehrte Sandstein in Angriff genommen werden. Je nach der gewünschten Größe wurde im Kreis dicht nebeneinander Bohrloch an



Zwei übriggebliebene Mühlsteinrohlinge in der „Stadtgrube“ im Schmitzinger Tal.

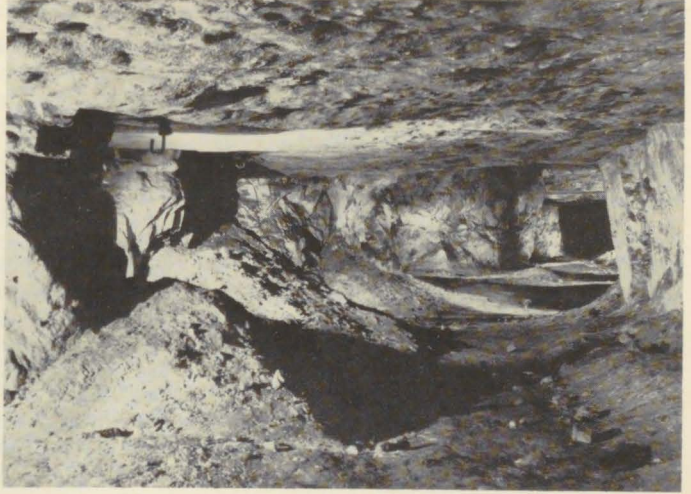


Der letzte Abbauort mit der abgebohrten Mühlsteinbank am Ende eines etwa 400 Meter langen verästelten Zufahrtsstollens.

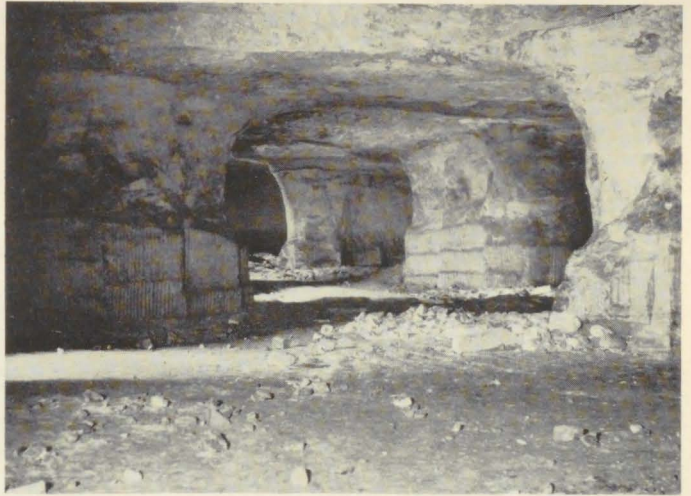
Bohrloch und jedes gleich tief in die Bank hineingetrieben. Diese Tätigkeit führten meist zwei Arbeiter im Gedinge gemeinsam aus. Der eine hielt die Bohrstange, und der andere schlug mit einem schweren Hammer auf das Eisen, wobei mit jedem Schlag der Bohrer leicht gedreht wurde. War nun der Kreis geschlossen, trieb man noch vier bis fünf Löcher auf der Bohrlochtiefe waagrecht in die Brust. Diese wurden dann mit

trockenem Hartholz ausgestopft und anschließend mit Wasser übergossen. Durch das Quellen des Holzes und gleichzeitiges Nachtreiben von Eisenkeilen löste sich der Block sicher von seiner Unterlage ab. Mit Brecheisen und Holzstangen wurde der Rohling auf ein Pferdefuhrwerk geladen und zur Weiterbearbeitung vor die Grube gefahren. Wie groß war allerdings die Enttäuschung, wenn sich Ton oder Quarzdrusen darin ein-

*Eine Gangstrecke in der
„Quarzmühle“ im Schmit-
zinger Tal.*



*Stehengelassene Tragfei-
ler in einer riesigen Halle
der Grube „Bleiche-
Waldshut“ im Liederbach-
tal.*



gelagert hatten und so seinen Wert minderten oder gar unbrauchbar machten. Die beiden Steinhauer hätten dann etwa 14 Arbeitstage umsonst geschafft.

Mit der Zeit wuchsen die Gruben und Brüche wie Pilze aus dem Boden, und die Mülhsteine fanden bald immer mehr in ganz Mitteleuropa regen Absatz. Auf holprigen Straßen oder schaukelnden Flößen wurden sie bis Holland und Ungarn verfrachtet. Als

1856 der Bahnbau von Basel nach Waldshut fertiggestellt war, nahm die hiesige Mülhsteinindustrie einen letzten gewaltigen Aufschwung.

Man konnte zwar die Produkte bequem überall hinsenden, aber mit der Eisenbahn kam auch die Konkurrenz. Besonders die aus Frankreich stammenden, sogenannten „Champagnersteine“ bekamen die Waldshuter Steinhauer schwer zu spüren. Diese, aus

einer Art Gipsbeton geformten und mit Süßwasserquarzplatten ausgelegten Mahlsteine, waren nicht nur billiger, sondern hatten auch noch andere vorzügliche Eigenschaften. Dadurch kam vor einhundert Jahren fast der ganze hiesige Abbau zum Erliegen. Und um die Jahrhundertwende nahm durch die Erfindung der Porzellanwalzen zum Mehlmahlen ohnehin die gesamte Mühlsteinherstellung ein jähes Ende. Heute sind fast alle alten Gruben eingestürzt und die Brüche von der Vegetation längst wieder verschlungen. Gelegentlich kann man hie und da in einem Bachbett der umliegenden Täler von Waldshut einen zerbrochenen Mühlstein finden,

der als Zeugnis eines einst bedeutenden Wirtschaftszweiges übrig geblieben ist.

Literatur und Quellen

Archivalien aus: GLA Karlsruhe, Landesbergamt Freiburg, Stadtarchiv Waldshut
Falkenstein Fr., Geschichte der Waldshuter Mühlsteine, Südkurier Nr. 181—198 Aug. 1980 WT
Jehle Fr. u. Englert A., Geschichte der Gemeinde Dogern, mit einem Beitrag von Fr. Falkenstein, Die Mühlsteingrube im Liederbachtal, S. 154 ff., Dogern 1978
Metz Rudolf, Geologische Landeskunde des Hotzenwalds, S. 556 ff., Lahr 1980

V. Persönlichkeiten

Ein berühmter Sohn Hausens i.W.

August Babberger zum 100. Geburtstag

Ludwig Vögely, Karlsruhe

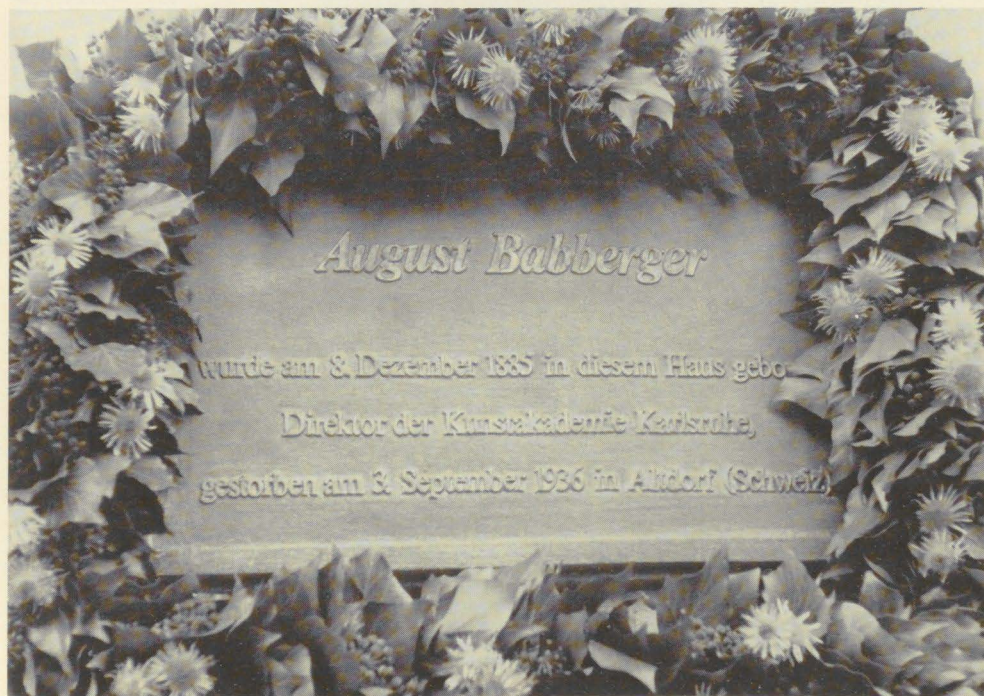
Hausen im Wiesental ist der Geburtsort von drei großen Männern: Johann Peter Hebel, der Dichter, August Babberger, der Maler, und Johann Sebastian Clais, der Techniker und Naturwissenschaftler erblickten hier das Licht der Welt. Der berühmte Expressionist und langjährige Direktor der Landeskunstschule in Karlsruhe wäre im Dezember 1985 hundert Jahre alt geworden. Auf Anregung des Vorsitzenden des Landesvereins „Badische Heimat“ Ludwig Vögely begann vor Jahren die Suche nach Babbergers Geburtshaus, das dann schließlich mit Hilfe einer betagten Dame gefunden wurde. Am Vorabend des 100. Geburtstages wurde nun von Bürgermeister Karl Heinz Vogt an diesem Geburtshaus, Maibergerstraße 3, eine schöne Ge-

denktafel enthüllt und in einer Feierstunde Leben und Werk Babbergers gewürdigt. Ein kurzer Abriss seiner Lebensgeschichte soll nun an den beinahe in die Vergessenheit geratenen Künstler erinnern.

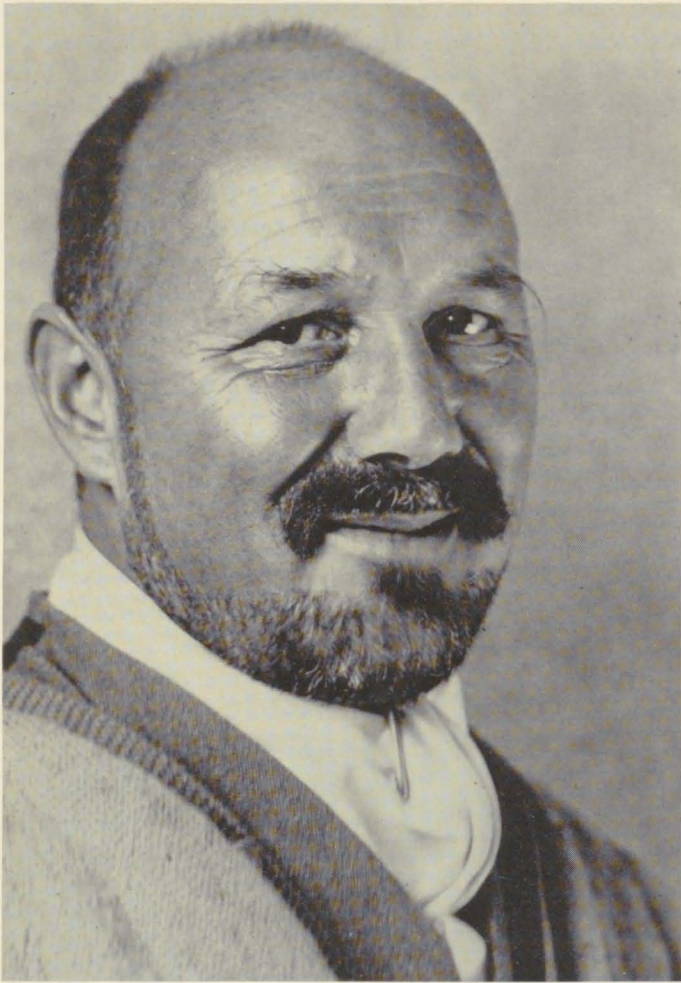
August Babberger wurde am 8. Dezember 1885 als Sohn eines Zimmermanns in Hausen i.W. geboren. In ihm floß das Blut einer langen Reihe bäuerlicher Vorfahren. Der Vater stammte aus Auggen bei Mühlheim, die Mutter aus Strittmatt im Hotzenwald. Als Babberger zehn Jahre alt war, siedelte die Familie nach Basel über. Dort besuchte der Junge vier Jahre die Realschule. Seine Bemühungen, anschließend als Dessinateurlehrling in einer Seidenfabrik unterzukommen, schlugen fehl, weil er Deutscher war und nach der

Lehrzeit zum Militärdienst hätte einrücken müssen. Außerdem befürchtete man, er sei farbenblind! Dem zum Trotz trat Babberger in ein Malergeschäft als Lehrling ein und besuchte die Gewerbeschule in Basel. Nun folgten Wanderjahre und der Zwang, den Lebensunterhalt zu verdienen. Babberger arbeitete in Basel, Buchloe, Nürnberg und München. Seine von den Lehrern erkannte und gern ausgeübte zeichnerische Begabung veranlaßte ihn zu dem leider vergeblichen Versuch, an die Münchner Kunstakademie zu kommen. Aber das Talent ließ sich nicht mehr unterdrücken. Auf einer Reise nach Hamburg im Januar 1908, wo er durch Akkordarbeit schneller und mehr Geld für Ferienaufenthalte im Gebirge verdienen wollte, machte er in Karlsruhe halt und zeigte Hans Thoma seine Federzeichnungen. Dieser riet

ihm, in Karlsruhe zu bleiben und in der Akademie in die Radierklasse einzutreten. So wurde Babberger 1908 Schüler von Prof. Conz. Dann erhielt er auf Vermittlung von Thoma und des Dichters Wilhelm Schäfer ein Ehrenstipendium der Zeitschrift „Rheinlande“ und konnte 1909—1911 an die internationale Kunstschule nach Florenz gehen, wo er Schüler von Augusto Ciacometti wurde. In seinen malerischen Bemühungen waren ihm Hodler und Marée Vorbilder, die in Florenz durch die frühen Italiener ergänzt wurden. Nach diesen zwei fruchtbaren Jahren siedelte Babberger nach Frankfurt über, nachdem er sich zuvor 1912 in Stampa mit der Luzerner Malerin Anna Maria Tobler verheiratet hatte. Von 1912—1920 lebte das Ehepaar in Frankfurt, dann erhielt Babberger einen Ruf als Professor an die Landeskunst-



Gedenktafel am Geburtshaus Babbergers, Hausen i. W. (Foto: Karl Heinz Vogt).



*August Babberger
(Foto: Staatliche Kunsthalle
Karlsruhe, Martha Stern).*

schule nach Karlsruhe. Seine Tätigkeit als Direktor der Kunstschule von 1923—1930 fiel in eine politisch und künstlerisch schwierige Zeit und erforderte den ganzen persönlichen Einsatz. 1933 wurde Babberger mit anderen namhaften Professoren als „entartet“ entlassen, für seine Kunst war kein Platz mehr vorhanden. Er nahm Wohnung in der Schweiz, wo er seit 1916 die Sommer auf der Balmalp am Klausenpaß auf dem Besitz der verwandten Familie Schillig verbrachte. August Babberger verstarb völlig unerwartet

schnell kaum einundfünfzigjährig in der Vollkraft seines Wirkens am 3. September 1936 an den Folgen einer Halsoperation in Altdorf (Uri). Dort liegt er auch begraben. Über seine Kunst hat Babberger selbst in aller Kürze in einer Briefnotiz aus dem Jahre 1930 folgendes gesagt: „Mich interessiert als Maler der Mensch, die Landschaft und die Mittel, diese in Wandmalerei in eine Einigkeit zu bringen. Hochgebirgslandschaft, kühn, abstrakt, übereinanderggebaut, klar, hart, große Gegensätze in intemem Reiz der

Blumen zu der Architektur der Landschaft, die nahe der geometrisch, abstrakten Formen, Steigerungen, Bezirke scharf abgegrenzt. Durch das Fehlen der Bäume ist Sonne und Erde deutlicher, Hauptelement der Rhythmus. Anders kommt man nicht an das Wesentliche der Berge. Ihre Gliederungen ergeben Windströmungen, die die Wolken eng mit diesen verbinden zu Einheiten, wie sie in der Ebene nicht sichtbar werden können in einer freieren Entfaltung der Luftströmungen. Meine Arbeiten sind nur aus dem Gebirge heraus zu verstehen und zu erklären.

Der Mensch interessiert mich in seiner Einheit als Mann und Frau. Ob er ißt oder sich kratzt, ob er sündigt und sich mit der Polizei in Konflikt bringt, wenn er schlägt oder

stiehlt, usw., alle diese Zwischenformen gehen mich nichts an. Er liegt, ruht oder schläft, er sitzt, er schreitet ruhig oder heftig, er ist erregt und kämpferisch oder still und einig. Er ist allein, zu zweit oder in einer Masse. Sein Allgemeines, das Allgemeine, das seine Bewegung übersichtlich macht, möchte ich herausholen. Übersicht, um zusammenschließen und -binden zu können.

Jene Dinge, die alle tun, die Linie, die nur kleiner, einfacher oder größer, komplizierter ist. Gegensätze, die Steigerung aus einem Zustand in den andern und deren Verbindung. In die Breite schreiten oder in die Höhe steigen. Eine Entwicklung sichtbar machen vom Aufstehen bis zum Sich-wiederhinlegen.



August Babberger, *Kuhherde im Hochgebirge*, Öl auf Leinwand, vor 1927 (Foto: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe).

Die Parallelität zur Landschaft und Leben und zu den Mitteln. Die Mittel, die Farbe in ihrer Abstraktheit. Es müssen überall in allen Schichten der Natur ähnliche Zusammenhänge sein. Ob sie in diesem Material oder Gebiet, oder in einem anderen sich auswirken. So frage ich mich: Wo liegt das Rot in der Farbe, in der Landschaft, im Mensch, in der Natur überhaupt? Wie steht diese Farbe im Verhältnis zu den anderen hier, da und dort? Dasselbe ist mit den Linien. Diese geheimen Zusammenhänge und Verbindungen in Werte und Stimmungsgehalt zusammengefaßt.

Landschaftlich verwurzelt wie ein Bauer und liebend bestrebt, den Menschen festlich in die Natur zu binden, liebe ich die Berge, namentlich wie sie in Uri erscheinen, kühn abstrakt und frei, übereinandergebaut, klar, hart und voller Gegensätze, im intimen Reiz der Blumen und Bäche gegen die große Architektur der Landschaft. Rhythmus ist das Hauptelement.“

Und dann fährt Babberger fort: „Ich möchte Menschen malen, die so still und glücklich aussehen können wie ein Stück blauer Himmel, oder so freudig bewegt wie eine weiße Wolke; ebenso kühn wie die Felsen und so selbstzufrieden wie die Alp mit ihren Blumen. Dieser Landschaft strebe ich nach, möchte sie nicht nur verstehen, sondern ihr nahe kommen, gleich werden wie sie. Nicht nur mein Leben möchte ich dahinein verbinden, sondern auch das Leben der Menschen,

das mir überall lieb ist, wo es sich einfach äußert, wo es nichts Kriminalistisches hat, wo die Sorgen naturhaft sind wie die Freuden. Was einen durch üble Gewohnheiten vom andern unterscheidet, geht mich wenig an, sondern wie er sich zum Ganzen verhält, wie und wo er mit diesem einig wird. Gegensätze, die sich verbinden, Steigerungen, Gemeinsamkeiten; Dinge, die alle tun, Linie, die nur kleiner, einfacher oder größer, komplizierter ist. Schon früh wollte ich wissen, was mich mit den Menschen im Größten verbindet. Mann und Frau sind mir das höchste Zeichen der Verbindung, das schönste Bild der kosmischen Harmonie. Ich erlebe als Mensch die Landschaft, bin ergriffen von ihr und will sie menschlich deutlich machen.“

Wenige Tage vor seinem Tode schrieb August Babberger am 17. August 1936 in seinen schönen, eindrucksvollen, sein ganzes Sein enthüllenden „Wetternotizen“: „Es ist Herbst geworden. Braun nimmt als Farbe überhand. Der Dünger stimmt in dieser Farbe mit, der jetzt aus dem Stall und Sammelbecken hinausbefördert wird. Das Grün hat etwas Durchsichtiges bekommen, wie vergeistigt, das auch Sterbende haben. Unser Inneres ist ruhig. Die Bauern haben ihren Käse verkauft und die Schafe; meine Skizzenbücher sind voller Erlebnisse der Augen, und dankbar muß ich sagen: es war schön in diesem Sommer! Diese Worte müssen das Herz festigen, da alles sein Ende hat, das aber auch bejaht sein soll.“

August Babberger, mein Lehrer

Ernst Rehmann, Karlsruhe

Als wir 1927 in die Badische Landeskunstschule eintraten, war ihr Direktor Prof. August Babberger. Die Bad. Landeskunstschule war sieben Jahre zuvor als Vereinigung von Akademie und Kunstgewerbeschule gegründet worden. Die Ausbildung dort sah vor: ein Jahr Vorbildungsklasse, zwei Jahre Ausbildungsabteilung und zwei Jahre Meisterwerkstätten. Die Vorbildungsklasse lag zu dieser Zeit in Händen von Prof. Georg Scholz. Hier unterrichtete uns auch Prof. August Babberger, der sonst eine Meisterwerkstätte leitete. Er gab uns Unterricht in Farblehre und in Ornamentik, später auch in Aquarellieren.

Als wir Babberger zum ersten Mal sahen, ihn kennenlernten, mit dem wir bis dahin nur durch unsere Bewerbungsschreiben „an die Direktion und einen Hohen Senat“ schriftlich und einseitig in Verbindung standen, waren wir allein schon durch seine äußere Erscheinung fasziniert: Groß, mindestens 1,80 m, markant geschnittener schwarzer Bart, schwarzer Anzug mit Reithose, hohe Schnürschuhe, eine Art Bergschuhe mit einer dicken, damals noch kaum bekannten, Kreppsohle, kein Hemd mit Krawatte, wie es üblich war. Er trug einen weißen Seidenschal, wie er 40 oder 50 Jahre später in Mode kam. Dieser Anzug, eine gepflegte Aufmachung, galt ihm richtig und gut für jede Gelegenheit. Wir haben ihn nie anders gesehen.

August Babberger war Alemanne, und er zeigte, daß er stolz darauf war. Er sprach zwar hochdeutsch im Unterricht, jedoch so, wie auch ein Schweizer hochdeutsch spricht, der dann überaus erstaunt und verwundert ist, wenn sein Gesprächspartner nach den ersten Sätzen merkt, daß er Schweizer ist. Frau

Babberger, eine sehr musische Frau, war Schweizerin, und ich bin überzeugt, daß das Ehepaar zu Hause sich in kernigem Alemannisch unterhielt. Da ich selbst Alemanne bin, hatte ich von Anfang an einen guten Kontakt mit meinem Lehrer, mußte ich doch oft als Dolmetscher einspringen. Wenn Babberger etwa bei einer Korrektur sagte: „Das, was Sie da gezeichnet haben — sind Sie froh, daß es der Scholz nicht sieht — das Buch da ist viel zu gäch“, verstanden das seine bayerischen oder preußischen Schüler keineswegs und schauten entsprechend. In solchen Fällen zeigte er auf mich und sagte: „Der da solls übersetzen, der verstehts.“ („gäch“, vielleicht von jäh kommend, ist steil, eine gäche Kinzge etwa ist ein steiler Hohlweg)

August Babberger war in dieser Zeit zweifellos der fortschrittlichste Maler unter den Lehrern der Kunstschule, er war der Avantgardist, klammert man die beiden Vertreter der Neuen Sachlichkeit Hubbuch und Scholz oder auch Schnarrenberger aus. Er war ein expressiver Maler. Seine Bilder waren dekorativ und, wie er sagte, als Wand- nicht als Tafelbilder gedacht. Andere Lehrer, wie die Professoren Dillinger, Goebel, Hau Eisen etwa oder gar Bühler oder Württenberger waren viel mehr der Tradition, dem späten Impressionismus oder noch früheren Kunstrichtungen verhaftet.

Was Babberger bei uns kursmäßig unterrichtete, war, wie schon erwähnt, Farblehre, Ornamentik und Aquarellieren. Die Farblehre war in erster Linie eine Kompositionslehre. Wir hatten aus vorhandenen Gegenständen, aus Kannen, Flaschen, Vasen, Tellern und dergl. zwei oder drei vor uns aufzustellen und nach den Gesichtspunkten formaler und farbiger Kontraste einen kleinen kompositio-

nellen Entwurf zu fertigen und darin die Hell-Dunkel-Kontraste und die formalen Gegenstände herauszuarbeiten etwa mit den Erdfarben Umbra — roter Ocker — Saturnrot oder Umbra — gelber Ocker — Chromgelb. Die „schönen“ Farben, wie Babberger die reinen Farben, die Grundfarben, nannte, besaßen wir nicht in diesem Unterricht.

Prof. Babberger war ein strenger, doch auch sehr toleranter Lehrer. Er war ein Mensch mit viel Humor. Als er einmal die Klasse betrat, und wir gerade mit einer großen Kokosnuß Handball spielten und ich vor Schreck als Torwart versagte, so daß die Nuß in Richtung auf den an der Rückwand des Saales aufgestellten Glasschrank mit den Zeichenmodellen direkt an seinem Kopf vorbeisauste und mit großem Knall, zum Glück auf dem Holzrahmen, aufschlug, schaute er uns groß an und sagte dann: „Meine Herren, das sehe ich aber nur ein Mal.“

Wir hatten bei uns einen Münchner. Mit ihm legte sich Babberger gerne an. Einmal hatte er bei seinen Gegenständen, die er zeichnete, ein großes Vorhängeschloß liegen, es aber ohne jede Perspektive so gezeichnet, als stünde es aufrecht im Bild. Bei der Korrektur schaute Babberger sich das an und meinte dann in seinem alemannischen Hochdeutsch: „Was macht denn der (das Schloß)? Der schaut heraus und will sehen, wer da vor ihm sitzt.“ Der Schüler meinte (bayerisch): „Do bin i scheints a bisserl drüberausfohrn.“ Direktor Babberger schaute ihn an und sagte: „Geben Sie nur acht, daß Sie nicht ganz drüberausfohrn, Sie sind noch nicht endgültig bei uns aufgenommen.“

Einmal wurde Babberger von einem nach einer Rezeptur gefragt, einer Rezeptur für eine Emulsion oder einen Firnis. Er schrieb sie gleich auf. Am Schluß schrieb er: „gieb“ noch das und das dazu. Einer von uns meinte: „Aber gib, Herr Professor, schreibt man nicht mehr mit ie.“ Nach einem durchdringenden Blick sagte er: „Ich weiß nicht, was Sie gegen das ie haben. Liebe schreibt

man doch auch mit ie — und die hab' ich gern.“

Jedes Jahr veranstaltete die Kunstschule ein großes Fest, einmal im Lichthof in der Westendstraße, ein andermal im Künstlerhaus. Solche Feste standen immer unter einem Motto. Das Motto 1928 war „Papier und Pappe“. Jede Klasse leistete ihren Beitrag. Die Damen der Textilabteilung hatten aus Pappe einen überlebensgroßen Babberger ausgeschnitten und zwei von ihnen tanzten als Babberger-Fans singend vor ihm. Beim Refrain sprangen sie abwechselnd hoch und küßten die Figur. Hinten im Saal an der Rückwand, gegenüber der Bühne, stand Babberger und rief in den Saal: „Meine Damen, wenn ich's nur selbst wirklich wäre.“ Auf einem solchen Künstlerfest stellten sich auch die Babberger-Schüler Männe Heintz, später in der Schweiz großer internationaler Galerist, und Portoluzzi, später Balettmeister in Karlsruhe, zum ersten Mal als Tänzer der Öffentlichkeit vor.

Babbergers Ornamentlehre war ein kompletter Lehrgang, der natürlich wiederum mit Komposition, der wieder mit den künstlerischen Kontrasten zu tun hatte. Mit den Elementen Linie, Strich, Punkt und Kreuz hatten wir Bänder, Bandornamente, Netzornamente oder Zentralformen zu entwerfen. Aquarellieren war an der Landeskunstschule kein Unterrichtsfach (mehr). Prof. Babberger gab uns einen kurzen Kurs in dieser Maltechnik. Wir hatten Stilleben zu aquarellieren. Zu einem solchen Stilleben stellten wir eines Tages ein Milchkrüglein, rotorange mit weißen Punkten. Da Deckweiß im Aquarell als tabu galt, sparten meine Kollegen die weißen Punkte sauber aus und ließen die Papierfarbe als Weiß stehen. Mir wollte das wohl nicht ganz gelingen; jedenfalls nahm ich Deckweiß und setzte damit Punkt um Punkt mit einer Drehung des Pinsels auf. Meine Kollegen waren entsetzt und sahen für mich nichts Gutes voraus. Auch mir war nicht wohl bei dieser Sünde. Babberger kam, sah alles der Reihe nach an und rief alle zu

meiner Arbeit: „Schauen Sie her, der hat's richtig gemacht. Der hat die Tupfen so aufgesetzt, wie's der Hafner auch gemacht hat.“ Einen ganz besonderen Eindruck machte uns ein Besuch seines Ateliers, wo er uns einen Blick in sein Arbeiten tun lassen wollte. Auf langen Tischen lagen unter dicken Glasplatten Entwürfe für einen Fries mit hunderten von Figuren. Was uns aber am meisten beeindruckte, war die enorme Sauberkeit des Arbeitsraumes, die Arbeitsdisziplin, von der dieser Raum sprach. Von einem Maler, der so spontan und temperamentvoll seine Ideen in Bilder umsetzte, hatten wir eine so peinliche Ordnung an seinem Arbeitsplatz nie erwartet, zumal er zu dieser Zeit für die Ausführung seiner Bilder viel Sand, Kalk und Mörtel verwandte für Sgraffitos und Putzkeramiken. Beim Anblick dieser Putzarbeiten verstanden wir jetzt auch seinen Ausspruch: „Das müssen Sie doch wissen, (irgendein Fremdwort), Sie haben doch studiert. Ich bin nur ein Maurer.“ Heute noch sehe ich sein Atelier vor mir, wenn ich in einer Kunstzeitschrift farbige Wiedergaben fotografierter Schüler- oder Lehrerateliers der Karlsruher Akademie von heute finde. Manchmal hatten wir unseren Unterricht in einem Saal der Meisterabteilung Babbergers. Hier trafen wir auch Leute des Malerhand-

werks, die sich hier weiterbildeten. Das war eine alte Tradition in Karlsruhe. Doch zu Anfang der zwanziger Jahre wurde der Gewerbeschule eine Malerfachschule angegliedert zur Weiterbildung der Gesellen und zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung im Malerhandwerk. Babberger war, wie schon gesagt, ein absolut toleranter Mensch, der nie ernstlich böse oder gar unbeherrscht sein konnte. Doch er wurde sehr böse, wenn er auf das Thema „Malerfachschule“ zu sprechen kam. Diese Schüler aus dem Handwerk, mit dem er sich immer noch verbunden fühlte, hatte man ihm weggenommen, und ihre Weiterbildung nach seiner Meinung unfähigen Leuten dort übertragen. Es schmerzte ihn sehr. Vielleicht wäre er etwas getröstet gewesen, hätte er gewußt, daß ich nach dem Kriege, 25 Jahre später, diese der Gewerbeschule angegliederte Malerfachschule neu auf- und auszubauen hatte, daß ich dort meinen Unterricht in der Farben- und vor allem in der Ornamentlehre ganz aufbaute auf den Unterlagen, die aus seinem Unterricht stammen. August Babberger war eine Persönlichkeit, er war ein Künstler, dessen Werk heute viel zu wenig bekannt ist, er war ein hervorragender Pädagoge. Vor allem aber war er ein Mensch voller Güte und Liebe (mit ie).

*Ein schönes Geschenk
ist jederzeit
ein Patenschafts-Abonnement
unserer Zeitschrift
„Badische Heimat“*

Lebens-Wegweisungen aus christlichem Geist

Zum Ableben des Karlsruher Schriftstellers Dr. Otto Gillen

Franz Wehinger, Karlsruhe

Nach langer Krankheit ist Dr. Otto Gillen, der in Jahrzehnten einer der wegweisenden und herausragenden deutschen Autoren in weltoffenem Katholizismus war, im 87. Lebensjahr in Karlsruhe gestorben. Der im thüringischen Greiz geborene Sohn eines aus dem Saarland stammenden Buchdruckereibesitzers ist in Bad Godesberg aufgewachsen. Seine Studienwege (Germanistik, Theaterwissenschaft, Geschichte, Philosophie, Kunstgeschichte) hatte ihn geführt nach Berlin, Münster, Köln und Kiel, wo er zum Dr. phil. promovierte, und schließlich nach Bonn (Staatsexamen an der Universität).

Gillens Wirken als Redakteur an verschiedenen Tageszeitungen wurde 1943 unliebsam unterbrochen: Wie schon 1917/18, als der noch nicht Zwanzigjährige in Nordfrankreich dem Grauen des Völkermordens begegnen mußte, wurde er wiederum eingezogen und 1946 aus der französischen Kriegsgefangenschaft entlassen.

Die menschlicher Vernunft verschlossen bleibenden Sinnlosigkeiten dieser beiden großen Kriege haben Otto Gillens Einstellung zu den Weltwertigkeiten und zu den Erdenichtigkeiten tief geprägt. Solche bitteren Erfahrungen trugen wesentlich dazu bei, daß entscheidende Teile seiner Gedanken in ungezählten Gedichten, in den vielen größeren und kleinen Prosaarbeiten und in Sinnsprüchen immer wieder den Geheimnissen von Werden, Reifen, Verlöschen, Einmünden in die Heimat des Jenseitigen nachspüren.

Gleich 1946 schon fand Dr. Gillen in Karlsruhe seine bleibende Heimat. Von 1948 bis Ende 1972 hat er hier als Kulturschriftleiter der „Badischen Neuesten Nachrichten“ in

vielen hundert Beiträgen zum aktuellen Kulturgeschehen das kritisch-verständnisvolle Echo auf ungezählte Theaterpremieren (vornehmlich des Schauspiels), Ausstellungen und Buch-Veröffentlichungen geprägt.

Neben seinen vielfältigen Kulturschriftleiter-Verpflichtungen hatte sich der Heimgegangene in etlichen Ehrenämtern engagiert: So war er lange Vorsitzender des Presseclubs Karlsruhe, betreute über einen ausgedehnten Zeitraum die Ausstellungen des Karlsruher „Insel“-Theaters, war Mitbegründer und Leiter des früheren „Karlsruher Kultur-Forums“, mehr als zwei Jahrzehnte Mitglied des Städtischen Kulturausschusses und der Städtischen Ankaufskommission, arbeitete in der Jury für den Hermann-Hesse-Preis und setzte sich besonders ein für die Ötigheimer Volksschauspiele (1984 Josef-Saier-Medaille) und für die Ettlinger Schloß-Festspiele. In vielen Vorträgen und Lebenshilfestunden (auch durch seine lange Zeit regelmäßigen Meditationsabende) gab er sein reiches Wissen und seine vielfältigen Erfahrungen in der Kunst erfüllten Alt-Werdens an seine Zuhörer weiter. Als Vortragender wie auch als Rezitator hatte er neben der Kunst treffender Formulierungen auch eine ausgeprägte Rednergabe.

Trotz der umfangreichen beruflichen Anforderungen, die er ja bis übers 73. Lebensjahr voll ausfüllte, fand Otto Gillen immer wieder die Zeit und die innere Ruhe für sein vielfältiges schriftstellerisches Werk: In deutschen und in schweizerischen Verlagen erschienen im Lauf der Jahrzehnte rund drei Dutzend inhaltsgewichtige Bücher und Bändchen. Auch nach seinem 80. Geburtstag war diese

Reihe nochmals mannigfach erweitert worden („Alles kreist um eine Mitte“ — „Der Mensch in Gottes Hand“ — „Immer kann ich Dich ahnen — Gespräche mit Gott“ — „... nichts als Lobgesang“ — „Damit einer vom anderen lerne — Vom guten Miteinander“ — „Verzaubert“). Für Gillens Leser- und Freundeskreis war der 85. Geburtstag durch zwei Neuerscheinungen verschönert worden: In der bei der Pfälzischen Verlagsanstalt in Landau/Pfalz erschienenen Novelle „Himera“ hat der Dichter in Tagebuchform, beschrieben aus der Seele einer Frau, „lose Blätter einer Liebe“ festgehalten. Im Christiana Verlag (Stein am Rhein) und im Pattloch-Verlag (Aschaffenburg) erschien ein Band, in dem Gillen unter dem Titel „Der Mystiker vom Bodensee“ Heinrich Seuses Reise von Konstanz nach Köln kundig und poetisch nachzeichnete. Für die Pfälzische Verlagsanstalt hatte der angesehene Kunsthistoriker schon 1979 die erste deutsche Ausgabe des „Hortus Deliciarum“

herausgegeben. Dieser bedeutenden mittelalterlichen Bilderhandschrift der elsässischen Äbtissin Herrad von Landsberg hatte schon einst seine Doktorarbeit gegolten.

Gillens Texte — Verse in freien und gebundenen Formen, Erzählungen, Novellen, Legendes, Meditationen und Beschreibungen — singen aus tiefer Religiosität ein dankvolles, überzeugtes, überzeugendes Ja zur Fülle und Weite der Schöpfung. Sie deuten Meisterwerke der Architektur, der Plastik und der Malerei. Immer wieder geht es in diesen Bänden um Erfahrungen, Sinngebung und Erfüllung des Lebens im tätigen Streben „Zwischen Himmel und Abgrund“ sowie um Stunden der Stille, denen die Kraft zu neuem Wirken im Alltag entströmen soll.

Immer wieder hat der Dichter Menschen dargestellt in Erkenntnis suchender Zwiesprache mit sich selbst und mit ihrem Schöpfer, an den Klippen ihrer Entscheidungspflichten und Versuchungsstationen, im Dialog mit den Gefährten ihres Lebens.

Der Landesverein Badische Heimat
beglückwünscht sein Ehrenmitglied

D. Dr. Otto Beuttenmüller

zur Verleihung des Ehrenbürgerrechtes
der Stadt Bretten
und zu seinem 85. Geburtstag aufs herzlichste.

Damit hat die jahrzehntelange Arbeit des Jubilars in der Familien- und Heimatforschung und seine Bemühungen um den Erhalt des Erbes von Philipp Melanchthon die gebührende Anerkennung gefunden.

Der Landesverein wünscht seinem verdienten Ehrenmitglied für die Zukunft
alles Gute.

L. Vögely
Präsident

VI. Institutionen

95 Jahre Lehrerinnenheim Baden-Baden

Hans Clauser, Karlsruhe

O Lichtental, du Zauberwort,
du bist der schönste Schwarzwaldort,
ein Paradies auf Erden;
wer voller Sehnsucht zu Dir eilt
und in den holden Bergen weilt,
muß der gesund nicht werden?

Martha Bresch aus Straßburg am
23. August 1892
(aus dem ersten Gästebuch des
Heims)

Das Lehrerinnenheim Baden-Baden ist eng verknüpft mit dem ersten Lehrerinnenseminar, dem Prinzessin-Wilhelm-Stift in Karlsruhe. Diese 1873 gegründete erste Ausbildungsstätte für Lehrerinnen und Erzieherinnen hatte sich bald ein außergewöhnliches Ansehen weit über Baden hinaus erworben. Gertrud Bäumer schreibt in ihren Lebenserinnerungen vom Jahr 1894, in dem sie als Volksschullehrerin in einer Kleinstadt wirkte:

„Ich hätte meine Berufserfahrung nicht so auswerten können ohne die Hilfe einer älteren Kollegin, die aus dem Seminar von Hermann Oeser aus Karlsruhe kam, und die von dort nun wirklich pädagogische Kultur mitbrachte. Von ihr auch hörte ich zum ersten Mal den Namen Helene Lange, beschämt durch ihr Erstaunen über meine Ahnungslosigkeit. Von ihr bekam ich die Zeitschrift „Die Lehrerin“, die Maria Loeper-Housselle schon seit einigen Jahren herausgab.“

Marie Loeper-Housselle, mit Helene Lange Gründerin des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, gehört zu den bedeutendsten ersten Vertreterinnen der Frauenbewegung, deren erstrebtes Ziel die Erziehung der Frau durch die Frau und die freie Entfaltung und Selbstverwirklichung der Frau im Beruf und im Dienst für andere war.

Sie war eng befreundet mit Minna Lanz, der Wirtschafts- und Internatsleiterin des Prinzessin-Wilhelm-Stifts in Karlsruhe, die 1888 den Verein badischer Lehrerinnen gründete. Sie gehört zu den geistigen Mitbegründerinnen des Vereins wie auch des Lehrerinnenheims in Baden-Baden, wo sie — nur 8 Wochen nach dem Tod von Minna Lanz — 1916 verstarb.

Hier im Garten ihres geliebten Heimes wurden die Aschenurnen der beiden Frauen beigesetzt und ihre letzte Ruhestätte mit einem Gedenkstein geschmückt.

Zu ihrem 70. Geburtstag hatte ihr der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein eine Originalkopie der Sixtinischen Madonna von Raphael in der Dresdner Gemäldegalerie geschenkt.

In ihrem Testament vermachte sie dieses prächtige Bild dem Lehrerinnenheim — an einem Ehrenplatz hält es auch im neuen Haus die Erinnerung an die Anfänge des Lehrerinnenheims wach.

Als Zweck des Vereins nennt das Statut:

1. Die Gründung eines Heimes
2. Die Unterstützung seiner Mitglieder in Krankheitsfällen
3. Die Förderung des Berufslebens

Der Weg der Frauen zur Gleichberechtigung und zur freien Entfaltung im Berufsleben war — und ist bis heute — mühsam und begegnet vielfältigen Vorbehalten und Vorurteilen.

Aussagen über wesensmäßige Eigenarten des weiblichen Geschlechts erfolgten bis weit in unser Jahrhundert hinein nach stark verfestigten Stereotypen, die uns, obwohl wissenschaftlich widerlegt, bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts hin in Diskussio-

nen über Mädchenbildung und Frauenemanzipation immer wieder begegnen.

Ein Anspruch auf Ausbildung wurden den Mädchen — auch bei konservativer Auffassung — nicht grundsätzlich abgesprochen. Eine ihrer Natur gemäße Erziehung, hauptsächlich durch gesinnungsbildende und hauswirtschaftliche Fächer in der Mädchenschule, wurde ihnen durchaus zugestanden und als notwendig anerkannt, wenn auch z.T. mit recht kuriosen Forderungen und Vorstellungen verbunden. So verlangte beispielsweise der Lehrer J. Greßler in einer 1888 erschienenen Schrift, daß man Mädchen die Hausaufgaben vollständig erlassen sollte, damit diese „nach den Schulstunden auch wirklich voll und ganz dem Haus gehören, nicht aber noch gezwungen seien, eine Reihe von Stunden auf die Erledigung von Schulaufgaben zu verwenden.“ Mit dieser Aussage korrespondiert eine andere Feststellung desselben Autors: „Trotzdem aber gibt es nach unserem Dafürhalten für die Mädchen kaum einen besseren Turnunterricht als den, den sie im eigenen Elternhause in der allseitigen Betätigung ihrer physischen Kräfte bei der Verrichtung der Hausarbeit finden könnten.“

Die „Lehrerinnenfrage“ erregte die Gemüter. So hieß es in einer offiziellen Stellungnahme dazu: „Die Kunst des Unterrichtens setzt nach unserer Überzeugung ein gründlicheres Studium voraus, als es von einer Lehrerin erwartet, ja gefordert werden kann.“

Allgemein hob man hervor, daß Frauen mehr im Fühlen als im Denken verhaftet seien und man ihnen höchstens den Unterricht in Handarbeit, Turnen, Musik und Zeichnen anvertrauen könne.

Ein wackerer Kämpfer gegen die Frauen übersetzt den Satz aus dem 1. Korintherbrief des Paulus „mulieres in ecclesiis taceant“ kühn und aufschlußreich: „Einem Weibe aber gestatte nicht, daß es lehre.“

„Nur ein Beruf kann das Mädchen dauernd fesseln und beglücken, das ist eben der Mutterberuf.“

In begrenzter Zahl werden auch in Baden nach und nach Lehrerinnen an Volksschulen und höheren Töchterschulen verwendet — solange sie unverheiratet blieben.

Sie durften an Volksschulen nur in den unteren vier Klassen eingesetzt werden und verdienten im Durchschnitt nur zwei Drittel dessen, was man den Lehrern bezahlte — und das war schon wenig genug!

Eine große Zahl der ausgebildeten Lehrerinnen ging als Erzieherin oder Hauslehrerin zu adligen oder großbürgerlichen Familien. Krankheit und Alter waren nicht abgesichert. Dies macht verständlich, weshalb als erster Vereinszweck des von Minna Lanz gegründeten Vereins badischer Lehrerinnen die Gründung eines Heimes angestrebt wurde.

1863 hatte Prinz Wilhelm von Baden — der jüngere Bruder Großherzogs Friedrich I. — eine russische Prinzessin geheiratet, Ihre Kaiserliche Hoheit Maria Maximilianowa, Herzogin von Leuchtenberg, Prinzessin Romanowskaja — die unter ihrem neuen Namen, Prinzessin Wilhelm von Baden, in die Geschichte der Frauenbildung und Frauenemanzipation in Baden eingehen sollte und damit wesentlich zum Ruf Badens als „Musterländle“ beigetragen hat.

Sie war nicht nur Präsidentin des Verwaltungsrates des nach ihr benannten Lehrerinnenseminars — sie nahm auch aktiven Anteil am Leben dieser Einrichtung und drängte z. B. auf Einführung von Vorlesungen über Hygiene in den Ausbildungsplan der Lehrerinnen.

(Schon ein Jahr nach ihrer Ankunft in Karlsruhe ließ sie „in der oberen Retirade“ des Prinz-Wilhelm-Palais am Schloßplatz 23 das erste „water closet“ in der Residenzstadt einbauen — noch bevor der im Ehevertrag vereinbarte Einbau einer griechisch-katholischen Hauskapelle in Angriff genommen wurde.)

Der mit seinem schwarzen Heckerhut im Karlsruhe jener Jahre wohlbekannte eigensinnige Abgeordnete der 2. Kammer, Heinrich Hansjakob, zollt ihr und dem Prinzen in

seinem Buch „In der Residenz“ höchstes Lob:

„Ich habe in meinem Leben noch nicht viel Prinzenleute kennengelernt, aber Prinz Wilhelm und sein Bruder, Großherzog Friedrich von Baden, haben, so lange sie lebten, es gewußt, wie man sich in unserer demokratischen Zeit als Fürsten geben muß. Prinz Wilhelm ist politisch und literarisch von einer Bildung, die ich bei einem Prinzen, welchen Menschenkindern von Jugend an alles so leicht gemacht wird, nie gesucht hätte. Die Frau Prinzessin aber, deren Mutter eine Tochter des Zaren Nikolaus I. ist, und deren Großvater der Stiefsohn Napoleons und spätere Vizekönig Eugen Beauharnais war, ist eine der geistvollen Frauen, die mir im Leben begegnet sind.“

(Sie fand nicht weit von „ihrem“ Lehrerinnenheim in der russischen Kirche in Baden-Baden ihre letzte Ruhestätte.)

Als Minna Lanz den Entschluß faßte, einen Verein mit dem Ziel der Schaffung eines Heimes für Lehrerinnen zu gründen, fand sie in Prinzessin Wilhelm auch dafür eine engagierte und tatkräftige Protektorin. Sie wurde das erste außerordentliche Mitglied des 1888 gegründeten „Vereins badischer Lehrerinnen“ und überwies bis zu ihrem Tode im Jahre 1914 einen Jahresbeitrag von 1000 Goldmark.

Der so wirkungsvoll protegierte Verein bat alle badischen Zeitungen seinen „Aufruf zur Gründung eines Lehrerinnenheims“ zu veröffentlichen. Überall bildeten sich Komitees, die den Aufruf unterstützten und Geld sammelten.

Die Liste der außerordentlichen Mitglieder des Vereins der ersten Jahrzehnte enthält alle Namen von Rang der badischen Gesellschaft vor dem Ersten Weltkrieg.

Neben vielen Spenden erbrachte ein Verkaufsbazar, der von der 2. Vorsitzenden des Vereins, Freifrau von Grünau, veranstaltet wurde, 33 104,45 Goldmark ein.

So konnte bereits 1889 die der Karlsruher Diakonissenanstalt gehörende Villa Salem an der Lichtentaler Hauptstraße für 45 000,— Mark erworben werden.

Jedoch nur 10 000,— Mark mußten für den Kauf aus dem Vereinsvermögen aufgebracht werden. Der Rest von 35 000,— Mark wurde von einer wohlwollenden Freundin des Vereins als Hypothekargläubigerin durch Cession übernommen und dem Verein gestundet.

Ein Teil des Bazarerlöses konnte nun für notwendige bauliche Veränderungen sowie die einheitliche Einrichtung und Ausgestaltung des Heimes verwendet werden.

Aber auch beträchtliche öffentliche Förderung wurde „dem für die Unterrichtsverwaltung so nützlichen Ziel des Vereins“ zuteil: Seine Königliche Hoheit der Großherzog geruhte „mit allerhöchster Staatsministerialentschließung“ dem Verein Körperschaftsrechte zu verleihen, von der Großherzoglichen Staatsregierung wurde auch die durch den Ankauf des Anwesens entstandene Accisschuld „gnädigst“ erlassen. Eine beträchtliche Zahl badischer Städte — darunter Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg, Baden-Baden, Rastatt, Pforzheim und Lahr — entsprachen der Bitte des Vereins und stellten zum Teil große Beitragssummen als Gemeindegzuschuß an den Verein in ihrem Haushaltsplan ein.

Am 1. April 1890 wurde dann das erste Lehrerinnenheim in Lichtental eröffnet.

Für ordentliche Mitglieder wurde der Pensionspreis für einen Tag je nach Zimmer auf 1,50 bis 2,50 Mark festgesetzt, andere Kurgäste zahlten 3,50 bis 5,— Mark und „für die Beleuchtung der Schlafzimmer“ wurde „pro Woche 1 Kerze gegeben“.

Knapp 25 Jahre sind es her, seit am 22. Juni 1960 die letzte Mitbegründerin dieses ersten, im Jahre 1890 eröffneten Lehrerinnenheims, an dessen Stelle der Neubau des Schwarzwaldwohnstiftes errichtet wurde, 92jährig starb.

Es war Fräulein Elisabeth Barthold. In ihrem Nachlaß fand sich folgende im Versmaß des Trompeters von Säckingen des badischen Dichters Victor von Scheffel verfaßte „Gründungsballade“:

Sagt, was ist das für ein Häuslein
In dem schönen lichten Tale?
Grün umrankt von wilder Rebe
Süß umduftet rings von Rosen
Und von Vöglein hold umsungen!
Aus dem Fenster schauen manchmal
Blasse Frauenangesichter,
Angesichter, die die Spuren
Tiefen Müdeseins verraten,
Aber aus den Augen schimmert
Doch ein Strahl, der Hoffnung kündet,
Hoffnung auf ein Frischerstarken.
Und da wieder ich gekommen,
Schauten aus den blanken Fenstern
Wiederum die selben Frauen;
Sanftes Rot lag auf den Wangen,
Freude strahlte aus den Augen:
Ihre Hoffnung war erfüllt. —
„Heim der Lehrerinnen Badens“
Nennen ringsum es die Leute,
Und die Frauen, die dort wohnen,
Sind des Landes Lehrerinnen,
Die, wenn ihre Kraft erschöpft ist,
Dort sich Mut und Stärke holen,
Um mit Freuden zu erfüllen
Ihres Amtes heil'ge Pflichten.
Wie das Häuslein ist entstanden,
Wollt Ihr wissen? Gerne künd' ich's:
Eine Schachtel kleinen Umfangs
Von gemeinem Blech gefertigt,
Aber bunt bemalt mit Farben,
Die gar lustig anzusehen,
Spielt das Glücksrad einst vor Jahren
In die Hände einer Frau¹⁾,
Deren Herz erfüllt von Liebe
Für die Schwestern im Berufe,
Wie nicht minder auch für andre,
Die der Hilfe sind bedürftig. —
Eines Tages lag ein Blättlein
In der Schachtel, drauf geschrieben
Schlichte Worte, doch bedeutsam.
(„Für ein Heim“)

Und von diesen schlichten Worten
Ging ein wunderbarer Zauber
Aus auf Alle, die sie hörten,
Oder denen es vergönnt war
Sie zu schaun mit eignen Augen.
Von den Augen zu den Ohren
Zuckte es zum Herzensgrunde,
Und von dort ging aus ein Strömen
In die Hand, die schnell entschlossen,
Aus der Tasche Münzen holte,
Die mit hellem Klang verschwanden
In der Schachtel eng' Behältnis.
Einer hohen Frau²⁾ ward Kunde
Von der wundersamen Schachtel,
Und auch sie erlag dem Zauber,
Spendete mit gut'gen Händen
Reichen Schatz in warmer Huld
Und es mehrten sich die Gaben,
Wie wenn gute Geister wirkten,
Daß in Bälde jene Schachtel
Nicht mehr fassen konnt' die Fülle.
Und der Deckel, der gar sorgsam
Ihre Schätze hielt geborgen,
Ward gesprengt — Und o Wunder!
Aus dem Geld entstieg das Häuslein,
Das da steht im lichten Tale.

Doch zum Heim sollt's Häuslein werden,
Also galt's es herzurichten,
Traulich jeden Raum zu schmücken,
Auch zu sorgen, daß Behagen
Jeder findet, der dort einkehrt.
Und der Geist, der in der Schachtel
Gar so wundersam gewaltet,
Er ging weiter, immer weiter
In die Herzen vieler Menschen,
Rührt mit seinem Zauberstabe
Ihre besten, tiefsten Saiten.
Und er traf auf seinem Wege
Auch ein Frauenherz³⁾, das edel,
Hilfreich stets und gut gewesen.
Aus dem nimmermüden Eifer
Ihrer warmen Hilfsbereitschaft
Quoll ein wunderbarer Segen,
Und aus ihres Werks Ertrage
Ward das Haus gar schön geschmücket,
Also, daß, wer drinnen weilet,

Fühlt ein wohliges Behagen,
Wie's ein Heim nur bieten kann.
Glücklich die, wenn nicht Familie
Ihnen nach des Lebens Mühe
Bietet einst ein trautes Heim,
Hier im Haus ein solches finden!

Die Mitgliederzahl stieg ständig und bald wurde die Villa Marie, wie man sie jetzt nannte (wohl Marie Loeper-Housselle zu Ehren), zu klein. Ein Neubau wurde ins Auge gefaßt.

Wieder wurde Geld gesammelt, Anteil-scheine mit 3% Verzinsung wurden gezeichnet, in der Karlsruher Festhalle fand ein dreitägiger Verkaufsbazar statt, der wieder einen Reingewinn von 47 500,— Goldmark erbrachte. 800,— Goldmark wurden erlöst durch den Verkauf eines Büchleins des Vorstandsmitgliedes Frl. von Schmitz: „Macht eure Kinder glücklich“ — man stand ja an der Schwelle des Jahrhunderts, von dem man glaubte, es werde als „Jahrhundert des Kindes“ in die Geschichte eingehen!

Das Gelände oberhalb des Grundstücks an der Hauptstraße — über die heutige Maximilianstraße hinaus — wurde erworben und das bekannte Architekturbüro Curjel und Moser, dem Karlsruhe einige seiner bedeutendsten Bauten jener Zeit verdankt (u. a. Christuskirche, Lutherkirche) erstellte die Pläne für den Neubau.

Im Mai 1899 findet die feierliche Grundsteinlegung statt und am 16. Juni 1900 kann das glanzvolle Fest der Einweihung gefeiert werden. Großherzog Friedrich I., Großherzogin Luise und Prinzessin Wilhelm tragen sich als erste in das Gästebuch des neuen Hauses ein. Das stattliche Haus an der Maximilianstraße wird in den Jahren bis 1933 nicht nur das Heim der badischen Lehrerinnen.

Die deutsche Frauenbewegung, der Kampf der Frauen um Gleichberechtigung in Staat

und Gesellschaft sind von nun an mit diesem Haus verbunden. Vertreterversammlungen des Vereins badischer Lehrerinnen, Tagungen von Ausschüssen, sogar die Vertreterversammlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins unter Leitung von Helene Lange werden im Baden-Badener Lehrerinnenheim veranstaltet. Auch Gertrud Bäumer ist ein häufiger Gast im Lehrerinnenheim.

Forderungen der Lehrerinnen für die Verbesserung der Mädchenbildung, für die Verbesserung der Situation der Frauen im Beruf und im öffentlichen Dienst werden hier formuliert.

Eine Kollegin jener Jahre, deren Anspruch auf Übertragung einer Planstelle wegen des für Lehrerinnen äußerst ungünstigen Stellenkegels „ruhte“, hat ihre Situation im Gästebuch des Heimes eindrucksvoll geschildert.

1. Lichtenthal! Dir gilt mein Sinnen
Süß bist du wie Honigseim
dem Gemüt der Lehrerinnen
liebes trautes stilles Heim
dir gebührt der schönste Reim.
2. Aber bange schwere Sorgen
drücken nieder meinen Sinn
wie ein rauher Herbstesmorgen
fließen meine Tage hin
seit zurruhgesetzt ich bin.
3. Doch mein Ruhestand ist eigen
Hundert Kinder hab ich doch,
und zu allem muß ich schweigen!
Bei dem schweren Arbeitsjoch
soll ich Hunger leiden noch.
4. Für die Mutter muß ich sparen,
Gott sei Dank! Ich kann es schon
doch daß in den gleichen Jahren
Lehrer haben doppelt Lohn,
das scheint mit ein bitterer Hohn!
5. Lehrerinnen! Auf zum Kampfe!
Setzt die ganze Kraft daran,
steuert los mit vollem Dampfe

brechet auch für uns die Bahn,
vieles ist ja schon getan!

6. Doch es dauert allzulange
bis wir endlich sitzen fest
und von denen, welche bange
warten auf's Bestallungsfest
bleibet noch ein großer Rest

Mit großem Danke — Karoline Längel —
Unterlehrerin — 40 Jahre alt ich bin.
Lichtenthal, den 9. November 1907

1918 finden zahlreiche aus dem Elsaß zurückkehrende reichsdeutsche Lehrerinnen in Baden-Baden Aufnahme. Die soziale Not der zwanziger Jahre führt dazu, daß weitere Dauergäste im Haus aufgenommen werden müssen. Die Entwicklung vom Ferien- und Erholungsheim zum Altersheim bahnt sich an.

Das Jahr 1933 bringt die Auflösung des Badischen Lehrerinnenvereins und das Haus wird dem Nationalsozialistischen Lehrerbund unterstellt.

Im Krieg kommen bald Fliegergeschädigte aus den Städten und die Wohnungsnot der Nachkriegsjahre führt dem Haus neue Dauerbewohner zu.

Die Zahl der Lehrerinnen nimmt stetig ab und das Haus wird mehr und mehr zum allgemeinen Altersheim, das sich dank des vorbildlichen und unermüdlichen Einsatzes der Heimleiterinnen, Frl. Marquart, Frl. von Wallenberg, Frau Maurach und der heute noch amtierenden Frau Lamprecht die angenehme Atmosphäre und den guten Ruf des Lehrerinnenheimes erhalten kann.

Schon 1947 geht vom Lehrerinnenheim Baden-Baden die Initiative zur Neugründung des Vereins badischer Lehrerinnen aus. Die Heime gehören nun zu dem von der Besatzungsmacht kontrollierten Vermögen — und jeder Pfennig Überschuß muß an die Militärregierung abgeführt werden.

Das alte Baden ist in zwei Besetzungszonen — in Nord- und Südbaden aufgeteilt und in Nord- und Südbaden haben sich der Badische Lehrerverein als Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im deutschen Gewerkschaftsbund neu konstituiert. Viele ehemalige Mitglieder des Badischen Lehrerinnenvereins sind dieser neuen Organisation beigetreten.

Um juristisch als Rechtsnachfolger mit der Forderung auf Rückgabe des Vermögens anerkannt zu werden, schließt sich der zahlenmäßig kleine Lehrerinnenverein mit der GEW zusammen und erstreitet in einem langwierigen Prozeß das von den Nazis enteignete Vermögen der badischen Lehrerinnen und Lehrer zurück.

Seit 1952 verwaltet der VbLL, Verein badischer Lehrer und Lehrerinnen, neben dem Kurhaus Bad Freyersbach und dem Seeheim Gaienhofen auch das Lehrerinnenheim Baden-Baden.

Da sich die Heime selbst tragen müssen, war an eine grundlegende und umfassende Renovierung, die nicht mehr hinausgeschoben werden konnte, nicht zu denken.

Ein neues Konzept mußte gefunden werden. In der Unternehmensgruppe Benner fand der VbLL den geeigneten Partner, die gute Tradition des Lehrerinnenheimes Baden-Baden zu erhalten und das Heim als Schwarzwaldwohntift Lichtental Baden-Baden in einer den modernen Erfordernissen angemessenen Form neu zu gestalten und weiterzuführen.

In der Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Vereins badischer Lehrerinnen im Jahre 1913 wird zur Geschichte des Heimes ausgeführt:

Es mag wohl selten auf einer Unternehmung so sichtbar der Segen Gottes geruht haben wie auf der Gründung des Lehrerinnenheimes in Lichtenthal, und das Geheimnis des

Erfolges liegt in den Worten der Gründerin: „Man muß mit dem Herzen schaffen, was gelingen soll.“

Zur Eröffnung des neuen Hauses bleibt der Wunsch, daß sich auch in Zukunft sowohl in der Verwaltungsgesellschaft wie auch in der Leitung und Betreuung des Schwarzwaldwohnstiftes Lichtenthal Baden-Baden immer

Menschen finden, die diesem Anspruch gerecht werden.

Anmerkungen:

- 1) Fräulein Minna Lanz
Gründerin des Vereins; 1. Vorsitzende
- 2) Prinzessin Wilhelm von Baden
- 3) Freifrau von Grünau
2. Vorsitzende des Vereins

VII. Buchbesprechungen

Geschichte

Bruno Schwalbach, Erzbischof Conrad Gröber und die nationalsozialistische Diktatur. 288 Seiten, broschiert, unverbindliche Preisempfehlung DM 38,—, Badenia-Verlag, Karlsruhe

Anpassung und Opposition der katholischen Kirche gegenüber der Hitlerdiktatur waren in der markanten Gestalt des Erzbischofs von Freiburg besonders deutlich ausgeprägt. Der nationalsozialistischen Partei und ihrem Regime kam er anfangs mit einer Mischung von Furcht und Hoffnung weiter als andere entgegen: Furcht vor dem Druck der Straße und dem Verlust der Gläubigen, besonders der Jugend, an die mächtige Bewegung, Hoffnung und sogar Bewunderung angesichts eines scheinbaren Idealismus und einer imponierenden Staatsgewalt. Nachdem die Illusionen verflogen, war das einstmals fördernde Mitglied der SS in den Augen der Partei „der übelste Hetzer gegen das Dritte Reich“. Man spann Intrigen zu seinem Sturz und hatte ihn für die Liquidation nach dem Endsieg vorgemerkt. Unter seiner Verantwortung konnte Gertrud Luckner für die Juden tätig sein; er wandte sich gegen die Euthanasie, gegen die Verhaftung von Priestern und gegen die Verfolgung seines Suffraganbischofs Sproll von Rottenburg. Seine oppositionelle Haltung bekundete er nicht nur in Briefen an Behörden und Parteistellen, sondern auch in öffentlichen Predigten.

Bruno Schwalbach zeichnet ein detailliertes und differenziertes Bild vom Wirken dieser spannungs-

reichen Persönlichkeit. Im Sinne Hans Buchheims bemüht er sich dabei gewissenhaft um die „Zeitkulisse“ und um historisches Verstehen, wobei er sich der kritischen Fragen Ernst-Wolfgang Böckenfördes angesichts des Verhaltens der katholischen Kirchenführung um 1933 bewußt bleibt. Aus voller Überzeugung überwiegen bei ihm die apologetischen Argumente gegenüber einer Kritik, die hinterher natürlich klüger ist. Aber die Irrtümer Gröbers und auch die Schattenseiten seiner im ganzen eindrucksvollen Persönlichkeit werden deutlich aufgezeigt.

Die Arbeit fußt auf umfangreichem ungedrucktem Material des badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe und des Diözesanarchivs in Freiburg, das teilweise hier erstmals ausgewertet wird.

Ferner hat der Verfasser Zeitzeugen befragt und natürlich Aktenpublikationen und Literatur ausgewertet. So kommt er zu erfreulich konkreten und gut abgesicherten Befunden nicht nur zur Kirchengeschichte und zur badischen Landesgeschichte, sondern auch zur deutschen Geschichte jener Jahre insgesamt; denn der Fall Gröber hat ohne Zweifel überregionale und exemplarische Bedeutung.

Natürlich kann eine solche Darstellung nicht alle Fragen lösen, die sie aufwirft, insbesondere im Hinblick auf die schwierigen Probleme der Hinnäherung mancher Kirchenführer zum Nationalsozialismus in den Anfängen von dessen Herrschaft. Gab es doch auch in jener Phase schon viele Chri-

sten, die anders dachten, war doch der unüberbrückbare Glaubensgegensatz zwischen Kirche und Partei im allgemeinen Bewußtsein lebendig. Vielleicht lag es daran, daß manche Kirchenfürsten in ihrer herrscherlichen Pose dem einfachen Volk zu wenig trauten, auch wenn sie wie Gröber selbst aus einfachen Verhältnissen stammten, und insbesondere die Staatsgewalt noch als losgelöst vom Volk und hergeleitet von Gottes Gnaden sahen. Die Wahlanalysen zeigen immerhin, daß gerade der katholische Volksteil sich am längsten vom Trend zur NS-Partei fernhielt. Daran anzuknüpfen konnte aber der Kirche angesichts der Konkordatspolitik des Vatikans kaum gelingen, die sich ihrerseits im Rahmen des Verhaltens der großen ausländischen Mächte gegenüber der Hitlerdiktatur hielt.

Früher als die Regierungen dieser Mächte ist der damalige Freiburger Erzbischof auf Distanz zum NS-Regime gegangen. Schwalbach zeichnet ihn ohne jede archivalische Trockenheit in lebendigem Stil. Die Darstellung ist umsichtig belegt und doch eine angenehme Lektüre, die durch einen interessanten Quellenanhang ergänzt wird. Der Verlag gab dem Band eine für Dissertationen ungewöhnlich gute äußere Form mit einer eindrucksvollen Einbandgrafik von Jutta Schwalbach.

Dr. Klaus Oesterle

Fritz Eyer: Das Territorium der Herren von Lichtenberg, 1202—1480. Untersuchung über den Besitz, die Herrschaft und die Hausmachtspolitik eines oberrheinischen Herrengeschlechts; Verlag Dietrich Pfahler, Bad Neustadt an der Saale, 1985; Schriften der Erwin-von-Steinbach-Stiftung. Frankfurt/Main Nr. 10, DM 62.

Ein im Text unveränderter, um eine kurze Einführung erweiterter Nachdruck der ersten Ausgabe Straßburg 1938 liegt mit dieser Veröffentlichung vor. Da diese Untersuchung auch den badischen, rechtsrheinischen Teil des Hanauerlandes betrifft, ist sie auch für uns diesseits des Rheines von grundlegender Bedeutung. Im Jahre 1938 konnte die Erstveröffentlichung, die sowieso der Zahl nach sehr beschränkt war, der Zeit und auch des Druckortes wegen nicht viele Interessenten erreichen, dem hat der Verlag D. Pfahler Rechnung getragen und diese Monographie in Zusammenarbeit mit der Erwin-von-Steinbach-Stiftung neu aufgelegt. Ein Regestenband (2. Band) ist in Aussicht gestellt. Beides wird eine Lücke innerhalb der oberrheinischen Geschichtsschreibung ausfüllen.

me

Kunst, Kunstgeschichte

„Zeugen der Zeit — Bildstöcke und Kreuze im Landkreis Rastatt.“ Hrsg. Landkreis Rastatt

Ein Prachtwerk. Vergleichbares ist weit und breit nicht bekannt. Andere Werke beschränken sich stärker, indem sie z.B. nach ästhetischen oder anderen mehr individuellen Gesichtspunkten auswählen, oder nur einzelne Gemeinden umfassen oder auf andere Art lückenhafter bleiben. Wohl bisher einmalig in einem solchen Werk ist die durchgehend farbige Bilddokumentation der Kleinkunstwerke. Daß Lichtverhältnisse und andere technische Gründe nicht immer fotografische Spitzenbilder zuließen (wie im Teil I der Einführung gesagt wird) ist sicher entschuldbar. Ein Beispiel allerdings mag ich nicht entschuldigen: die Detailaufnahme des Bildstockes mit den 14 Nothelfern in Hügelsheim (Abb. 397). Es kann doch wohl nicht unmöglich gewesen sein, sich zum Zwecke der Aufnahme das Gitter vor der Bildnische öffnen zu lassen. Nur ohne das Gitter wäre diese Aufnahme sinnvoll gewesen. Andererseits ist es aber besonders lobenswert, daß für einige Besonderheiten und Inschriften zusätzliche Detailaufnahmen gezeigt werden. Einige der dokumentierten Kleinkunstwerke gewinnen dadurch erheblich, z.B. das Kruzifix von Durmersheim-Würmersheim (Abb. 195) durch die Detailaufnahme der Arma Christi (Abb. 197).

Das Wesentlichste an diesem Werk ist sein Bestreben nach möglichst vollständiger Erfassung aller Steinkreuze, Nischenkreuze, Hochkreuze und anderer Kruzifixe, aller Bildstöcke und Standbilder von Heiligenfiguren an Brücken und Brunnen, kurz aller freistehenden Kleinkunstwerke, die „Gott zu ehren, ihm zu danken, seine Hilfe zu erbitten — manchmal unter Einschaltung der Muttergottes bzw. von Heiligen“ entstanden sind. Selbst der hervorragende aber nach kunsthistorischen Gesichtspunkten auswählende Band die „Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt“ von 1963 erfaßte diese Denkmalkategorie nur zu einem Teil, abgesehen davon, daß er Rastatt und Favorite für einen nie erschienenen zweiten Band aufsparte und selbstverständlich die vielen Gemeinden nicht erfaßte, die vor der Gebietsreform von 1973 zu anderen Landkreisen gehörten.

Im Frühjahr 1981 begann die Bestandsaufnahme, durchgeführt von Werner Scholl, einem ehemaligen Mitarbeiter des Landratsamtes. Ohne die Unterstützung durch Landratsamt, Gemeindeverwaltungen und Landesdenkmalamt hätte die immense Arbeit, die sich Werner Scholl dankenswerter Weise aufgeladen hat, kaum bis Ende 1985 abgeschlossen werden können. Rund 700 freistehende

Denkmäler der Volksfrömmigkeit konnten erfasst werden, weit über 600 davon werden im Bild gezeigt. Nur bei Kreuzwegstationen und Lourdesgrotten hat man sich auf einige wenige Beispiele beschränkt (Begründung siehe Einführung!). Die Einführung hat rund 40 Textseiten. Dr. Gertraud Zull gibt darin einen typologischen und kulturhistorischen Überblick, der dem Laien die Augen öffnet für viele Details und ihm ein orientierendes Erfassen in der verwirrenden Fülle dieser religiösen Kleindenkmäler erlaubt. Zu Erscheinungsformen, Errichtungsgründen und sagenhaften Überlieferungen der Stein- bzw. Sühnekreuze wird ebenso Stellung genommen, wie etwa zum Alter der Kruzifixe und den Symbolen am Kreuz. Standbilder und Bildstöcke werden in ihren kulturhistorischen Kontext gestellt. Schließlich werden auch Herkunft und Stand der Stifter, sowie Anlässe und Motive der Stiftungen erörtert. Man kann nur hoffen, daß dieses prächtige Werk dazu hilft „Ein geschärftes Bewußtsein für die Existenz dieser Objekte, für ihre hohe familien-, orts- und kulturhistorische Bedeutung zu schaffen ...“, um somit auch der Gefährdung dieser Denkmäler ... entgegenzuwirken.“ Dies wird in Kapitel I als Wunsch, als „Antriebsfeder“ und als „Anliegen“ des Unternehmens genannt. Möge diese Hoffnung sich erfüllen.

(G. Hoffmann)

Literatur

André Weckmann: **Odile oder das magische Dreieck**, Roman, Morstadt-Verlag, Kehl—Straßburg—Basel, 1985, 284 Seiten, broschiert, DM 29,80.

Man hätte André Weckmann nach seinem temperamentvollen und dynamischen Elsaß-Roman „Wie die Würfel fallen“, der 1981 im gleichen Verlag erschien, schier nicht zugetraut, daß ihm vier Jahre danach wieder ein Volltreffer zur gleichen Thematik „Elsaß“ gelingen könnte, zumal ihm dieses Unterfangen beim ersten Mal viel Kraft gekostet hatte. Dem war nicht so: Wer André Weckmann innerhalb der Lesungen des Morstadt-Verlages auf der Frankfurter Buchmesse in diesem Jahr beim Vorlesen aus dem neuen Roman zuhörte, der ahnte dabei, daß hier wieder ein Werk voller Elan und elementarer Kraft kommen würde. So ist es nun in der Tat, und man weiß nicht, was man bei diesem, im Vergleich zu dem Roman „Wie die Würfel fallen“ ganz andersartig komponierten und geschriebenen Werk, bei Weckmann bewundern soll: seine Sprache, seinen Stil, seine präzisen Kenntnisse der heutigen elsässischen

Szene, seine reflektierend vorgetragenen historischen und kulturellen Reminiszenzen, seine charismatische Ironie und — last, not least — seine einzigartigen Bezüge zu dem, was man die elsässische Volksseele und den Urgrund des Landes nennen könnte. Und das alles vorgetragen in der verzauberten Atmosphäre des Hexleins vom Bastberg. Odile mit Namen, in der Namengebung und Geistigkeit anknüpfend an die Patronin des Elsaß, Odilia, der Begründerin des Klosters Hohenburg, was aber Weckmann nicht hindert, gerade in der Form des Phantastischen und Surrealistischen den Franzosen und den Deutschen und den Elsässern selbst eine Lektion zu erteilen. Dabei ist dieses phantastische Verzauberte ganz nahe an der Wirklichkeit.

A propos Sprache: man kann das Hochdeutsche Weckmanns in seiner meisterlichen Beherrschung als beispielhaft auch für bundesdeutsche Verhältnisse bezeichnen. Vielleicht hat Weckmann, gerade weil er unbelastet ist vom nivellierenden Hochdeutsch und ganz aus dem elsässischen Idiom seines Lebensraumes sein Deutsch schöpft, in dieser Urtümlichkeit und zugleich in der Unmittelbarkeit und Genauigkeit der Diktion schreiben können. Schon deshalb verdiente dieser neue Roman von Weckmann in der Bundesrepublik und in der Schweiz, vor allem aber in Baden-Württemberg, eine besondere Beachtung.

André Weckmann ist zugleich ein Zeugnis für das, was im Elsaß auch heute noch an verborgener und schöpferischer Kraft der Sprache vorhanden ist, die „Schlemmerkunde“ (Originalton von Weckmann!), die vom Elsaß ausgeht, soll nach seiner Absicht eine Korrektur erfahren, das ist ihm gelungen. Es ist schön, die Dialektik des Elsaß und seiner Bewohner dem Franzosen und dem Deutschen klarzumachen, so daß sie anfangen, etwas zu ahnen von seiner Originalität. Weckmann ist das gelungen, man wird dieses Buch erfreut und mit einem erweiterten Horizont aus der Hand legen. Dem Morstadt-Verlag, Kehl, sei nicht nur gedankt für die wie immer einwandfreie und ästhetische Aufmachung des Buches, sondern vor allem dafür, daß er um der Sache des Elsaß willen diesen bemerkenswerten Roman aus dem Elsaß auflegt.

me

Claude Vigée: **Heimat des Hauches**. Gedichte und Gespräche, herausgegeben von Adrien Finck, Elster-Verlag, Bühl-Moos, 34,— DM.

Dieses Buch aus einem neuen Verlag und mit einem tiefsinnigen Titel hat es in sich. Die „Gedichte und Gespräche“, ein kostbares Geschenk des Hebelpreisträgers 1984 und Juden aus dem El-

saß, der zugleich Französisch, Elsässisch und auch Hochdeutsch auf feinfühligere Art und Weise handhabt und dessen Konfessionen Adrien Finck durch eine zurückhaltende und auf die spezifische Geistigkeit des Autors eingestimmte erhellende Interpretation zu einem tiefen Nachhall in uns bringt, lassen etwas ahnen von der Kraft, die in dichterischer Äußerung sozusagen zur Reife gelangt ist. Beim Entdecken dieses Dichters — um eine Entdeckung handelt es sich in der Tat —, überkommt einen ein wenig Stolz, das Claude Vigée (alias André Strauss) Elsässer ist und in einer elementaren Erkenntnis seiner Selbst zu seinen eigentlichen Wurzeln zurückfindet.

Man darf es als ein Wunder des Geistes — Geist im hebräischen Sinne als Hauch oder auch als Odem verstanden — bezeichnen, daß solche eine Wiedergeburt — wir gebrauchen bewußt diesen biblischen Begriff — in unseren Jahren möglich ist. Der Autor drückt dieses Ereignis im Bild als „Ur-Springen inmitten des heutigen Tages“ aus. Und daß diese Wiedergeburt nach einem außergewöhnlichen Lebensschicksal sich vollzieht, das den 1921 in Bischweiler im Unterelsaß — es ist auffällig, wie Vigée Wert auf diese unterelsässische Herkunft legt — Geborenen als jüdischen Flüchtling ins unbesetzte Frankreich zwang und die Angst vor der Bloßstellung ihn nach den Vereinigten Staaten von Amerika verpflanzte, wo er dann, wiewohl materiell gesichert, die unbändige Sehnsucht eines neuen Anfangs verspürte und diesen dann im Staat der Juden, dem heutigen Israel, erfüllt bekam, ist mehr als bemerkenswert. Und in einem vorläufigen Abschluß findet er in Israel und durch das Neuhebräische hindurch zum Elsässischen seines Urgundes. Vigée mag diesen Begriff wohl nicht, weil das Leben für ihn immer eine Entwicklung nach vorne ist. Das äußert sich darin, daß er die Elsässer Mundart als sein erstes Hebräisch bezeichnet. („Wir wollen bleiben, was wir sind“ — „Wir wollen bleiben, was wir werden“, was von Exodus 3, 14 bestimmt ist). Wenn Vigée elsässisch redet, empfindet er darin eine Mischung von Struwwelpeter, Max und Moritz, Bibel und Breughel. Großartig auch, wie bei ihm die Wirklichkeit Exil und Rückkehr als jüdischer Lebensvollzug miteinander verbunden bleiben, eine Einheit bilden. Faszinierend in ihren ganz neuen Bildern und Metaphern, aber auch im Stil, ist die französische Lyrik, mehr noch überrascht es, daß die „Dichtung“ sich auch in der hochdeutschen Übertragung wiederfindet, mag vieles melancholisch-trauriger sein („... von Straßburg bis Jerusalem besuchen wir unsere Gräber ...“), so ist es doch das „Prinzip der Hoffnung“ (Ernst Bloch), das Vigée zur Sprache bringt. Er hat darüber hinaus eine unwahrscheinlich lyrische Ausdrucksfähigkeit beim Elsäs-

sischen, er spricht sogar davon, daß Elsässisch Kultursprache und vollwertige Literatursprache ist. Elsässisch ist für ihn elementar, bodenverwurzelt, jiddisch. Auch das muß noch hinzugefügt werden: die Transkriptionen aus dem Elsässischen ins Hochdeutsche, was sonst nicht immer ohne Schwierigkeiten gelingt, sind voll gelungen, auch das ist eine Meisterleistung.

Sehr ergiebig sind im Blick auf das Elsaß — wir können das hier nur andeuten — die Gespräche, die Vigée mit Françoise Bondy 1964 in Berlin, mit Paul Asall vom Südwestfunk 1981 und 1984 und vor allem mit Adrien Finck im Winter 1984/85 in Straßburg führte: Sie zeigen einen auf vielen Gebieten wachen Zeitgenossen, der, von Existenzialismus, aber auch vom Geiste Johann Peter Hebels behührt, in der jüdischen Geistigkeit und Tradition aber zutiefst fußend, in einem Zusammenhang Israels und des Elsasses die „Heimat des Hauches“ in einer spannungsvollen Einheit lebt. Wir können für das Elsaß und das Elsässische nur hoffen, daß sich dieses Beispiel auswirkt und Claude Vigée für die Heimat Elsaß nicht zur Eintagsfliege wird. Was er ja selbst als Hoffnung ausdrückt. Man sollte nach diesem Buch greifen, es lohnt sich. me

Weidhase Helmut, Klaus Oettinger, Hrsg., **Minnekunst und Liebeslust am Bodensee**. Lieder, Schwänke, Moralitäten und Amor-alitäten, aus alten Handschriften zusammengetragen und in neues Deutsch gebracht. 156 S., 20.— DM, Faude, Konstanz, 1985 (Alem. Liebell Zwei).

In diesem „Alemannischen Libell Zwei“ des Faude-Verlages sind Schwänke aus dem 13. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert in Vers und Prosa vertreten. Die Herausgeber haben die Stücke sorgfältig in ein heute lesbares Deutsch gebracht. Es sind deftige Kapitel darunter, die Derbheit des Mittelalters vertretend, aber auch die Frömmigkeit dieses Zeitalters wird sichtbar, oft in der Nutzenwendung oder Schlußfolgerung, die der Leser zu ziehen hat. Aus der zur Verfügung stehenden Fülle an Literatur haben die Herausgeber eine wohlüberlegte Auswahl getroffen und bereiten dadurch dem Leser ein mit Nachdenklichkeit und Schmunzeln gepaartes Vergnügen.

L. Vögely

Hermann Eris Busse, Peter Brunnkant. 240 S., DM 24,80, Neuauflage 1985, Schillinger-Verlag Freiburg

Es ist heutzutage nicht selbstverständlich, daß ein Roman von Hermann Eris Busse nach fast sechzig Jahren wieder neu aufgelegt wird. Zu begrüßen ist

diese Tatsache jedenfalls, wenn auch vordergründig ein glücklicher Zufall das Unternehmen auslöste, denn im Keller des Hauses „Badische Heimat“ in Freiburg lagerten die vollständigen Druckbogen des Romans. Der Initiative der Familie Busse und dem verlegerischen Engagement des Verlages ist es zu danken, daß der Roman „Peter Brunnkant“ — entstanden 1927 — wieder greifbar ist. Dr. Helmut Bender führt in einem Vorwort in das Leben und Werk Busses, des Dichters und unvergessenen Geschäftsführers unserer Badischen Heimat, ein. Er legt auch überzeugend dar, daß es auch für kritische junge Leser in der Gegenwart notwendig ist, daß ein solches Buch wie der „Peter Brunnkant“ wieder verfügbar gemacht wurde. Es geht eben auch um die Stellung Busses in der Literatur unseres Landes und seine Wertung heute. Dr. Bender bemerkt ganz richtig, daß Busses Zeit nicht mehr die unsrige ist, daß wir empfindlich reagieren auf „pathetisch übersteigerte Lyrismen“, daß es jedoch an die Grundsubstanz geht „und nicht zuletzt auch um die Aussagen und Möglichkeiten all dessen, was wir noch immer oder erneut mit Begriffen wie Heimat, Land und Leute, Volk und Volkstum umschreiben.“ So geht dieser „romantische Landfahrerroman mit seinen seligen Naturstimmungen“ (Oeftering „Geschichte der Literatur in Baden“, Teil III, S. 83) in die Literaturwirklichkeit unserer nüchtern gewordenen Zeit. Die Dichtung spielt, so Busse in seiner Autobiographie „Mein Leben“ in ihren „schicksaligsten Kapiteln in Überlingen, schwärmt dazwischen allerdings weit aus: in den tiefsten Hochschwarzwald, ins Markgräflerland, an den Kaiserstuhl, in den Breisgau bis hinunter ins Badische Frankenland.“ L. Vögely

Joseph Albrecht von Ittner. Der schöne Scharfrichter u.a. geistreiche Erheiterungen des Ordenskanzlers der Malteser, Badischen Staatsrathes, Seekreisdirektors in Konstanz etc., mit einem Nachwort der Herausgeber Klaus Oettinger und Helmut Weidhase, 183 S., 20.— DM, Faude, Konstanz 1983 (Alem. Libell Eins).

Ittner wurde 1756 in der Nähe von Bingen geboren. Nach einer sehr turbulenten Jugendzeit studierte er Jura an den Universitäten Mainz und Göttingen. Danach ging es mit seiner Karriere schnell aufwärts: Juristische Praxis beim Reichskammergericht in Wetzlar, bei der Reichsversammlungskanzlei in Regensburg und beim kais. königl. Reichshofrat in Wien. 1788 wurde er Hofrat des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und heiratete die Tochter des Kanzlers Daniel v. Frank. 1786 tat Ittner den entscheidenden Schritt, als er zum Kanzler des Malteserordens mit dem Sitz in Heitersheim wurde. Mit aller Kraft

kämpfte er gegen die politischen Gegebenheiten, dem das Fürstentum Heitersheim zum Opfer fiel. Es wurde 1806 badisch. Großherzog Karl Friedrich berief Ittner als Staatsrat in seinen Dienst, ein Zeichen der Hochachtung und Anerkennung von dessen Fähigkeiten, obwohl Ittner bei den Auseinandersetzungen um Heitersheim der stärkste Gegner des Großherzogtums war. Ittner liquidierte die fürstl. Abtei St. Blasien, gerade für ihn eine delicate Aufgabe, wurde bad. Gesandter bei der Eidgenossenschaft der Schweiz und gleichzeitig Kurator der Universität Freiburg. Aus nicht ganz durchsichtigen Gründen wurde Ittner 1812 abberufen und als Seekreisdirektor nach Konstanz versetzt. Noch einmal geriet er in die Mühle der großen Politik, als er als Vertreter des Großherzogs zu den Verhandlungen zur Reorganisation der katholischen Kirche nach Frankfurt geschickt wurde, wo er aber mit seinen Vorstellungen nicht durchdrang. Er ging in den Ruhestand und starb 1825 in Konstanz.

Der hochqualifizierte Berufsjurist Ittner war ein Mann der späten Aufklärung. Er besaß eine ganz außergewöhnliche Bildung, kannte sich in Biologie und Geographie aus, sprach und schrieb fließend Englisch, Französisch und Spanisch und war ein Experte im Lateinischen und Griechischen. Außerdem war Ittner ein exzellenter Kenner der antiken Literatur. Da er ein offenes Haus führte und Gastlichkeit pflegte, ist es kein Wunder, daß erlauchte Geister bei ihm verkehrten. „Zur Förderung der Geselligkeit sind auch Ittners literarische Arbeiten entstanden, und nur unter diesem Aspekt sind sie gerechterweise zu würdigen.“ (Nachwort) Ittner hat für eine gepflegte und gute Unterhaltung geschrieben und zwar sehr erfolgreich. Vieles von ihm ist deshalb auch in Zeitschriften veröffentlicht worden. Damals las man viel in geselliger Runde vor, und da und so kam auch Ittners Werk voll zur Geltung.

Die Textauswahl gestaltete sich — so die Herausgeber — durch die Fülle des Materials schwierig. Sie entschieden sich für Stücke, welche Lesevergnügen bereiten, „oder die doch wenigstens als literarisches Zeugnis einer heiteren Lebenskultur zu lesen sind, die selten geworden ist.“ (Nachwort) Dem kann man zustimmen, wenn man sich in „Hero und Leander am Bodensee“, „Der Schiffskapitän Ali“, „Briefe von und an Heinrich Zschokke“, „Geschichte meiner Familienperücken“, „Nicotianus Raucher“, „Der Totengräber“, „Der schöne Scharfrichter“, „Über den Ursprung der Weiber“, und in „Die Bienen an Zeus“ vertieft. Daß der Band durch ein Schreiben J.P. Hebels an den „Geheimrath von Ittner, Curator der Universität Freiburg bei deren Gesandtschaftsreise in die Schweiz“ eingeleitet wird, sei ebenfalls vermerkt.

Landschaft, Natur, Heimat

Rist, Walter u. Dieter Kohlhepp: **Die Elz. Vom Schwarzwald zur Rheinebene.** Mit Beiträgen von Thomas Herzig und Gitta Reinhardt. 144 S., 160 Farbbilder, Format 22 × 21 cm. Kehrer-Verlag KG, Freiburg, 1984. Geb. DM 39,80.

Nach einigen interessanten Veröffentlichungen zur Geschichte und Landeskunde im engeren Heimatgebiet stellt der Kehrer-Verlag, Freiburg, als Neuerscheinung ein Buch vor, das sich dem Erscheinungsbild der Elz, einem Nebenfluß des Rheins (vom Ursprung bis zur Mündung) widmet. Hervorragende Fotografen haben illustriert, was an Berichten über Landschaft und Leute an den Ufern dieses liebenswerten Fließchens in diesem Buch enthalten ist. Neben interessanten Naturbeobachtungen, sei es von seltenen Tierarten oder Pflanzenstandorten, die dem Fotografen begegneten, ist schließlich in weiteren Kapiteln die Rede von der Geschichte des Elztales, von der Wirtschaft und Sozialgeschichte (wer weiß schon etwas über Bergbau im Suggental über Jahrhunderte?) bis hin zu einem kunstgeschichtlichen Spaziergang entlang der Elz. Den Abschluß bildet ein Kapitel über Sitten und Gebräuche, so z.B. über die weiterhin bekannte Fasnet in Elzach, das Scheibenschlagen, die Wallfahrten zum Hörnleberg und nach „Maria Sand“ und die in verschiedenen Gegenden typischen Trachten.

Das durchweg vorzügliche Bildmaterial illustriert das Gesagte hervorragend. Das Buch gehört in das Regal jedes Heimatfreundes; möge es dazu beitragen, noch Vorhandenes — in der Natur wie im Brauchtum — für später zu bewahren. P. Lögler

Heimat am Hochrhein. Jahrbuch des Landkreises Waldshut 1986, Band XI, herausgegeben vom

Landkreis Waldshut, 172 S. mit 33 farbigen, 46 schwarz-weißen Abbildungen, 4 geogr. Karten, farbiger Einband, DM 25,80, im Verlag des Südkurier Konstanz.

Der Landkreis Waldshut hat mit seinen Jahrbüchern „Heimat am Hochrhein“ eine Tradition begründet, um die ihn andere Landkreise beneiden können, denn Jahrbücher von solcher Qualität und Ausstattung sind selten. Es ist kein Wunder, daß die Jahrbücher ein breites Publikum gefunden und zu einem festen Bestandteil südbadischer Periodika geworden sind.

Auch Band XI folgt einer bewährten Einteilung. Im Mittelpunkt des Buches steht — als aktuelles Thema — die ältere Generation, mit Recht, denn gerade diese Generation hat ihre besonderen Schwierigkeiten mit den sich sehr gewandelten Lebensbedingungen. Die Kapitel „Der ältere Mensch, Teil unserer Gesellschaft“, „Die Hilfen der Caritas für ältere Menschen. Offene Altenhilfe — eine Standortbestimmung“, „Der Mobile Soziale Hilfsdienst der Arbeiterwohlfahrt Waldshut“, „Das Altenwerk der katholischen Pfarrgemeinde Gurtweil“, „Das Matthias-Claudius-Heim in Waldshut“ ergeben eine ausgezeichnete Übersicht über die Aktivitäten im Landkreis und die Chancen, die sich daraus für ältere Menschen ergeben. Der Landkreis Waldshut und seine Gemeinden, Natur- und Umwelt, Wirtschaft und Verkehr, Kultur und Bildung, Literatur und Sprache, Brauchtum und Geschichte und eine Chronik sind die weiteren Kapitel des Buches; sie behandeln alle wesentlichen Charakteristika, welche das Gesicht eines Landkreises prägen.

Das hervorragend ausgestattete Jahrbuch sei allen, die das schöne Land um den Hochrhein lieben oder es kennenlernen wollen, zur Lektüre warm empfohlen. L. Vögely

Radolfzell — Joseph Victor von Scheffel

*O Radolfzell, du altes Nest
mit deinen Wackenmauern,
wie lernt man hier aufs allerbest
entsagen dem Brüten und Trauern!*

*Mit Reben umrankt vor dem Tor sich die Höh'
bis hinab zum Mettnaugestade,
und schimmernd ladet der Untersee
zum kühlenden Wellenbade.*

*Wenn dort ich in wohligem Schwimmerspiel
der Fluten Tiefe durchschneide,
grüßt altbefreundet der Hohentwiel
aus bergstolzer Hegauweite.*

*Schön ist er im dämmerndem Morgengrau
vom Duft der Ferne umflossen,
und schön, wenn zum Abend-Purpurblau
sich der Sonne Glühgold ergossen.*

*Vergnüglich sitzt man am Strande fest
und vergißt den Koffer zu packen;
o Radolfzell, du altes Nest
mit deinen Mauerwacken!*

BUCHEN ODENWALD

Heimattage Baden-Württemberg 12.-14. September 1986

PROGRAMM

Donnerstag, 11. September 1986

19.30 Uhr
Eröffnung der Heimattage Baden-Württemberg
1986 mit Kultusminister Mayer-Vorfelder
— Altes Rathaus

Freitag, 12. September 1986

9.00 Uhr
Tagung „Landeskunde im Unterricht“
— Altes Rathaus (vormittags)
— Realschule (nachmittags)

10.00 Uhr
Tagung „Das Heimatmuseum — Fiktion oder
Realität“
— Zehntscheune

14.00 Uhr
Werkstatt: Mundartliches Volkstheater
— Kath. Kindergarten (beim Rathaus)

15.00 Uhr
Festakt „75 Jahre Bezirksmuseum Buchen“
und Eröffnung der neuen Museumsteile mit
Wissenschaftsminister Prof. Dr. Engler
— Steinerner Bau

17.00 Uhr
Eröffnung der Ausstellung
„Badisches Franken — Land und Leute“
— Trunzerhaus

17.00 Uhr
Treffen der Kinder- und Jugendchöre des
Sängerkreises Buchen
— Marktplatz

19.30 Uhr
Mundart-Theaterabend
— Wimpinasaal, bei günstiger Witterung:
Museumshof

20.00 Uhr
Eröffnung der Ausstellung
„Adel im Badischen Franken: 700 Jahre
Freiherren Rüdiger von Collenberg in Bödighheim“
— Schloß Bödighheim

Samstag, 13. September 1986

9.00 Uhr
Wettbewerb „Volksmusik-Renaissance“ ganztägig
— Heinrich-Magnani-Haus Hettingen

9.30 Uhr
Tagung „Adelsarchive — Bewahrung und
Betreuung“
— Schloß Bödighheim (Reservistenheim)

10.00 Uhr
Exkursion „Museumsstraße Odenwälder Bauern-
haus“ — Treffpunkt und Einführung: Altes Rat-
haus

10.00 Uhr
Eröffnung der Ausstellung: „Kleindenkmale
in Baden-Württemberg“
— Rathausfoyer

11.00 Uhr
Exkursion zu Flur- und Kleindenkmalen
im Badischen Franken
— Treffpunkt Rathaus

14.00 Uhr
Tagung der Freilichtmuseen in
Baden-Württemberg
— Freilichtmuseum Walldürn-Gottersdorf

ab 14.00 Uhr
Mundart, Volksmusik und Volkstanz
— Darbietungen auf den Straßen und Plätzen
der Altstadt

16.00 Uhr
Symposium „Die Kleindenkmale. Gefährdung und
Bewahrung“
— Rathausfoyer

19.30 Uhr
**„Ein Streifzug durch Baden-Württembergs
Mundarten in Wort und Lied“**
— Altes Rathaus

19.30 Uhr
Volksmusik und Volkstanz in Baden-Württemberg
— Festzelt

Sonntag, 14. September 1986
„Landesfest zum Tag der Heimat“

8.30 Uhr
Exkursion „Limeswanderung“
— Treffpunkt Bushaltestelle Sparkasse

9.00 Uhr
Kath. Gottesdienst mit Aufführung einer
fränkischen Volksmusikmesse
— Stadtkirche St. Oswald

9.00 Uhr
Ev. Gottesdienst mit Bläsermusik
— Christuskirche

ab 10.00 Uhr
**Darbietungen der Gastgruppen auf den Plätzen
der Altstadt**

11.00 Uhr
Festakt für Vertreter der Heimatverbände mit
Verleihung der Medaille für Verdienste um die
Heimat
— Frankenlandhalle

14.00 Uhr
Großer Trachtenumzug
**„BADEN-WÜRTTEMBERGS REGIONEN
BEGEGNEN SICH IN FRANKEN“**
Aufzug und Begrüßung der Gastgruppen

14.30 Uhr
Kundgebung zum Tag der Heimat
— Marktplatz/Platz beim Alten Rathaus,
**anschließend Handwerk, Volksmusik und
Volkstanz**
Darbietungen auf den Straßen und Plätzen der
Altstadt

Handwerk und Brauchtum

Darbietungen von Handwerk (sonntags),
Brauchtum, Volksmusik, Trachten und Volkstanz
auf den Straßen und Plätzen der Altstadt
am Samstag, 13. 9. ab 14 Uhr
sowie am Sonntag, 14. 9. ab
10 Uhr (ganztags)

Ausstellungen

während der Heimattage
Badisches Franken — Land und Leute
im Trunzerhaus (Kellereistraße 25)

Adel im Badischen Franken:
700 Jahre Rüd't von Colenberg in Bödighcim
im Schloß Bödighcim (Ahnensaal)

*Der Regierungsbezirk Karlsruhe und seine Regionen
in Geschichte und Gegenwart.*

Eine Landeskunde-Literaturschau. Mit Fotoaus-
stellung „Altrhein — Verlorenes Paradies“ und
Bildern des Schülerwettbewerbs „Schüler sehen
ihre Heimat“.

Vom 8. bis 15. 9. in der Sparkasse Buchen, geöff-
net während der Schalterstunden.

Gotik im Böhmerwald

in der Volksbank Franken, geöffnet während der
Schalterstunden

Wettbewerbe

mit Preisverleihung während der Heimattage

Mundart

Wettbewerb um den Mundartpreis des Arbeitskrei-
ses Heimatpflege Nordbaden/Regierungsbezirk
Karlsruhe e. V.

„Volksmusik-Renaissance“

Wettbewerb des Landesmusikrates Baden-Würt-
temberg

Schülerwettbewerb

„Schüler sehen ihre Heimat“

Scheffel und das Karlsruhe-Trauma

Keiner anderen Stadt aber hat Scheffel derart viel an Unversöhnlichem und Gekränkt-Kränkendem ins Stammbuch geschrieben wie seiner Heimatstadt Karlsruhe — der Stadt, in der er geboren wurde und in der er sterben sollte, in der er (gegen seine Absicht, aber der Mutter und dem Schwiegervater gehorsam) heiratete, in der er bis ins Erwachsenenalter zu Hause war und in die er später immer wieder zurückkehrte, um den schwerkranken Bruder zu pflegen oder den Winter zu verbringen. Sein Elternhaus, seine Familie hat Scheffel mit viel Zärtlichkeit geliebt, den Vater freilich aus größerer Distanz. Karlsruhe aber hat er — soll man es beschönigen? — gehaßt. Woher dieser Haß rührte, welche Verletzungen diesem Haß im einzelnen zugrundelagen — das läßt sich aus den vorliegenden Quellen nicht schlüssig ermitteln. Nicht mehr als Andeutungen machen Äußerungen aus dem Jahr 1859: „Ich werde lieber Steinklopfer als Beamter in Karlsruhe [...] gefirnisste Misere eines Ortes, der mich ignoriert und gedemütigt hat.“ 1863 äußerte er: „In Karlsruhe könnte ich zur Zeit nicht existieren, ohne vor Verachtung und Ekel an dieser Lügenwirtschaft, die sich mit der liberalen Maske schmückt, Brechreiz zu bekommen.“ Für seine Beerdigung hatte er bereits 1857 letztwillig verfügt: „und soll Niemand mitgehen von Karlsruhe, außer den Meinigen. Je n'aime pas cette ville.“ Als sein Freund Julius Braun von Karlsruhe als „der europäischen Wüste, dem bepyramiteten und beobeliskierten Tempel der Langeweile“ spricht, stimmt Scheffel ohne Abstriche zu.

Schon 1847 hatte sein Urteil gelautet: „Es ist zu viel Hofluft, zu viel Bureaukratie und zu viel Äußerlichkeit hier.“ Zehn Jahre später nennt er Karlsruhe „widerwärtig“. In dieser Stadt fühlt er sich „wie eine Forelle in einem Zuber lauen Wassers“; an anderer Stelle variiert er dasselbe Bild: „In Karlsruhe würde ich zugrunde gehen wie eine Forelle, die in den Sumpf gesetzt wird.“

Aus: Günther Mahal, J. V. von Scheffel — Zu Unrecht vergessen? — Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1986

Errata-Heft 1/86

Liebe Leser des Schwetzingen Heftes (1/86),

manchmal wird man nachhaltig daran erinnert, daß nichts auf dieser Welt vollkommen, sprich fehlerfrei ist. So auch das Schwetzingen Heft (1/86); der Druckfehlerteufel lacht sich ins Fäustchen, trotz aller Mühen hat er uns übel mitgespielt. Von diesen Teufeleien sei hier die Rede. Seite 67 zeigt eindeutig Willy Grüb auf dem Foto, Copyright by Süddeutsche Rundfunk. Bitte um Korrektur der Bildunterschrift und um Nachsicht bei Willy Grüb! Seite 93 geschah ein ärgerliches Wunder — auf dem Umbruchabzug nicht zu erkennen: das Foto „Blick in den Eingangsbereich“ steht auf dem Kopf und wird so zum Vexierbild, zum Suchbild. Entschuldigung an alle! Selbstverständlich schreibt man die „Anekdote“ mit einem „n“ (S. 112), das leidige „n“ in Klammern, dann hat man die mundartliche Version, dann aber auch gleich das „f“ weg dann wird der „Kurpälzer“ bzw. die „Kurpälzer An(n)ekdote“. Schließlich wohnt Dr. Volker Kronemayer in Brühl (S. 176). Das Schwetzingen Heft war dennoch ein großer Erfolg. Die Betroffenen mögen dem selbst betroffen Gemachten verzeihen. Es bittet um Entschuldigung nach wie vor

Ihr Karl Wörn

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Hans Clauser

Nördliche Hildapromenade 10,
7500 Karlsruhe 1

Fritz-Martin Edelmann

Priesterrain 16, 7850 Lörrach

Franz Falkenstein

Eschbacher Tal 1, 7891 Dogern

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Dr. Reiner Häbling von Lanzenauer

Sophienstr. 30, 7570 Baden-Baden

Annemarie Heimann-Schwarzweber

Tüllingerstr. 84, 7850 Lörrach

Peter Christian Müller

Marienstr. 44, 7880 Bad Säckingen

Prof. Ernst Rehmann

Beethovenstr. 1, 7500 Karlsruhe 1

Prof. Berthold Rudolf

Friedlander Str. 3, 7500 Karlsruhe

Norbert Thamm

Adenauerstr. 5, 7505 Ettlingen

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe

Franz Wehinger

Leopoldstr. 11, 7500 Karlsruhe

Dr. Johannes Werner

Steinstr. 21, 7551 Elchesheim

Dr. Herbert Wiczorek

Hebelstr. 6, 7505 Ettlingen